

Saarbrücker

# HEFTE

**Die Vergangenheit bringt sich in Erinnerung** – Eine Diskussion über das Saarbrücker Mahnmal gegen Rassismus, Reflexionen über Kunst und KZ, Anmerkungen zur Geschichtsschreibung

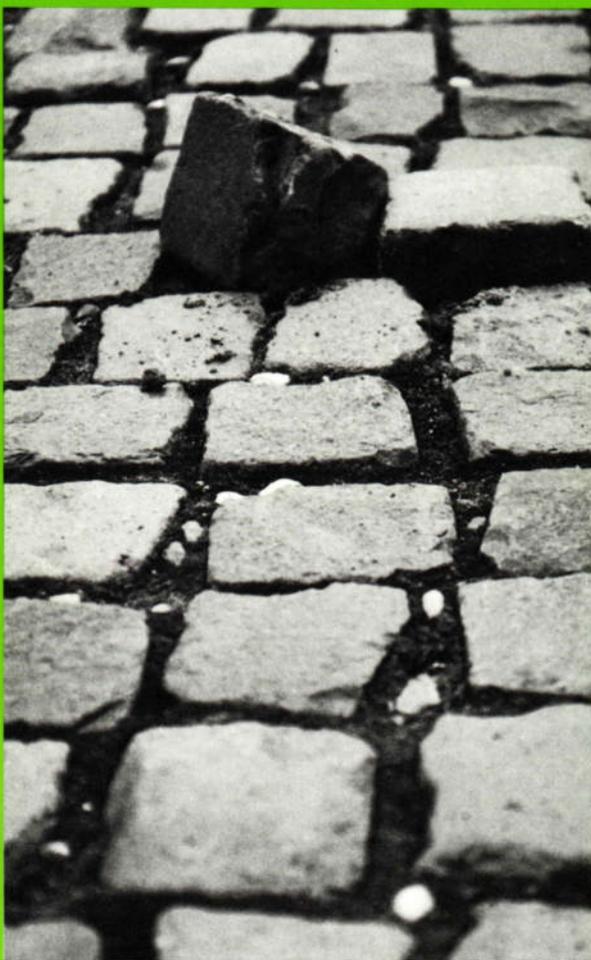
**Nekropolis oder:** Was passiert nach dem Abriss der Saargalerie?

*Ein Ariadnefaden durch das Labyrinth schulpolitischer Reformruinen*

**Rambo & Zambo:** Eine Bestandsaufnahme des Saarbrücker Kinoangebotes

*Kleine Geister. Die neueste Max Ophüls-Schelte*

**Sommernachtstraum oder kleiner Horrorladen?** Neues vom Staatstheater



Ein Interview mit Christa Wolf über ihren Roman „Kassandra“

*Vier Seiten Kunst: Radierungen von Volker Lehnert*

**Palü, pala!** Ein Entwurf für den endgültigen saarländischen Kriminalfilm

*Fenster nach Frankreich: Neue Entwicklungen in der Photographie*

Rezensionen über Gulden, Kalbfuss, Bernading und über einige tausend Seiten Geschichte

Heft 67  
Juni 1992

# Impressum

Saarbrücker Hefte Nr. 67, Juni 1992

**Herausgeber:**

Verein Saarbrücker Hefte e. V.  
Mechtild Grandmontagne, Marianne Heckeler, Klaus Ducke

**Geschäftsführende Redaktion** (verantwortlich):

Dirk Bubel, Hans Horch

**Redaktion:**

Mechtild Grandmontagne, Achim Huber, Hermann Kotthoff, Eva Labouvie, Uwe Loebens, Bernd Nixdorf,  
Dietmar Schellin, Peter Schmitt-Egner, Ralph Schock, Reinhard Wilhelm

**Redaktionsadresse:**

Dudweilerstraße 22, 6600 Saarbrücken, Telefon (0681) 39 95 14

**Verlag:**

Ottweiler Druckerei und Verlag GmbH, Sauer Milchstraße 14, 6682 Ottweiler, Telefon (06824) 2097

**Layout:**

Dirk Bubel, Johannes K. Götzinger, Hans Horch, Uwe Loebens, Bernd Nixdorf

**Satz und Druck:**

Ottweiler Druckerei und Verlag GmbH

**Verkaufspreis:**

14,50 DM (Doppelheft 18,- DM)

**Jahres-Abo:**

22,- DM (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Verlag.

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendung von Manuskripten an die Redaktionsadresse.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

**Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:**

Winfried Becker, Erich Bollinger, Michael Brocke, Micha Brumlik, Dirk Bubel, Angela Fitz, Fidel Flaneur,  
Nissim Francez, Christian Gattinoni, Günter Bernd Ginzel, Joachim Heinz, Hans Walter Herrmann, Michael  
Höfner, Hans Horch, Achim Huber, Juliane Kuhn, Bernd Nixdorf, Rainer Petto, Fabian Samuel, Dietmar  
Schellin, Armin Schmitt, Dietmar Schmitz, Ralph Schock, Herbert Wender, Tobias Widmaier.

**Die Fotos dieser Ausgabe stammen von folgenden Fotografinnen und Fotografen:**

Giordano Bonora, Stefan Braun, Vincent Cordebard, Gerhard Heisler, Helene Hourmat, Herbert Jochum,  
Uwe Loebens, Isolde Ohlbaum, Michael Strauss,

**sowie aus folgenden Archiven:**

Archiv des Staatlichen Auschwitzmuseums, Archiv der Hauptkommission zur Verfolgung der Nazi-  
Verbrechen in Warschau, Archiv der Vereinigung der Opfer des Nazi-Regimes in Prag und dem Stadtarchiv  
Worms.

**Titelbild:**

Uwe Loebens

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir: der Landeshauptstadt Saarbrücken, der „Arbeit und Kultur  
Saarland GmbH“, der Saarmesse GmbH und dem Sparkassen- und Giroverband.

# SAARBRÜCKER HEFTE

# Inhaltsverzeichnis

<b>Editorial</b>	3	<b>Literatur</b>	
<b>Die Vergangenheit bringt sich in Erinnerung</b>		<i>Christa Wolf im Gespräch mit Ralph Schock:</i>	
Vernehmbare Dispute über ein unsichtbares Mahnmal	4	„Impulsbezüge, das gefällt mir sehr“	56
Konzeptkunst oder Shoah business?	5	<b>Galerie</b>	
<i>Michael Brocke:</i>		<i>Volker Lehnert:</i>	
Faszination und Skepsis	7	„Landschaften mit Büsten“	60
<i>Nissim Francez:</i>		<b>Kulturbilanz</b>	
Brief an deutsche Freunde	10	<i>Michael Höfner:</i>	
<i>Naomi Nir-Beimling:</i>		Das Festival der kleinen Geister	65
Deutsche Existenzängste, vom Holocaust beeinflusst	11	<i>Angela Fitz, Juliane Kuhn:</i>	
<i>Micha Brumlik:</i>		„Sie haben uns gerade noch gefehlt“	66
Das Erhabene oder die Furie des Verschwindens	12	<i>Achim Huber:</i>	
<i>Fabian Samuel:</i>		Kino in Saarbrücken	70
Diskussionsbereitschaft vorausgesetzt	13	<b>Intermezzo</b>	
<i>Erich Bollinger:</i>		<i>Bernd Nixdorf:</i>	
Die finale Vergrufung der deutschen Geschichte	14	Salli Palli	82
<i>Günther Bernd Ginzel im Gespräch mit Dietmar Schellin:</i>		<b>Rezensionen</b>	
Trauer über Kunst	17	<i>Dietmar Schmitz:</i>	
<i>Tobias Widmaier:</i>		Hinunterschlingen oder Ausspucken?	93
„Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten...“	21	<i>Dirk Bubel:</i>	
<i>Hans Horch:</i>		Existenzerhellung durch Bewurf mit Denkschleiern	95
Woher bezog das Nazisystem seine Macht?	26	<i>Rainer Petto:</i>	
<b>Diskussion</b>		Courage in der Provinz	97
<i>Fidel Flaneur:</i>		<i>Armin Schmitt:</i>	
Nekropolis	37	Hexerei und Zauberwerk	99
<i>Herbert Wender:</i>		<i>Hans-Walter Herrmann:</i>	
„Hinweg mit den sogenannten gelehrten und ungelehrten Schulen...“	44	Prädikat: Nicht unerlässlich	103
<b>Fenster nach Frankreich</b>		<i>Winfried Becker:</i>	
<i>Christian Gattinoni:</i>		Christliche Politik an der Saar	105
Aktuelle Tendenzen der französischen Photographie	51	<i>Hans Horch:</i>	
		Grüß Gott und Heil Hitler	107
		<i>Hans Horch:</i>	
		„Im übrigen ist nach den Bestimmungen...“	108
		<i>Joachim Heinz:</i>	
		Das neubearbeitete Saarland-Buch zur Neubearbeitung empfohlen	110
		<b>Autorinnen und Autoren</b>	<b>112</b>

Immer wieder beweist sich, daß der Nationalsozialismus eine Vergangenheit ist, die nicht vergeht.

Drei kulturelle Ereignisse der letzten Monate zeigen es an: die Entstehung eines Saarbrücker Mahnmals für die Opfer des Holocaust, die vom Staatstheater initiierte Veranstaltungsreihe „Täter-Opfer“ (mit einem Stück von Tabori, mit der in Theresienstadt entstandenen Kammeroper „Der Kaiser von Atlantis“, mit der Lesung Georges-Arthure Goldschmidts in der Volkshochschule), schließlich die Publikation der drei ersten historischen Monographien über die Zeit des Naziregimes an der Saar demonstrieren, daß das Getriebe normaler Geschäftigkeit immer wieder gestört, daß die Decke des Hier und Heute immer wieder durchstoßen wird durch die Erinnerung daran, daß diese angenehme zivilisierte Welt zur abgrundtiefen Barbarei fähig gewesen ist, durch die Befürchtung, daß sie es weiterhin sein könnte.

Wir reagieren darauf. Wir veranstalten eine Kontroverse über das Saarbrücker Mahnmal, wir veröffentlichen aus Anlaß der Wiederaufführung einer im KZ komponierten Oper einen Aufsatz über intellektuelle Selbstbehauptung unter den Verhältnissen der vollständigen Entwürdigung, wir diskutieren die Schwierigkeit, die Geschichte des Naziregimes zu schreiben.

Die Gegenwart der Vergangenheit muß nicht melancholisch stimmen in der Wahrnehmung dessen, was heute mit uns angestellt wird. Was mit dieser Stadt und ihren Einwohnern geschieht, wird uns ständiges Thema bleiben. Stadtzerstörung durch blindes „Es wird gesorgt“ ist der Gegenstand des einen, die schulpolitische Verwaltung individueller Chancen ist der Gegenstand des zweiten Diskussionsbeitrages in diesem Heft.

Christa Wolf, eine Autorin, die sich nur ungern erklärt, hat im Februar im Literaturprogramm des Saarländischen Rundfunks ein Interview gegeben. Für uns Grund genug, ihre Worte festzuhalten.

Im übrigen liefern wir unseren Lesern, worauf sie bereits ein Gewohnheitsrecht haben: Vier Seiten, die einem Künstler überlassen wurden - Volker Lehnert ist diesmal an der Reihe -, ein „Fenster nach Frankreich“, durch das wir die Gegenwartsfotografie betrachten, die vierte Folge unserer Bestandsaufnahme des regionalen Kulturangebotes, Rezensionen von auf das Saarland bezogener oder von saarländischen Autoren verfaßter Literatur.

Und schließlich eine Premiere. Die Leser der SAARBRÜCKER HEFTE werden lachen. Bernd Nixdorf ist schuld. Der hat eine Parodie auf die Saarbrücker „Tatort“-Reihe verfaßt. In Dialekt und mit Dibbelabbes. Und trotzdem nicht blöd. Ein wahres Kunststück.

**Hans Horch**

# Vernehmbarbare Dispute über ein unsichtbares Mahnmal



Jochen Gerz, ein anerkannter zeitgenössischer Künstler, Gastprofessor an der Hochschule der Künste in Saarbrücken, ist zur Zeit dabei, auf dem dortigen Schloßplatz ein Unsichtbares Mahnmal gegen Rassismus zu errichten.

Er läßt annähernd 2.000 Pflastersteine aus dem zum Schloß führenden Weg entnehmen. Auf die Unterseite dieser Steine werden die Namen von Städten und Gemeinden, in denen es 1933 jüdische Friedhöfe gab, eingemeißelt. Die Liste dieser Friedhöfe kam durch eine Umfrage unter den jüdischen Gemeinden in Deutschland zustande. Das Datum des Tages, an dem die jeweilige Gemeinde auf Gerz' Rundschreiben antwortete, wird ebenfalls auf dem Pflasterstein vermerkt. Die Steine werden wieder auf ihrem ursprünglichen Platz versenkt, so daß das Mahnmal schließlich mit den Auge nicht wahrnehmbar sein wird. Unklar ist, ob eine – möglicherweise unkonventionell gestaltete – Tafel den Besucher des Schloßplatzes hinweisen wird auf die verborgene Gedenkstätte. Sicher ist dagegen, daß eine Ausstellung über Mahnmalkunst im allgemeinen und eine über das Gerzsche Projekt im besonderen, außerdem ein Katalog, der alle Steine fotografisch dokumentiert, für die Publizität des Unsichtbaren Mahnmals sorgen werden.

# Konzeptkunst oder shoah business?

## Vorbemerkung der Redaktion

Die folgenden Beiträge diskutieren, wie schon in Heft 66, Dezember 1991, angekündigt, Gerz' Unsichtbares Mahnmal. Daß diese Diskussion ausgesprochen kontrovers verläuft, zeigt, wie anregend, aber auch wie brisant das Saarbrücker Gerz-Projekt ist.

Auch in der Redaktion wurde über das Mahnmal von Jochen Gerz bis zuletzt ungewöhnlich heftig diskutiert. Die Skeptiker argumentierten, die Konzeption der geplanten Gedenkstätte sei eher zufällig und nicht eben stringent gedacht. Ein solches Mahnmal setze jedoch aus Gründen des Respekts eine intensive Beschäftigung mit der Bedeutung der Friedhöfe nach dem jüdischen Gesetz voraus. Diese habe Gerz sich erlassen. Seinen Plan, Trümmerreste von jüdischen Friedhöfen unter dem Schloßplatz zu vergraben - ein Frevel gegen die jüdische Vorstellung von der Ewigkeit und der Unantastbarkeit der Friedhöfe - habe er erst fallengelassen, nachdem man ihn von außen auf den blasphemischen Charakter seines Tuns aufmerksam gemacht habe. Auch die Dokumentation der unspezifischen, über das jüdische Leben in Deutschland nichts aussagenden Städtenamen sei eine bloße Verlegenheitslösung.

Die Mahnmal-Befürworter hielten dem entgegen, daß Änderungen der Konzeption ein normaler Vorgang bei jedem künstlerischen Entwurf seien.

Für Diskussionen sorgte auch der Name des Mahnmals bzw. die Namensänderung. Zunächst hieß es „Platz der Vereinigung“, dann „Mahnmal des Konsenses“, dann „Mahnmal gegen Faschismus“ und schließlich, bevor jemand daran erinnern konnte, daß zwischen völkermörderischem Nazisystem und bloß diktatorischem Faschismus ein grundlegender Unterschied besteht, „Mahnmal gegen Rassismus“. Während die Skeptiker dies als Zeichen anhaltender Unsicherheit und Unausgegorenheit des Konzepts werteten, argumentierten die Befürworter, daß ein Künstler auf der Suche nach dem richtigen Ausdruck selbstverständlich auch den Titel seines Werkes revidieren dürfe.

Genau so heftig wie über das Pro und Kontra des Mahnmals wurde in der Redaktion über etwas anderes diskutiert: über Gerzens Umgang mit der Öffentlichkeit.

Daß Gerzens Mahnmal der Öffentlichkeit administrativ verordnet wurde und daß dies - zumindest in der ersten Phase - auch noch klammheimlich geschah, wurde schon in Heft 66 kritisiert. Ebenso wurde bemängelt, daß auch Gerz selbst jeder öf-

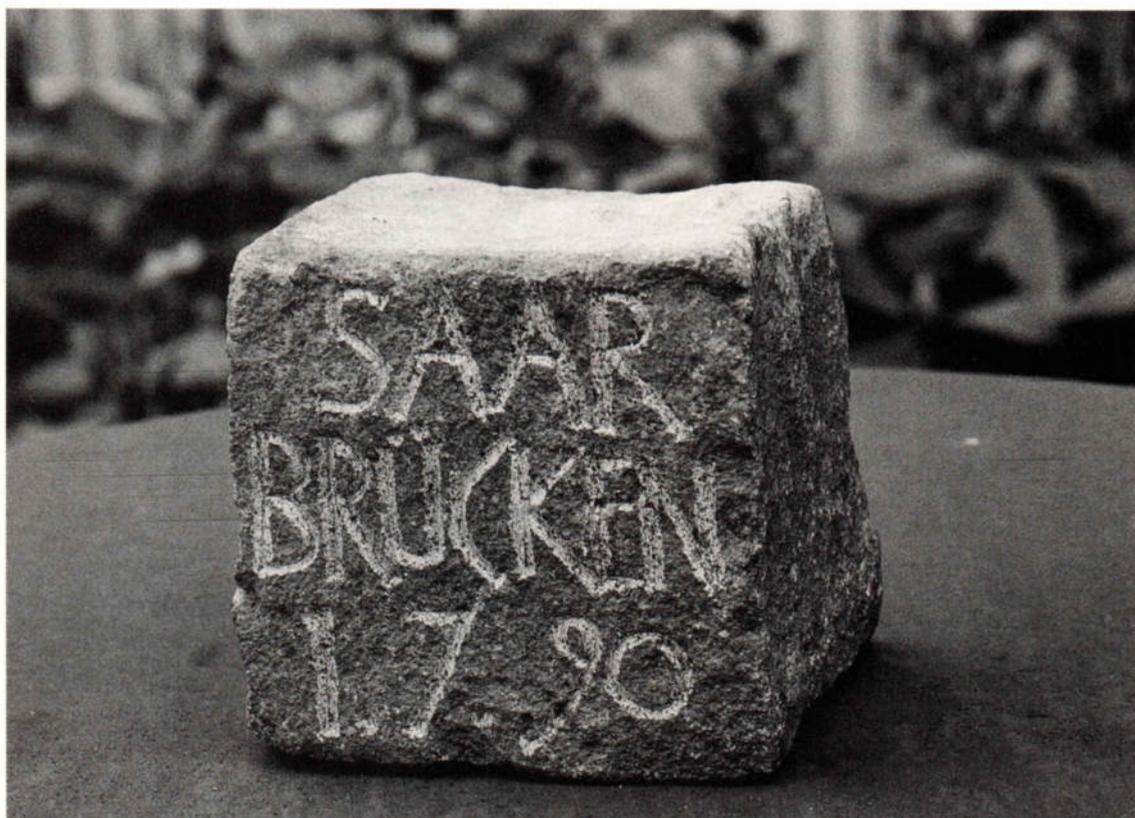


fentlichen Auseinandersetzung konsequent aus dem Wege ging. In dieses Bild selbtherrlicher Verweigerung paßten auch unsere eigenen Erfahrungen mit Gerz nahtlos hinein. Ein erstes Gespräch brach der Künstler ab, als er zu einigen Widersprüchlichkeiten in seiner Konzeption befragt wurde. Ein zweites Gespräch machte er davon abhängig, daß die Saarbrücker Hefte die internationale Presseresonanz auf sein Werk dokumentieren und alles, was sie über sein Werk zu veröffentlichen gedächten, ihm vorgelegt werden müsse. Daß solche Praxis in der Tat stattfindet, wird durch zweierlei belegt. Die Saarbrücker Zeitung brachte brav einen internationalen Pressespiegel. Und Jean Christophe Ammann, Direktor des Frankfurter Museums für Moderne Kunst, ließ sich von Gerz überreden, ein paar harmlos-kritische Sätze aus seinem für die Saarbrücker Hefte verfaßten Statement ersatzlos herauszustreichen. Was uns veranlaßte, unsererseits auf den Abdruck des Ammann-Statements zu verzichten.

Selbtherrliches und autoritäres Gebaren findet sich auch in Gerzens Umgang mit den jüdischen

Gemeinden. Gerz hatte die Tatsache, daß er von den meisten Gemeinden Auskunft über die Lage ihrer Friedhöfe erhielt, der Öffentlichkeit als aktive Unterstützung verkauft. Dem Stadtverbandstag hatte er bei der Entscheidungsfindung nachgeholfen mit dem Satz: „Wenn dieses Werk einen Auftraggeber hat, dann sind es die jüdischen Gemeinden in Deutschland.“ Hätte eine einzige Gemeinde seinem Vorhaben widersprochen, betonte er mehrfach, er hätte davon abgesehen. Kenner des jüdischen Gemeindelebens bezweifeln jedoch, daß das Gerzsche Projekt auch nur in einer einzigen Gemeinde ausdrücklich diskutiert und gebilligt worden sei. Von ihrem Vetorecht scheinen die Gemeinden überhaupt nichts gewußt zu haben.

Natürlich kann man sich auf den Standpunkt stellen, daß für die Bewertung eines Kunstwerks nicht die Publicity-Kniffe und die politischen Durchsetzungstaktiken des Künstlers entscheidend sind, sondern allein die Qualität des Werkes. Man kann aber auch die Frage stellen, inwieweit Gerzens Instrumentalisierung der jüdischen Gemeinden das gesamte Vorhaben diskreditiert.



# Faszination und Skepsis. Fragen an ein Mahnmalprojekt

Von Michael Brocke

**„Ganz Deutschland ein Friedhof der jüdischen Kultur und des jüdischen Lebens, wohin man auch seine Schritte lenkt“ - eine „Friedhofs“-Metapher, die vielen Besuchern in den Sinn kommen mag, wenn sie ihren Fuß zum ersten Mal (wieder) auf diesen Boden setzen und das Land mit ihren einander widerstrebenden Erinnerungen und dem Wissen von der lebendigen tödlichen Vergangenheit durchreisen.**

**Nicht selten benutzt man ja im Deutschen das Wort „Friedhof“ und seine Verbindungen, wenn etwas deftig ironisch als „tot“, „leblos“ oder auch nur „langweilig“ charakterisiert werden soll. Es wäre enttäuschend, wenn die Idee des Saarbrücker Mahnmalprojekts bei seinem Urheber aus eben dieser Benutzung des Wortfeldes Friedhof heraus entstanden wäre, wenn sie sich damit verbinden würde und geradezu fatal, wenn die Öffentlichkeit sich nicht davon freimachen könnte.**

Jener gängige „Friedhofs-Vergleich“ (für unseren konkreten Fall einem Bericht der Saarbrücker Zeitung vom 15./16.8.91 entnommen), darf nicht zur Basismetapher des Gerz'schen Projekts werden, und wenn schon so geschehen, dann es nicht bleiben. Sollen sich nicht die mit dem Mahnmal verbundenen Absichten gegen es selbst kehren, so darf dies nicht im Bewußt- oder vielmehr im Unterbewußtsein der Öffentlichkeit latent sein.

Jüdische Friedhöfe sind vielmehr gänzlich unmetaphorisch zu verstehende Stätten, deren alte und neuere hebräische, aramäische oder jüdisch-deutsche Bezeichnungen nichts von unserem Alltagsverständnis und -sprachgebrauch des Deutschen zu „Friedhof“ mit sich tragen und nichts davon auch nur suggerieren. Jeder dieser „Guten Orte“ erfüllt seine ihm aufgetragene Funktion und bleibt so, wie paradox dies auch erscheinen mag, eine lebendige jüdische Einrichtung, auch und gerade da, wo es kein heutiges jüdisches Leben gibt - in seiner Bewahrung der Toten an dem einen festen Ort, dem sie einmal anvertraut wurden, und der grundsätzlich unaufgebbar und unaufhebbar ist. Hier allein liegt das einzige den Toten dauerhaft zuge dachte Gedenken, auch und gerade dann, wenn das Band des individuellen Gedächtnisses zwischen den Generationen abgerissen (worden) ist. Was Wunder also, wenn der alte jüdische Euphemismus vom „Haus des Lebens“ nicht nur ein Euphemismus ist,

sondern Lebenszuversicht ausdrückt, die die einstige Wiederbelebung der Toten durch einen Gott der Lebendigen (und nicht der Toten) sprachlich vorwegnimmt. Die jüdischen Friedhöfe als „Häuser des Lebens“ sind also gerade nicht diejenigen Orte, an denen Deutschland zum „Friedhof“ allen jüdischen Lebens geworden ist.

Unabhängig von dem, was sich als konkretes geschichtliches Substrat in, hinter oder unter dem unsichtbaren Mahnmal verbergen mag - gleichviel ob es sich dabei um Namen, Orte und Daten, um Einrichtungen oder Versammlungsstätten oder wie hier in Saarbrücken um alle jüdischen Begräbnisorte in Deutschland handelt -, in jedem Fall würde uns diese Idee eines abgekehrt sichtbaren, unsichtbar anwesenden Themas des Denkmals faszinieren können. Vielleicht ist es vor allem dieses - ausschließlich dieses? -, was daran fasziniert: Die Spannung der Ausführung eines unsichtbaren und verborgenen Mahnmals, das seinen Inhalt bewußt dem Sehen und Gesehenwerden entzieht und ihn vor dem Auge verbirgt. Konkret ausgedrückt: Der Inhalt, der hier allein in der Beschriftung von Trittssteinen und ihrer hohen Zahl liegt, findet sich nur am „natürlichen“ Ort dieser Steine, d. i. in der Erde. Auf der anderen Seite aber - im konkreten Verstande - ein sinnlich wahrnehmbarer Raum, der mit Füßen getreten werden kann und muß, soll er als Ganzes wahrgenommen werden. Pflastersteine wie alle Pflastersteine, denen andererseits aber Namen und Daten zu entnehmen wären, ebenso betretbar wie unlesbar. Die Grenzen zwischen dem bezeichneten sprechenden Mahnmal und dem nicht minder sprachlosen Straßenpflaster lassen sich nicht ausmachen; wohl kann man davor stehenbleiben und sie zu unterscheiden versuchen, doch sie lassen sich nicht voneinander trennen, und Pflaster ist dazu da begangen, nicht aber auf seine Kehrseite hin bedacht zu werden. Daß aber ein Pflaster selbst und nicht die Umgebung, in der es sich befindet, und nicht die Geschichte, die es hatte, Hemmungen und Betretenheit auszulösen vermag, das hat es noch nicht gegeben.

Die Faszination der Idee des unsichtbaren Mals also ist groß und bleibt bestehen, auch wenn sich Fragen und Einwände erheben, sobald man darüber nachzudenken beginnt. Gleichviel, ob solche Kritik die faktische Ausführung und Gestaltung eines Konzepts im einzelnen überhaupt zu beeinflussen vermöchte. (Als in letzter Konsequenz Konzept-

Kunst und nicht der Materialisierung bedürftig, braucht es aber die Kritik, um als Idee oder Konzept leben zu können, unabhängig von konkreter Ver-Stein-erung. Dies hieße aber auch, daß es bei seiner Verwirklichung „vor Ort“ keine Kritik verträgt, worauf gewisse Reaktionen von J. Gerz hinzu-deuten scheinen.)

Was, fragt beispielsweise die Kritik, bedeutet es für das Pflaster-Mal, daß es sich vor einem Bauwerk befindet, welches Inbegriff von politischer Repräsentanz wie Öffentlichkeit ist und die Kommunikation der Bürger mir ihrem Gemeinwesen darstellt? Pflastersteine haben hier ihren etwas historisierenden praktischen Nutzen, sollen nun aber auch als dunkle Anhäufung von Erinnerungspotential vor dem Stadtschloß lagern, welches den Steinen durch seine Gegenwart überhaupt erst die Wichtigkeit oder doch zusätzliche Bedeutung verleiht (und das vielleicht in größerem Maße, als es den Steinen eingeschriebene Namen und Daten vermöchten).

In gewiß längst vergangenen Zeiten hätte man solchermaßen exponierten Steinen die Namen unterworfenen Völkerschaften eingehauen und sie gewiß nicht nach unten gedreht, sondern mit allen Namen nach oben plaziert, damit man sie treten und niedertrete: die Feinde, die Besiegten, die Unterlegenen. - Damit ich sie heute nicht trete, müssen also ihre Orte abgekehrt sein; und damit ich sie heute erinnere, müssen sie vor den Augen verborgen werden.

Da das Denkmal selbst „unsichtbar“ wird, muß zuvor um so mehr auf sein Unsichtbares achtgegeben werden; denn liegt dessen Inhalt erst einmal verborgen da und ist nur fotografisch dokumentiert museal nebenan oder in Washington einzusehen, so wird er insgesamt unveränderbar. Die Steine tragen Orts- und Stadtteilnamen, und das als die Namen aller derjenigen Orte und Ortsteile in Deutschland, in denen es jüdische Begräbnisstätten gab und gibt. Dieser Zusammenhang jedoch geht nicht aus den eingeschriebenen Ortsnamen selbst oder aus irgendwelchen Markierungen der Steine hervor, sondern muß auf dem Denkmal äußerliche Weise hergestellt werden, durch Plan, Projektbeschreibung, durch Information darüber und das Wissen davon, d. h. als ein sowohl vorher wie nachher stets neu zu schaffender und aufrechtzuerhaltender Zusammenhang. Und das nicht nur, weil die Beschriftung der Steine unsichtbar ist. Auch ihre Datei- und Fotografie-Dokumentation muß den Zusammenhang

durch auslegende Texte erklären. Auf oder unter den Malsteinen wird nichts, was für alle jene jüdischen Friedhöfe spezifisch und charakteristisch wäre, genannt und eingemeißelt. Was auch könnte davon auf den Steinen verzeichnet werden? Das Datum der Einrichtung des Ortes? Seine Größe im Flächenmaß? Die Zahl der noch darauf erhaltenen Grabmale? Dies und anderes sind Informationen, die nur schwer zu erhalten und nicht leicht zu verarbeiten sind.

Um so mehr muß sich die Kritik daran entzünden, daß außer den Ortsnamen von knapp 2000 solcher Stätten jedem Pflasterstein ein Datum eingehauen wird. Es ist das der Reaktion der jeweiligen jüdischen Gemeinde auf die Anfrage der Projektmitarbeiter Gerz'. Was aber hat das Datum eines Schriftwechsels mit seinem „Objekt“ selbst, dem Friedhof von Altlandsberg, Illingen oder Storkow etwa, zu tun? Wozu wird jedem Ortsstein ein Tag, ein Monat, ein Jahresdatum der frühen 90er Jahre eingehauen? Ist dieses für die jeweiligen „Guten Orte“ eher irrelevante Datum eine Selbstverewigung des Künstlers und seiner studentischen Mitarbeiter? Oder ist es eine Tag-um-Tag-Datierung des Denkmals selbst? Es scheint zumindest, als weise das Datieren der Steine auf eine Verlegenheit hin. Weiß der Künstler nicht, was er dem - auch nicht sonderlich aussagestarken - Ortsnamen hinzufügen soll? Was sollte er auch hinzufügen können? Und selbst wenn sich dieses oder jenes Faktum beigegeben ließe, wie träfe er die Auswahl? Wie vermöchten er oder auch jeder andere einen jeden der voneinander so verschiedenen Guten Orte individuell zu treffen? Dennoch bleibt die Frage nach Ursprung und Sinn der aktuellen Datierung eines jeden Namenssteins bestehen.

Als Antwort darauf legt sich nahe zu vermuten, daß die Datumsangabe nichts mit den jüdischen Friedhöfen zu tun hat, sondern der Selbstdokumentation des Entstehens dieses Mahnmals „gegen Rassismus“ dient, ja vielleicht sogar der Ausdruck einer tiefsitzenden Unsicherheit gegenüber der ausdrücklich beabsichtigten Unsichtbarkeit des Denkmals selbst ist. Zeigt sich aber daran nicht, wie wenig die jüdischen Friedhöfe selbst - oder durch sie hindurch jüdische Geschichte - komemoriert werden können und sollen -, und um wieviel mehr es um anderes geht, zu dem sie Anlaß sind und Unterlage? Ähnlich wie bei jenem banalen und für die jüdischen Friedhöfe unpassenden Vergleich des Landes



Alle folgenden Fotos: Jüdischer Friedhof Sötern; Fotos: Herbert Jochum

mit einem „Friedhof“ muß auch hier die Frage nach der Gefahr einer Instrumentalisierung der jüdischen Friedhöfe (bzw. der jüdischen Gemeinden und deren Überforderung noch dazu) für eine ihnen fremde Mahnidee gestellt werden dürfen.

Doch nicht allein aus diesem Grunde möchte man den Künstler bitten, auf die sich schnell einbürgernde Bezeichnung seines Werks als Mahnmal „gegen Rassismus“ zu verzichten und statt dessen eine dem Charakter dieses Mals und seinem schriftlichen Inhalt näherkommende bessere Bezeichnung zu suchen.

(„Rassismus“ ist überdies nur ein Aspekt dessen, was erinnert und wovor gemahnt werden soll, dazu ein Begriff, der sich noch zu sehr von eben dem „Rassismus“ selbst und seinen pseudoanthropologischen Wahnvorstellungen, seiner ihm zugrundeliegenden wertenden Ideologie, bestimmen läßt. Denkmale für oder gegen „Ismen“ sind, wenngleich nicht immer wirkungslos, so doch wertlos. Läßt sich denn die Sache, um die es geht, um die es im Dagegen oder im Dafür gehen soll, nicht auf deutsch, nicht ohne die nichtssagende Verwendung von Schlagbegriffen wie Faschis- oder Rassismus usw., zum sprachlichen Ausdruck bringen?)

Eine weitere dem Saarbrücker Denkmal anhaftende innere Gefährdung ist das Problem seiner Sichtbarmachung vermittelt erklärender Hinweise und es identifizierender Texte und Hinweise, die in seiner Nähe angebracht werden dürften, in welcher konventionellen oder unerwartet originellen Form auch immer. Was spräche aber dagegen, hier keine hinweisenden, kommentierenden und erklärenden Begleittexte anzubringen? Die Unsichtbarkeit des Inhalts des Mahnmals verlangt nach konsequenter

Textlosigkeit auch innerhalb seines mit dem Auge zu erfassenden Weichbildes. Zur Größe des Denkmals und der Absolutheit seiner Unsichtbarkeit gehören der Verzicht auf Erklärung und Belehrung jedweder schriftlicher Art. Das Mal muß für sich selber sprechen, d. h. schweigen. Gerade weil seine Inschriften unsichtbar sind, dürfte nichts sichtbar Lesbares zu ihm geschrieben werden. Der Künstler selbst mag noch unschwer auf alles erklärende Beiwerk verzichten, ja könnte dergleichen sogar verweigern und damit sein steinern-dingliches Monument auf das extrem Mögliche entdinglichen. Die politischen Träger des Denkmals aber müßten sich auf eine für sie ganz neue Weise entäußern, würden auf beabsichtigte (gute oder wohlmeinende) Wirkung verzichten und das auf den ersten Blick repräsentative Prestige entbehren, mit dem sich auf das Werk eines weltbekannten Künstlers hinweisen ließe. Vielleicht wären „die Behörden“ dadurch sogar gezwungen, sich mittels eines eigenen von Amtswegen verfaßten Begleittextes zu erklären, ihre Absichten zu offenbaren, auch auf die Gefahr hin sich bloßzustellen, und sei es nur in der sprachlichen Darstellung des unsichtbaren Werks und in dem verständlichen Wunsch, dem zu erwartenden Ausruf der Entdeckung des „Kaisers neuer Kleider“ zu entgehen.

Die Chance und das Risiko dieses Mahnmals bestehen in seinem Mut (und in seiner Provokation), nur in den Köpfen seiner „Besucher“ und der es Passierenden, jedoch nicht auf Begleittafeln o. ä. „objektiv“ existieren zu wollen. Es muß sich woanders weiterschreiben und überall herumsprechen lassen, muß mündlich tradiert werden. Es darf einem auch entgehen können und muß, wie sein un-

sichtbar-unlesbarer Inhalt, immer auch dem Vergessen ausgesetzt bleiben. Und auch der Schändung. Ein Denkmal, das nicht auch Schändungen ausgesetzt sein könnte, ist keines. Auch als unsichtbares wird dieses Mahnmal geschmäht werden können. Seine einzelnen Bestandteile ließen sich - auch das kommt dem Pflasterstein wesentlich zu - als Wurfgeschosse gebrauchen gegen das Schloß und seine Leute, ließen sich von seinen Leuten gebrauchen. Die Steine lassen sich jedoch nicht nur einer um den anderen einzeln herausreißen, sie sind auch in ihrer Gesamtheit verwundbar, indem sie sich auf ihrer leeren glatten Oberfläche bezeichnen, beschmutzen, besprayen lassen - immerhin ohne daß ihr zugrundeliegender Text davon erreicht würde. Ein sehr sinnenfälliger Ort also, als Denkmal ein Un-Mal, materiell und unmateriell zugleich, offen daliegend und von uns abgekehrt, nutzbar zu archaischer Gewaltanwendung; verwundbar wie nur ein sichtbares Denkmal sonst.

Die gezeichneten wie die leeren Steine liegen zusammen zu Füßen des Schlosses. Es will nicht von ihnen erreicht werden. Sie dienen denen, die zum Schloß gelangen. Sie nähern sich nicht und entfernen sich nicht und bleiben dem Schloß und seinen Passanten zu Diensten.

Jederzeit begehbar und zu begehen, wollen die Steine betreten werden - und zugleich möchten sie heiliger Boden sein? Ein immer erst zu begehendes Denkmal, das hierfür zu betreten der Fuß sich sträuben könnte.

Ein Denkmal, das sich nicht übersehen, das sich nur ergehen läßt. Es wird zum Denkmal, wenn die Füße wissen, wohin sie treten.

Doch da ich nichts darüber weiß, brennt mir der Boden unter den Füßen. Das Pflaster könnte zu heiß werden. Beeile dich davonzukommen.

Dann geh und wende dich für ein Mal den siebzehn jüdischen Friedhöfen des Saarlands zu. Und präge sie dir bald ein, denn nicht alle werden die nächsten Jahre und Jahrzehnte überleben, zerstörte und verwitterte Reste, die sie meist nur noch sind. Bald, zumal dem Land die dreißigtausend Mark fehlen, die ihre späte, sie bildlich und textlich festhaltende „Rettung“ erfordern würde. So mögen sie allmählich über die Unlesbarkeit ihrer undokumentierten Namen in die Unsichtbarkeit ihrer Stätten vergehen, aber die Kehrseite des Schloßpflasters wird, wenn nicht ihre Namen, so doch ihre Lage bergen.

## Ein Brief an deutsche Freunde

Von Nissim Francez

Let me start by praising both the idea of erecting a holocaust memorial in Saarbrücken and locating it in front of the Schloss. The initiator should be commended for both. However, I do have reservations about the actual way the idea is about to be implemented.

First, I find it inappropriate that the Jewish cemetery names be written on tiles, so that everyone walking to the Schloss will step on them (though invisible they are). Stepping on something is hardly a way of showing respect, sorrow, or conscience.

To keep everything else the same (but still, see my next remark), I would at least suggest that instead of using tiles, one could consider roof-tiles (possibly with the same inscription), to cover from above an entrance corridor to the Schloss. This way, instead of stepping on the names, the passing citizen will look upwards towards them (maybe be shielded by them).

However, I have strong doubts about the idea of using „abstract“, „invisible“ monuments. Let us not forget what we are dealing with. The extermination of the European Jews is hardly a subject matter of stretching the artist's artistic imagination. His artistic ego should remain invisible in a properly set memorial, while the message to the bystander should be as direct as possible. The effect should be memory, and if not guilt, then certainly a feeling of shared responsibility. There are enough subjects on which the artist can practice the more tricky and intellectual abilities, with which I would easily sympathize in a different context.

Let me stress that I do not regard it as my business to teach Germans how to cope with their past (which, unfortunately, happens to be my past too). This opinion is brought forward only because it was requested by my German friends, my friendship with which I highly esteem.

# Deutsche Existenzängste, beeinflusst vom Holocaust

Von Naomi Nir-Bleimling

Dies soll eine sichtbare Unterstützung sein für etwas Unsichtbares, aber doch Aufrüttelnd-überzeugendes; die latenten faschistoiden Züge der Deutschen müssen der Reflexion zugänglich gemacht werden.

Ich glaube, ein unsichtbares Mahnmal gegen Faschismus könnte viel mehr sein als ein künstlerisches Experiment und die Aufmerksamkeit der Deutschen auf den Judenmord lenken - ein Thema, das so oft in den Medien präsentiert wird, aber doch die meisten Deutschen nicht interessiert. Es könnte den Deutschen sagen: Vielleicht sind die alten jüdenfeindlichen Ideen und Gefühle auch bei mir im Verborgenen vorhanden? Was ist wirklich in meinem Kopf? Was denke ich wirklich über Juden? Sind die Vorurteile gegen Juden verschwunden, oder ist bei den Deutschen noch, quasi unter der Erde, hinter den schönen Worten über Toleranz der alte Haß lebendig? Ich glaube, daß man gegen solch' Unsichtbares und Unbewußtes dann nicht kämpfen kann, wenn man diesen alten Haß ständig verdrängt.

Viele Deutsche wissen vielleicht auch nicht, wie sehr sie als Volk noch vom Holocaust beeinflusst sind. Ich frage mich, warum in Deutschland so sehr das große Zittern beginnt, wenn Katastrophen in den Medien präsentiert werden, bei denen Deutsche bzw. deutsche Politik in irgendeiner Form involviert sind (z. B. die Panik vor dem Golfkrieg, vor Tschernobyl). Jede kleine Änderung, sei es Inflation, Zuwanderung von Ausländern, Steuererhöhung oder Tempolimit, führt zu (meist) unangemessenen Existenzängsten. Vielleicht sind solche Existenzängste unbewußtes Erinnern an die unvorstellbar große existentielle Bedrohung durch die Nazis.

Die Idee, daß die Toten (die Friedhöfe) etwas über das florierende jüdische Leben aussagen sollen, scheint paradox zu sein, aber für mich ist es konsistent. Als ich zum ersten Mal in die jüdische Gemeinde in Saarbrücken kam, war ich darüber deprimiert, so wenige Menschen zu sehen. Noch deprimierter wurde ich, als ich herausfand, daß es im Saarland 17 jüdische Friedhöfe gibt. Nur so wurde mir bewußt, wie groß die Zahl der Juden im Saarland einst war und in welch' grausigem Ausmaß es den Nazis gelang, das Saarland *judenfrei* zu machen. Wie oft höre ich von Leuten hier, daß ich die erste Jüdin bin, die sie in ihrem Leben gesehen haben.

Der Ort für das Mahnmal in Saarbrücken mag Zufall sein, aber es trifft hier genau den Punkt: In Saarbrücken gibt es oft nicht mal ein „Minjan“ (mindestens 10 Männer, die nötig sind, damit ein Gebet stattfinden kann).



Ich glaube, daß dieses Mahnmal betonen kann, wie traurig es ist, daß nur die Friedhöfe, nur tote Juden die Zeit des Judenmordes überlebt haben: die Bücher wurden verbrannt, die Synagoge zerstört (die heutige Synagoge wurde nach dem Krieg gebaut), die Häuser und Geschäfte geplündert und enteignet, die Männer, Frauen und Kinder vergast. Nur die Friedhöfe blieben als stumme Zeugen für das jüdische Leben im Saarland.

Nichts kann den Reichtum des jüdischen Lebens zurückbringen, doch die Erinnerung kann das Verborgene bergen.

# Das Erhabene oder die Furie des Verschwindens

## Zu Jochen Gerz' unsichtbarer Gedenkstätte in Saarbrücken

Von Micha Brumlik

Daß der Holocaust und alles, was mit ihm zusammenhängt, nicht darstellbar sei, ist mittlerweile zum Dogma geworden. Besorgnisse, Darstellungen und Erklärungen dieser Mordtaten könnten jederzeit zu verharmlosenden Einebnungen führen, sind berechtigt.

Die Besorgnisse freilich brechen sich am Wahrheitsanspruch der Wissenschaft, dem praktisch-politischen Willen, eine Wiederholung solcher Ereignisse zu verhindern, und dem Authentizitätsanspruch moderner Kunst auf uneingeschränkte Entfaltung.

Zumal die Kunst ist durch das Dogma der Nichtdarstellbarkeit, in dem ein ästhetisches Bedenken mit einem gleichsam säkularisierten Bilderverbot verschmilzt, vermeintlich bis in ihr äußerstes Paradox getrieben - scheint sie doch zunächst nichts anderes zu sein als Ausdruck und Darstellung.

Im Falle eines künstlerisch gestalteten Denkmals verschärfen sich die Einwände weiter: Denn so sehr Denkmäler, gerade auch um ihrer Wirksamkeit willen, einer angemessenen künstlerischen Gestaltung bedürfen, so sehr sind sie doch zunächst durch eine nicht-künstlerische Absicht, etwa einen politisch-moralischen Auftrag, geprägt.

Indessen bewegt sich auch die Idee einer unsichtbaren Gedenkstätte durchaus in den vertrauten Bahnen der Moderne. Und zwar auch dann, wenn Gerz, der jüdischen Tradition durchaus angemessen, über die Evokation der Namen der Dimension des Erinnerns gerecht werden will. Ein Denkmal, das über das inszenierte Verschwindenlassen von Namen an das Ermordetwerden der Individuen erinnert, ist der Furie des Verschwindens so nah wie nur möglich gekommen. Sie zeigt den Prozeß des Verschwindens.

Zugleich vollzieht aber Kunst, die diese Bewegung nachgeht, nur eines der Gesetze moderner Kunst. So spekulierte schon der späte Wagner über ein nicht nur unsichtbares, sondern sogar unhörbares Orchester, so war schon Kant mit seiner Kategorie des „Erhabenen“ dem Problem der Darstellbarkeit einer alle menschlichen Verstandeskkräfte übersteigenden Natur konfrontiert, so sind nicht wenige Beiträge etwa der Konzept-Kunst aus sich heraus nicht einmal mehr eigenständig mißzuverstehen - sie bedürfen konstitutiv der Kommentare.

In ästhetischer Hinsicht bewegt sich Gerz' Denk-Werk damit in einer nur konsequenten, nicht überraschenden Perspektive.

Dient die unsichtbare Gedenkstätte darüber hinaus der Aufgabe, die wir moralisch an ein Mahnmal für verschleppte und ermordete Juden stellen?

Bei aller immanenten Eleganz des Gerz'schen Versuchs und bei aller Bewunderung für das konsequente Ausmessen der Dialektik von Unvorstellbarkeit und Darstellbarkeit scheint mir die ästhetische Form dieses Denkmals dem ästhetischen Problem zu gut zu entsprechen - so gut, daß die Drastik des Ermordetwerdens, des Bluts, der brechenden Augen, der verkrampten Leiber darüber (genauer gesagt: darunter) verschwindet.

Mit dieser und anderen Arbeiten von Jochen Gerz ist das Programm einer negativistischen Ästhetik des Erhabenen bezüglich der Darstellung der industriellen Massenvernichtung gewiß noch nicht erschöpft, aber doch in ihren Grenzen schon sichtbar geworden. An der Arbeit von Gerz erweist sich ein weiteres Mal ein Phänomen, das mit dem Begriff „Dialektik“ zu belegen, es schon vereinfachen würde: dem konstitutiven Scheitern. Aus Gründen, die zu komplexer Art sind, um hier entfaltet werden zu können, scheidet zumal eine in ihren Mitteln reflektierte und ästhetisch angemessene Kunst am Thema des industriellen Massenmordes ebenso wie schlichtere Darstellungsweisen, die jederzeit von der Gefahr der einbeutenden Verkitschung bedroht sind.

Versucht eine künstlerische Darstellung des Holocaust, ihr eigenes Scheitern zu inszenieren, so verfehlt sie das, woran sie doch erinnern muß; bemüht sie sich umgekehrt darum - wie etwa Hrdlickas Skulptur von Juden, die die Straße mit einer Zahnbürste reinigen mußten -, dem Grauen und dem, was ihm vorausging, genau und drastisch auf der Spur zu bleiben, so überspringt sie ihr eigenes Ungenügen. Dem blutigen Verschwinden kann nur das Scheitern entsprechen.“

# Diskussionsbereitschaft vorausgesetzt

Von Fabian Samuel

Worin unterscheiden sich Jochen Gerz' Mahnmale gegen Faschismus von vergleichbaren Denkmälern? Überall, wo die nationalsozialistische Vernichtungsmaschinerie Spuren hinterläßt, sei es in Dachau, Warschau, Prag oder Jerusalem, werden die Gefühle des Besuchers mit Hilfe von sinnlichen Erfahrungen ausgelöst. Photographien, Zeichnungen, Plastiken oder Gebäudeteile sind zu sehen, manchmal auch Tonaufnahmen zu hören. Ganz anders die Verfahrensweise bei Gerz. Sowohl in Hamburg-Harburg, wo die Betrachter aufgefordert werden, ihren Namen in einen Pfeiler aus Blei einzuritzen, als auch bei den auf der Unterseite beschrifteten Pflastersteinen in Saarbrücken steht die gedankliche Mitarbeit der Passanten im Vordergrund. Diese Idee ist gewiß faszinierend, setzt sie doch geistige Reife und Diskussionsbereitschaft des Publikums voraus. Andererseits besteht durchaus das Risiko, daß der Künstler die Öffentlichkeit überfordert. Wer zur verstandesmäßigen Auseinandersetzung mit dem Faschismus nicht bereit oder fähig ist, wird von Gerz' Monumenten völlig unberührt bleiben.

Vor Jahren führte ich in Deutschland ein Gespräch mit einem etwa 40jährigen Mann, der über

meine jüdische Herkunft Bescheid wußte. Er sagte mir: „Daß Hitler die Juden verfolgte, ist zwar zu bedauern. Doch als nichtjüdischer Deutscher hätte ich damals keine Probleme gehabt; man mußte sich einfach mit der Lage abfinden.“ Noch heute schmerzt mich der Gedanke an meine fehlende Geistesgegenwart. Ich hätte ihm antworten sollen: „Die Juden waren ja nicht die einzigen, die während des Nationalsozialismus verfolgt wurden. Das erklärte Ziel der braunen Führung war die Vernichtung aller Bewohner Deutschlands, gemäß Hitlers Ausspruch im Jahre 1941: 'Wenn das deutsche Volk einmal nicht mehr stark ... genug ist, so soll es vergehen und von einer anderen, stärkeren Macht vernichtet werden. Ich werde dem deutschen Volk keine Träne nachweinen.' Statt einer Antwort in diesem Sinn beschränkte ich mich damals auf ein beiläufiges Murmeln.

Meiner Meinung nach bleibt die Gefahr bestehen, daß unsichtbare Namen in vielen Köpfen nichts bewirken, sondern als intellektuelle Spielerei im Sande verlaufen; und das Einritzen des eigenen Namens in eine Bleisäule kann niemals den Kampf gegen Rassismus und Totalitarismus ersetzen.



# Die finale Vergrüftung der deutschen Geschichte

Von Erich Bollinger

Selten, daß ein Kunstwerk schon in seinem status nascendi eine solche Medienpräsenz erfährt wie das Gerzsche Saarbrücker „Mahnmal gegen Faschismus“. Die Masse von medialem Output (vom Spiegel bis zu den ZDF-Aspekten, von der ZEIT bis zur FAZ) ist weniger ein Indiz für die herausragende Qualität des Werkes, sondern seine *conditio sine qua non*. Solches brockt sich derjenige ein, der die Unsichtbarkeit als Medium propagiert. Die zur Minimalrezeption des Kunstwerks notwendige Sichtbarkeit in den Medien konterkariert die ursprünglich gewiß originelle Idee der Unsichtbarkeit, führt sie gar ad absurdum - oder entlarvt sie als schlichte Mediengeilheit, einer der dubiosen Befindlichkeiten vieler postmoderner Künstlerexistenzen. Angesichts so großer Publizität erstaunt, daß die Widersprüchlichkeiten und Mängel, die Obszönitäten und Zynismen in der Gerzschen Konzeption der professionellen Reflexionselite von Feuilletons und Kulturmagazinen entgangen sind.

Weniger erstaunlich (denn erklärbar, wenn man offensichtlich so potente Denker wie Peter Maffay zu seinem künstlerischen *braintrust* zählt) ist, daß auch einem kunstsinnigen, das Projekt tatkräftig unterstützenden Landesvater nicht auffällt, daß trotz gegenteiliger intendierter Konzeption ein Mahnmal unversehens zu einem Bermuda-Dreieck deutscher Geschichte gerät.

Aufgabe der Gegenwartskunst sollte die Entwicklung einer zeitgemäßen Ästhetik gesellschaftlicher Veränderung sein, aber nicht die Herstellung von Äquivalenzen zum Beispiel zu dem, was der zunehmende Gebrauch des politisch-ethischen Plusquamperfekts (Plusquamperfekt als die im wahrsten Sinne des Wortes vollendete Vergangenheit) in den Verlautbarungen über deutsche Historie subtil andeutet und zu dessen Beschreibung das „Unwort des Jahres“ die beste Anschaulichkeit liefert: Die finale Vergrüftung der deutschen Geschichte.

Daß die Mehrheit der wieder-vereinigten Deutschen endlich und endgültig von bestimmten Epochen ihrer Geschichte sich verabschieden will, dürfte unbestritten sein. Ist das geplante Mahnmal gar eine demokratische Einrichtung, weil es dem Volkswillen gehorcht? Eine symptomatische ist es gewiß.

Mit den umgedrehten Steinen wird Geschichte sinnfällig begraben und rückstandsfrei entsorgt.

Ob Gerz sich bewußt ist, daß er der Exekutor dessen ist, was die *vox populi* schon länger artiku-

liert, und - noch schlimmer - daß er auch zum Vollzugsorgan eines Teils der neudeutschen Intelligenzija wird, die seit geraumer Zeit schon mit Häme und klammheimlicher Freude konstatiert, daß „Trauerarbeit“ und „andere Exerzitien eines gequälten Bewußtseins“ zu den „auslaufenden Attitüden“ gehören, denn „die Geschichte ist endgültig Geschichte geworden und versinkt ins Vergessen“ (so H. P. Schwarz in der „Welt“)? Implikationen dieser Art scheinen Gerz aber fremd.

Die Kunst in ihrer Funktion als Mahnmal, Kunst mit politischem Gebrauchswert also, muß Minimalkriterien erfüllen, die sie erst zum Mahnmal erheben. Dazu gehören unter anderem gewiß auch die Akzeptanz von Prozessen und Gesetzmäßigkeiten humaner Kommunikation und Rezeption, die nicht der Gestaltungsautonomie des Künstlers unterworfen werden können.

Gerz hat mit seinem Projekt mehrfach - und wie ich meine auf arrogante und zynische Weise - gegen diese Axiomatik verstoßen. Es geht nicht um Fehlleistungen aus Mangel an künstlerischer Intuition. Gemeint sind die Mätzchen einer elitären und gezielt exklusiven Konzeption, die den Prozeß der Sinnentfaltung seitens des Rezipienten zugunsten einer fragwürdigen Selbstdarstellung und Profilierung des Künstlers erschweren. Ein Mahnmal, das nicht mehr sinnlich wahrnehmbar ist, mag zwar sensibilisierte Wünschelrutengänger zu einem Reflex bewegen, sonst aber niemanden tangieren. Das Vertrauen in die Wirksamkeit okkultur Zeichen und obskurer Energiefelder dürfte eher einem atavistischen Reflex als einem kritisch-analytischen Bewußtsein entspringen. Trauerarbeit im New Age? Der bewußte Verzicht Gerz' auf die sinnliche Erfahrbarkeit gesellschaftlicher Wunden, die organisierte Vermeidung, verdrängte Tabus schmerzhaft ins Bewußtsein zu rufen, suspendiert ohne Not den Verdrängungsdiskurs der Kunst. Das Schicksal eines Mahnmals ist damit schon vorprogrammiert: Ausgestattet mit der Aura des Musealen wird es dermal einst als Exponat (in der Form eines akribisch dokumentierten Kunstaktion) im Regionalgeschichtlichen Museum Saarbrücken sein Dasein fristen.

Welche Gefahren Gerz im übrigen heraufbeschwört, wenn er die auch zutiefst religiös befrachtete Kategorie der Unsichtbarkeit bemüht und die archaische Methode des Vergrabens anwendet, ist noch nicht abzusehen. Ich jedenfalls höre im Hintergrund schon den deutschen Eichenhain metaphysisch raunen.

Der Suchtcharakter der eigenen Theorie erzeugt bei Künstlern oft eine Selbstabhängigkeit, die sich in dem Bestreben manifestiert, Legitimationsdefizite ihres Wirkens mittels panikartiger Sinnproduktion zu kompensieren. Daß in solchen intellektuellen Notwehrsituationen nicht unbedingt das höchste Reflexionsniveau gewählt werden kann, ist verständlich. In höchster Gefahr kann man schließlich noch die Notbremse Interpretationsmonopol ziehen.

In unserem Falle ließ der Künstler verlautbaren, die versteckten Steine seien wie ein elektronisches Gerät, das aufflackert, wenn der Mensch selbst reagiert. Allein darin liege die Macht der Abwesenheit. Weiter gestand er, es mache ihm auch nichts aus, wenn einer zigmal über die Steine gehe und sich nichts dabei denke. Eingedenk einer solchen für ein Mahnmal gegen Faschismus und Rassismus doch etwas schmalbrüstigen Sinngebung, griff Gerz schon im Vorfeld der Realisierung des Projekts in die Trickkiste des klassischen Theaters und ... involvierte die jüdischen Gemeinden. Ab hier wird die ganze Entwicklung obszön und etwas später noch schlimmer als dies. Bei soviel Sinndefizit, nebligen Interpretationen, semiotischen Verrenkungen und semantischen Metamorphosen (das Kunstwerk ist mal ein Mahnmal gegen Faschismus, dann gegen Rassismus, gelegentlich auch gegen beides und neuerdings sogar nur noch „1951 Steine“) ist die Herstellung von Eindeutigkeit angesagt. Dies muß auch dem Künstler gedämmert haben, und er erinnerte sich der klassisch-griechischen Dramaturgie: Höchste Zeit für den Auftritt des *Judeus ex machina*. Der ist zwar eine schon arg strapazierte Figur der Weltgeschichte, mit negativem Image und in der Sündenbockrolle, aber positiv wurde er ja nur selten mißbraucht.

Professor Gerz versuchte das Plazet aller jüdischen Gemeinden zu seinem Mahnmal zu erhalten. Nicht genug, er machte diese Zustimmung geradezu zu einem Konstitutivum seines Mahnmals, indem er versicherte, der Einwand einer einzigen Gemeinde würde den Abbruch seines Projekts initiieren.

Man stelle sich vor: Die Kinder und Enkel der Mördergeneration in einträchtiger Umarmung mit den Opfern und ihren Nachkommen, dem hehren Zwecke dienend, das Zertifikat „Original-Mahnmal“ zu verleihen. Ist das die endlich realisierte deutsch-jüdische Symbiose post-Auschwitz? Oder nur ein Symptom der Enthemmung als unausbleibliche

Israelitische Kultusgemeinde [redacted] den 01.04.92  
 Körperschaft des öffentlichen Rechts [redacted] Straße [redacted]  
 Telefon [redacted] Postfach [redacted]

Herrn  
 Erich Bollinger  
 Bierbacher Str. 43  
 6650 Homburg 6

betr.: Ihr Schreiben vom 04.03.92, Mahnmalaufstellung

Sehr geehrter Herr Bollinger,

hiermit teilen wir Ihnen mit, daß die Israelitische Kultusgemeinde [redacted] in Bezug auf ihre Zustimmung oder Ablehnung des betreffenden Objekts weder gehört noch entsprechend informiert wurde.

Vir finden es höchst bedauerlich, daß der Künstler glaubt, eine schweigende Gemeinde sei eine zustimmende Gemeinde, ganz davon abgesehen, daß die Gemeinde nicht informiert wurde.

Vir sind der Ansicht, daß es nicht Sinn eines Denkmals, eines Mahnmals sein kann, dieses als solches nicht zu erkennen und noch dazu gedankenlos darauf heranzuläufen. Die Ansicht des Künstlers, der "Komplex sei ~~das~~ wie ein elektronisches Gerät, welches aufflackert, wenn der Mensch reagiert, mag sehr phantasiereich sein, für den Zweck eines Mahnmals, welches ja öffentlich, jedermann mahnen soll, ist diese Ansicht einfach untragbar. Außerdem wollen wir dem Künstler zu bedenken geben, daß er es ebenfalls untragbar finden würde, wenn man ein christliches Symbol ins Straßenpflaster legen wollte, frei und offen, sodaß jeder (gedankenlose) Mensch "darübertrampeln" könne. Wenn der Künstler unbedingt ein Happening veranstalten will, sollte er sich ein anderes Objekt aussuchen.

Hiermit protestieren wir nachträglich gegen die Aufstellung eines solchen "Mahnmal" und hoffen, daß sich der Künstler noch einmal besinnt und seine Aktion absetzt.

Mit freundlichen Grüßen  
 i.A.

ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE  
 Körperschaft des öffentlichen Rechts  
 [redacted]  
 [redacted]

ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE  
 Körperschaft des öffentlichen Rechts  
 [redacted]  
 (1. Vorsitzender)

P.S. Es würde uns interessieren, wieviele Gemeinden bisher reagiert haben. Danke.

**„Hiermit protestieren wir nachträglich gegen die Aufstellung eines solchen Mahnmals und hoffen, daß der Künstler sich noch einmal besinnt und seine Aktion absetzt.“**

Folge nach dem vielfach proklamierten Ende der Schonzeit? In der unfreiwilligen Einbindung der jüdischen Gemeinden in einen künstlerischen und politischen Entscheidungsprozeß sehe ich eine perfide Instrumentalisierung der Gemeinden zum Zwecke der Durchsetzung eines umstrittenen Mahnmalkonzepts. Der Versuch einer symbiotischen Absicherung im Schoße einer vagen und diffusen Verständigungsideologie ist Gerz allerdings mißlungen. Der Öffentlichkeit gegenüber hat er stets eine *umfassende und einmütige* Zustimmung der jüdischen Gemeinden vorgegaukelt. Die mir bis jetzt vorliegenden Informationen zeichnen ein anderes Bild. Die Gemeinden wurden von ihrem Vetorecht nicht in Kenntnis gesetzt, sondern lediglich um Überlassung von Informationen über jüdische Friedhöfe gebeten. Gerz hat diese Minimal Kooperation der Öffentlichkeit gegenüber als Totalplazet verkauft. Welche Terminologie die deutschen Sprache für ein solches Vorgehen zur Verfügung hat, ist allgemein bekannt.



**„Ich bedauere es, daß der Entwurf seines Vorhabens uns nicht ausreichend erläutert wurde, wir hätten sonst keine Friedhofsunterlagen zugeschickt.“**

Die Flunkereien eines Künstlers mögen sonst zu verkraften sein, wenn es aber um das sensible deutsch-jüdische Verhältnis im Kontext der jüngeren Geschichte geht, sollte man strengere Kriterien anlegen. Daß Gerz diese Sensibilität vermissen läßt, disqualifiziert ihn als Künstler und Gestalter eines Mahnmals dieser Art.

Mit Sicherheit hat Gerz so vieles gut gemeint und ohne Arg sein gutes Werk begonnen, doch in den Fährnissen der Zeit läuft einem so manches aus dem Ruder. So erzählt uns die ganze Affäre eben auch eine Geschichte von der Banalität des Guten.

Viel schlimmer aber als des Künstlers Fehlleistungen und sein getrübt Verhältnis zur Wahrheit ist die unkritische Aufnahme des Mahnmalprojekts seitens der professionellen Kultur- und Kunstbeobachter. Wenn eine ganze Schar von Journalisten nicht eine einzige zweifelnde Äußerung bezüglich der den jüdischen Gemeinden zugewiesenen Rolle findet und allen Ernstes unkommentiert die behauptete einmütige Zustimmung der jüdischen Gemeinden schluckt, dann ist es um das kritische Korrektiv der deutschen Intellektuellen nicht zum besten bestellt.

Wie kann das (vorgegaukelte) Totalplazet alle Bewußtseinsinstanzen der kritischen Journalisten passieren, ohne daß die Alarmglocke läutet? Doch nur dann, wenn man von einem unerschütterlichen

Glauben an die das jüdische Trauma narkotisierende Wirkung der großen bundesrepublikanischen Entlastungsoffensive beseelt ist und annimmt, daß „Wiedergutmachung“, Wochen der Brüderlichkeit, Betroffenheitsrituale, Bundesverdienstkreuze und Gnadenerweise des Schicksals (den je eigenen Geburtstag betreffend) die deutsch-jüdische Demarkationslinie schon vor Jahren abgebaut hätten. Wie kann man allen Ernstes annehmen, daß alle jüdischen Gemeinden frohen Mutes an der Herstellung eines Tranquilizers für das Tätervolk mitzuarbeiten bereit sind? Offensichtlich doch nur dann, wenn man von ausgeprägten kollektiven Eigenschaften der Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft ausgeht. Daß eine dieser Eigenschaften ausgerechnet ein Masochismus sein soll, der darin gipfelt, als Opfer die Therapie des Tätervolkes mitzubezahlen, scheint sich mittlerweile als gängige Meinung in den Köpfen einer Reihe von Kulturjournalisten durchzusetzen.

Die Kolportierung der von Gerz behaupteten umfassenden und einmütigen Zustimmung der jüdischen Gemeinden zu seiner Idee eines Mahnmals in Feuilletons und Kulturmagazinen signalisiert die stillschweigende Bereitschaft zur kritiklosen Übernahme einer Typologie. In unserem Fall wäre sie zu umschreiben als die Annahme genereller Absenz von Pluralität, kontroverser Meinungsentwicklung, Entscheidungs- und Beurteilungsautonomie, Konfliktfähigkeit und Widerspruchskultur in den Gemeinden. Ein Fall also von kollektiver Debilität? Daß die jüdischen Gemeinden offensichtlich doch nicht so bescheuert sind und zu je eigenen Interpretationen fähig, beweisen die Ergebnisse meiner Recherchen: Steht Gerz zu seiner Ankündigung, das Projekt dann abzubrechen, wenn auch nur *eine Gemeinde* einen Protest einlegt, dann ist der letzte Stein auf dem Vorplatz des Saarbrücker Schlosses bereits umgedreht.

Die Entwicklung des Antisemitismus ist eine lange Geschichte der Lügen, Täuschungen und Unwahrheiten und der Akzeptanz dieser Täuschungen, Unwahrheiten und Lügen. Ist man festen Willens, dieser offensichtlich unendlichen Geschichte ein Ende zu bereiten, sollte man auch nur den Hauch einer strukturellen Affinität zu ihr tunlichst vermeiden. Wenn solches aber einem engagierten Künstler und einer Reihe kritischer Journalisten schon nicht gelingt, wie sieht es dann erst dort aus, wo des Volkes Stimme rumort?

# Trauer über Kunst

Günther Bernd Ginzel im Gespräch mit Dietmar Schellin

*Herr Ginzel, in Saarbrücken wird derzeit ein Kunstwerk installiert, dessen Elemente aus einer Liste jüdischer Friedhöfe hervorgehen. Was verbindet ein jüdisches Gemeindemitglied, ein gläubiger Jude, mit der Vorstellung Friedhof, welche Gedanken prägen die Tradition?*

Friedhöfe heißen im Jüdischen entweder 'Gut-Ort' oder 'Haus des Lebens', in jedem Fall sind sie ein Ort, wo sich Leben manifestiert, gelebtes Leben und zukünftiges Leben. Jüdische Friedhöfe sind traditionell auch Orte der Gemeinsamkeit. Das drückt sich, zumindest auf den alten Friedhöfen, in der großen Ähnlichkeit der Steine aus. Der 'Gut-Ort' ist immer ein Ort der Erinnerung an konkrete Menschen und zugleich an die Gemeinschaft - durch die Zeiten hindurch, bis zu den Anfängen.



*Welche Rolle spielt nun der Stein und die Schrift auf dem Stein? In Prag etwa fällt auf, daß offenbar niemand beauftragt ist, nach 12 oder 25 Jahren die Steine wegzuräumen, Platz zu schaffen. Dort lehnen die Steine aneinander, brechen, die Schrift verwittert, und doch ist der Friedhof gepflegt.*

Ich gehöre zu denen, die oft auf Friedhöfe gehen, weil sie eben Teil meiner Geschichte sind. Zu dieser Geschichte gehört die Vergänglichkeit. Friedhöfe im jüdischen Sinne sind in sich schon Mahnmale. Mahnmale an die Lebenden, daß der Tod zum Leben gehört. Deswegen hat man auf den alten Friedhöfen die Pflege auf ein gewisses Mindestmaß eingeschränkt. In der Tat, die Steine versinken

wieder im Boden. Der Friedhof ist ein Ort des Übergangs, das beruht auf dem Glauben an die Auferstehung der Toten, an die Wiedervereinigung der Toten mit den Lebenden. Was für Überlebende der Schoah oftmals überlebenswichtig ist.

*Die etwa 2000 Ortsnamen, in Gerz' und seiner Studenten Liste, sind das ungepflegte, vergessene, quasi 'tote' Friedhöfe? Wie sieht die heutige Realität aus?*

Heute sind die Friedhöfe fast ausnahmslos auf eine bescheidene angemessene Weise gepflegt. Das hängt auch damit zusammen, daß viele sich verpflichtet fühlen, die Erinnerung zu bewahren an die, die man im Osten, in den Lagern und KZ's, getötet hat, die ansonsten aber auf diesen Friedhöfen begraben wären.

*Auch die, für die es keine Steine gibt, werden dort komemoriert.*

Selbstverständlich. Aber man darf den Friedhof nicht überbewerten. Im rabbinischen Judentum legt man größten Wert darauf, daß kein Kult getrieben wird. Konkret, es wird rabbinisch nicht gern gesehen, wenn eine Witwe, ein Witwer zu oft auf den Friedhof geht. Das Ziel ist immer das Leben, ein Leben aber, das den Tod und die Toten nicht verdrängt.

*Bei dem Kunstwerk von Gerz und Studenten haben wir es mit einer zweifachen Bedeutungs- oder Nimbusübertragung zu tun. Die Liste der 2000 Begräbnisstätten soll auf den Holocaust ver-*

*weisen, und der Mord an den Juden Europas, also nicht insbesondere der deutschen, soll wiederum stehen für die umfassende und allgemeine Problematik des Rassismus. Ist Ihnen das plausibel?*

Nein. Ich verstehe und respektiere das Ringen eines Künstlers mit der Problematik des Gedenkens. Ich verstehe das Ergebnis nicht. Es ist mir nicht nachvollziehbar. Das ist mir viel zu unreflektiert. Warum man Friedhöfe, die nicht geschändet wurden, die bleiben, die in sich schon Mahnmale sind, wie man nun deren Bedeutung auf ein eigenes künstlerisches Mahnmal übertragen will, das verstehe ich nicht.

*Vielleicht borgt man den Nimbus jüdisch, das Auratische.*

Ich habe immer Angst, wenn man jüdisches Schicksal auf andere Dinge überträgt. Ich kann doch einen Friedhof aus dem 12. Jahrhundert nicht zu einem Bedeutungsspende gegen Rassismus der Nazizeit und im allgemeinen umfunktionieren. Man kann das meinetwegen mit Friedhöfen tun, wo die Nazis, wie in Köln etwa, ganz ostentativ einen Gemüsemarkt draufgebaut haben. Richtig ist, daß ein Großteil unserer Friedhöfe von den Nationalsozialisten geschändet wurde. Und zwar von vielen kleinen begeisterten Anhängern, und nicht auf Befehl von oben. In Nymbrecht etwa, dort hat ein evangelischer Religionslehrer mit seiner Klasse so gehandelt, daß man heute nicht ein einziges Grab rekonstruieren kann. Jüdische Friedhöfe werden geschändet, eigentlich in der Übernahme christlicher Traditionen aus dem Mittelalter. Geschändet, vernichtet, abgetragen, weil das Jüdische als Herausforderung verstanden wurde, als Infragestellung. Ein jüdischer Friedhof ist nämlich ein Dokument jüdischen Überlebenswillens. Die Mehrzahl der Schändungen aber, das ist mir ganz wichtig, geschahen nach '45. Noch nie waren die jüdischen Friedhöfe so gefährdet wie in den letzten zwanzig Jahren.

*Ist es nun gerade vor diesem Hintergrund nicht plausibel, eine Schrift in Stein zu gravieren, um sie dann gleich auch wegzukehren in die Erde? Sie sogar begehbar zu machen und unsichtbar. Wie elegant, die Repräsentanz der Nichtrepräsentierbarkeit des Geschehens. Übrigens kalkuliert der Künstler im Vorfeld schon und explizit mit der Schändung seines Kunstwerks.*

Ich habe Probleme mit einem Mahnmal, das als Mahnmal nicht erkannt sein will, wo dann aber wohl irgendwo doch ein Hinweis gegeben wird dar-

auf, daß das, was man nicht sieht, doch ein Mahnmal ist. Womöglich wird ein Katalog verkauft werden. Das ist für mich zu kompliziert. Ich begreife die Arbeit von Gerz in Hamburg-Harburg, und sie fasziniert mich, leuchtet ein. Mit dem Konzept für Saarbrücken kann ich nichts anfangen.

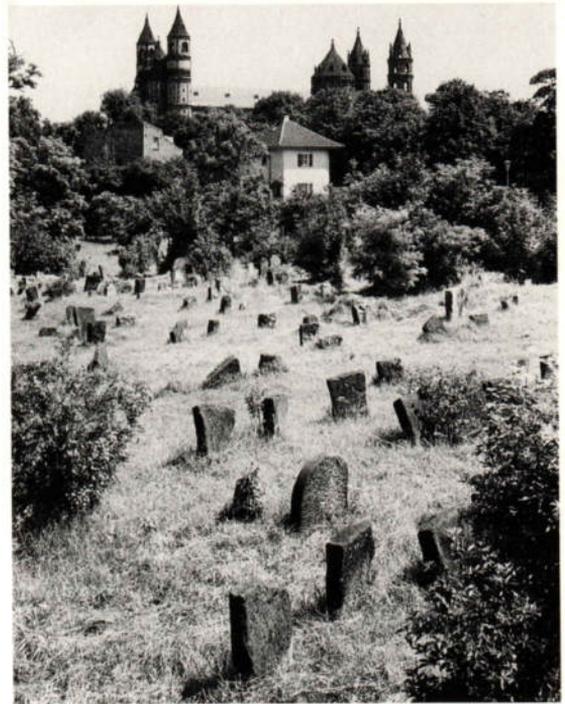
Die Nazizeit war schlimm, und auch heute geschieht Schlimmes. Menschen wurden vernichtet, Menschen für die niemand beten kann, weil auch die Kinder vernichtet wurden. Da haben wir eine kollektive Verantwortung des Gedenkens. Wie auch eine bleibende Verpflichtung, gegen Strukturen in Politik und Denken vorzugehen, die diesen Mord hervorgebracht haben. Strukturen, die bis heute nicht verschwunden sind.

*Da treffen Sie sich mit Jochen Gerz und Studenten.*

Nur begreife ich nicht, wie kann man Menschen, die von Mechanismen ergriffen werden, die sie zu Mördern werden lassen, wie kann man denen helfen, nachhelfen, man nennt das wohl 'sensibilisieren', dahingehend, daß sie quasi geimpft werden, sich dagegen zu stellen. Das kann ich doch unmöglich mit etwas bewirken, was ich nicht sehe, nicht begreife. Was eine künstlerische Selbstbefriedigung von Kunstseminaristen ist. Hier hätte doch auch überlegt werden müssen, an wen sich ein öffentliches Mahnmal richtet. Wenn ich Öffentlichkeit erreichen will - aber das eben wäre die Frage -, dann doch mit Mitteln, die die Öffentlichkeit, die ja keine Kunstseminare besucht hat, herausfordert nachzudenken.

*Sie finden das elitär und intellektualistisch?*

Ich verstehe es nicht, und ich glaube, daß es keinen Effekt hat. Ich denke, daß es nötig ist zu 'sensibilisieren', und es ist nicht so, daß man das mit Steinen nicht machen könnte. Mit Steinen des Anstoßes. Ich kenne Mahnmale, die mich fast zu Tränen rühren können. Ich will Ihnen eins nennen. Das ist das Gelände des ehemaligen Vernichtungslagers Treblinka. Man hat dort viele hundert Steinblöcke, große, kleine, aufgestellt, und jeder trägt einen Namen eingemeißelt, Ortsnamen von den Niederlanden bis Griechenland, Berlin bis Warschau, von woher die Menschen transportiert worden sind, um in anderthalb Stunden vernichtet zu werden. Und im Zentrum dieser Ansammlung von Steinen, die mehr sagen als alle Zahlenkolonnen der Historiker und als alle unsichtbaren Mahnmale, ein großes Steinmal, und darauf nur, in drei Sprachen,



**Jüdischer Sandfriedhof in Worms**

'Nie wieder'.

*Da muß ich Gerz nun doch noch verteidigen. Den Ort der Vernichtung nämlich können wir nicht transportieren. Von überall her aber wurde transportiert. Zum Beispiel von Saarbrücken aus. Die Deportation war überall.*

Nun, ich denke mir, es wäre auch eine seriöse Künstlerantwort, daß ich als Künstler nicht überall alles zu Kunst machen muß. Es muß nicht überall ein Mahnmal stehen. Ein Mahnmal, das nicht die Funktion erfüllt, Gedenken, Gedanken auszulösen, ein solches Mahnmal muß man vielleicht gar nicht unbedingt bauen.

Interessant an diesem 'Mahnmal gegen Rassistismus' finde ich, daß in gleicher Buchstabengröße wie die Ortsnamen auch ein Datum eingemeißelt ist, vermutlich das Datum der künstlerischen Tat.

Ein Künstler ohne eine gewisse Eitelkeit, ohne entsprechendes Ego, kann kein Künstler sein. Das nimmt man hin. Was ich nicht verstehe, was mir sehr fragwürdig erscheint, ist, daß 2000 Ortsangaben jüdischer Friedhöfe völlig unreflektiert, ohne Differenzierung ihrer Geschichte eingemeißelt wurden. Die Friedhöfe bedürfen keines Mahnmals. Sie sind als solche welche, schon an der Stelle ist das Konzept in meinen Augen falsch.

*Der Anspruch Gerz' und Studenten ist eben der, subversiv zu sein. So die Projektbeschreibung und Interviews. Man will beunruhigen, Sehgewohnheiten unterlaufen.*

Das ist nun wirklich ein ganz ausgezeichneter Ansatz, nichts gegen diese Grundüberlegung, die da zur Tat drängt. Ich bezweifle allerdings, daß die Beunruhigung anhält.

*In der Tat hat das Kunstwerk eine heftige lokalparteiliche Kontroverse entfacht. Die Opposition war beleidigt. Denn der Ministerpräsident wußte früh von der Sache und hat sie für nützlich gehalten. Mit der obrigkeitlichen Zustimmung ging der Künstler an den demokratischen Gremien vorbei, wie im Barock, so ist das im Saarland, und hat einfach mal angefangen. Die Kunst und die Obrigkeit, das stimuliert sich ja. Mit dem Thema, zugegeben, hatte das nichts mehr zu tun.*

Die Frage ist schon, wer da diskutiert. Wenn die Eliten, in Anführungszeichen, unter sich diskutieren, ist das nicht die Diskussion, die wir brauchen. Die öffentliche, auch die am Stammtisch etwa. Wo man wenigstens Anstoß nimmt.

*Eine ganz andere Diskussion ist die in den jüdi-*

*schen Gemeinden. Gerz und Studenten haben ja 66 Gemeinden angeschrieben, um die Liste der Begräbnisorte schreiben zu können. Er versteht das, wie er sagt und schreibt, so, daß damit die Gesamtheit der jüdischen Gemeinden ihr „Zustimmung“ wörtlich gegeben hat. Und daß sie damit das Projekt gewissermaßen tragen. Nun denke ich, vor dieser allgemeinen „Zustimmung“ gab es Diskussionen, welche Argumente wurden da getauscht?*

Nein. Nein, so ist es nicht. Wenn jemand glaubhaft ein berechtigtes Interesse zeigen kann, bekommt er natürlich die Liste der jeweils zur Gemeinde gehörenden, also von ihr betreuten und gepflegten Friedhöfe. Ist ja keine geheime Kommandosache. Das ist aber mitnichten daran gebunden, daß damit Zustimmung geäußert wird, oder als Akzeptanz dessen, was hier geplant wird, zu werten wäre.

*Von einer Diskussion ...*

...kann im Ansatz nicht die Rede sein. Ich habe mal hier und da nachgefragt, keiner kann sich erinnern, keiner hat davon gehört. Es geht auch gar nicht darum, ob die jüdischen Gemeinden zustimmen. Wenn das Ergebnis gut ist, dann unabhängig davon. Das wäre in einer Demokratie auch ein grotesker Standpunkt. Fakt ist, daß man die Aushändigung der Liste nicht als Zustimmung werten kann. Dementsprechend bleibt es auch bei der künstlerischen Verantwortung. Die wird niemandem abgenommen, indem er sich auf irgendwen beruft.

*Was Gerz immer wieder tut ...*

*... ja, und das ist falsch.*

*Wichtig für die Auswahl des Ortes, des Schloßplatzes, war wohl seine stadthistorische Funktion als Ort der Repräsentation von Macht. Vom Barock bis heute. In den vierziger Jahren war es der Versammlungsort der Deportation, heutzutage parken bei Ministerkonferenzen die Limousinen auf dem Platz. Und Volkspartei- oder Parteivolkstreffen werden dort gefeiert. Ich habe Schwierigkeiten, das Bier und die Steine zusammenzudenken. Das schwappt doch über.*

Da sprechen Sie den Aspekt an, der für mich das Mahnmal geradezu unerträglich macht. Wenn ich mir vorstelle, daß die Namen eingraviert sind jener Orte, an denen meine Familie, mein Vater, meine Großeltern beerdigt sind, wo ich Gräber pflege, wo ich gerade erst einen Freund mit zu Grabe getragen habe, einen Ort also intensiv empfundener Trauer und des Gebetes, daß diese Ortsnamen eingraviert sein müssen, wo Bier fließt, Hunde hinpinkeln, Öl aus großen Autos tropft ... So etwas kann man nur machen, wenn man in sehr großem Ausmaß das Leid von Menschen abstrahiert, wenn man die Toten instrumentalisiert und auch den Schmerz der heute noch Lebenden nicht wahrnimmt. Das finde ich die eigentliche Ungeheuerlichkeit daran. Es geht ja nicht um irgendeinen Rheinarm, der abgetrennt und versickert ist. Sondern um heute relevante Stätten des Gedenkens, des Gebetes, die von Menschen aufgesucht werden. Auch wenn ich auf einem Friedhof bin, wo ich nicht einen Namen kenne, empfinde ich, der ich nach '45 geboren bin und der ich lebe, eine tiefe Emotion. So etwas wie Liebe und Gemeinschaft zu Menschen, von denen ich nichts weiß als die Namen auf den Steinen. Es ist der Ort, wo wir gemeinsam sind.

Es gehört für mich eine Abstraktionskraft dazu, die mir völlig fehlt. Wie soll ich dieses Erleben des Friedhofs umfunktionieren können zu einem undurchdachten und unsichtbaren Mahnmal, auf dem die Menschen herumtrampeln, weil sie nicht sehen dürfen, daß sie auf einem für andere Menschen wichtigen Symbol herumtrampeln.

*Ein Konflikt letztlich zwischen künstlerischer Freiheit und Respekt vor heute lebenden Menschen jüdischen Glaubens.*

Es fehlt für mich in diesem konkreten Fall, ich kann ja nicht über das künstlerische Oeuvre des Herrn sprechen, es fehlt die Mitleidenschaft mit der gequälten Kreatur, um eine Formulierung von

Heuss zu gebrauchen. Und dazu gehören auch wir, die wir heute unsere Toten bestatten. Ich denke, daß sowas nur funktioniert in einer christlichen Gesellschaft, die sich eben weit genug von allem Jüdischen distanziert hat. Stellen Sie sich vor, man würde das mit christlichen Friedhöfen machen. Es hätte den Aufstand der Saarbrücker gegeben. Völlig ausgeschlossen, daß Christengemeinden zustimmen würden, daß man solches symbolisch mit ihren Friedhöfen macht. Da wirkt die emotionale Distanz, die man zum Jüdischen hat, das Jüdische ist nicht gleichrangig mit dem Christlichen. Ich denke gerade an eine Äußerung von Martin Buber, die er auf dem Sandfriedhof in Worms geschrieben hat. Sinngemäß wird da der Dom, der im Hintergrund aufragt, als das Christliche, als die Macht, als die Kunst beschrieben. Und was habe ich? fragt Buber. Ich habe diesen Friedhof, die Steine, durch die ich verbunden bin bis in die Anfänge, mit all den Generationen vor mir und denen nach mir. Das ist die Bedeutung des jüdischen Friedhofes. Und hier wird leichtfertig damit umgegangen. Die Friedhöfe, auf denen meine Familie liegt, sind nicht geeignet für solch elitäre Fingerübungen. Ich finde das ganz unmöglich.

*Dann hätten Gerz und Studenten das Gegenteil dessen getan, was sie vielleicht vorhatten. Nämlich, ich unterstelle das, ein Medium schaffen zwischen uns und dem Unvorstellbaren, Nichtrepräsentierbaren. Dem Massenmord, der allerdings nicht nur, auch nicht in erster Linie, deutsche Juden traf. Daraus geworden ist ein für die lokalen Verhältnisse elegantes Paradoxon, Sie sagen 'Abstraktion', 'Unfähigkeit, sich hineinzudenken in die heutigen Menschen', jedenfalls etwas, was die Sache zusätzlich verstellt.*

Noch einmal: Da ist ein Mahnmal, das man als Mahnmal nicht erkennt. Dazu dann ein Instrumentarium, das mich darauf hinweist, daß das, was ich nicht erkennen kann, ein Mahnmal sein soll. Man verherrlicht die Idee eines Künstlers, den man nicht begreift. Nicht begreifen kann. Eine Konzeption, die ich für unsinnig halte. Das ist nicht richtig recherchiert, nicht reflektiert. Von vorne bis hinten nicht durchdacht.

*Herr Ginzler, haben Sie Dank für das Gespräch.*

# „Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten ...“

## Spuren geistiger Behauptung im KZ

Von Tobias Widmaier

Am 22. April hatte in der Saarbrücker Alten Feuerwache Viktor Ullmanns „Der Kaiser von Atlantis oder Die Todverweigerung“ Premiere. Nicht allein den ästhetischen Qualitäten von Musik und Libretto scheint es zuzuschreiben zu sein, daß die Kammeroper nach ihrer Wiederentdeckung 1975 fast schon den Rang eines Repertoirestücks erlangt hat. Die Rezeption des Werks wurde wesentlich auch bestimmt durch die Hintergründe seiner Entstehung. Ullmann komponierte die Oper 1944 in Theresienstadt - jenem Lager, dem im Vernichtungsplan der Nationalsozialisten eine besondere Rolle zugedacht war. Die kleine Festungsstadt, 60 km von Prag gelegen, gab die Kulisse ab für ein perfides Täuschungsmanöver. Hier sollte internationalen Kommissionen weisgemacht werden, daß alle Nachrichten vom Genozid im Osten bloß Greuelmärchen seien. Die Internierten bildeten die unfreiwillige Statisterie zu diesem trügerischen Spiel. Mit welcher verzweifelten Hoffnung sie versucht haben, sich an diesem unwirtlichen Ort einzurichten, der weiter nichts war als Durchgangsstation nach Auschwitz - auch Ullmann wurde dort vergast -, dafür ist das rege kulturelle Leben hinter den Mauern Beleg. „Hier ist die wahre Meisterschule, wenn man mit Schiller das Geheimnis des Kunstwerks darin sieht: den Stoff durch die Form zu vertilgen“, notierte Ullmann während seiner Haftzeit in Theresienstadt einmal. Wie eine Art Graufilter vor die unbefangene Wahrnehmung der Oper schiebt sich solches Wissen. Anzunehmen, „Der Kaiser von Atlantis“ zehrte von einem Betroffenenbonus - und würde deshalb häufiger aufgeführt -, wäre jedoch zu kurz gegriffen. Die generell schwierige Annäherung an ein im Konzentrationslager entstandenes Kunstwerk rührt zu einem Teil wohl daher, daß dessen Schöpfer primär nur als Opfer wahrgenommen wird: „daß wir“ - die Internierten - aber „keineswegs bloß klagend an Babylons Flüssen saßen und daß unser Kulturwille unserem Lebenswillen adäquat war“ - wie ebenfalls Ullmann in Theresienstadt schrieb -, damit gilt es sich auseinanderzusetzen.



31. August 1943. Ein Gefangenentransport mit Mitgliedern der französischen Résistance. *Die Morgendämmerung fand uns im Bahnhof Saarbrücken.* Zu Fuß und unter starker Bewachung geht es hinauf zum Lager Neue Bremm. Noch deutlich erinnert sich Edmond Michelet an das Viereck trostloser Baracken mit dem Wasserbassin in der Mitte, an dessen Rand es in Reih und Glied Aufstellung nehmen hieß. Die Ansprache eines SS-Mannes schloß, wie der Dolmetscher wörtlich übersetzte: „Ihr werdet jetzt sehen, wie man diese dreckigen Judenschweine, die schuld am Krieg sind, in Großdeutschland von Adolf Hitler behandelt.“ Dann befahl er die Juden des Transports heraus. Sie hatten sich, etwa eine Handvoll, den ganzen heißen Tag über ohne Unterbrechung der beschämenden und quälenden Disziplinarübung des sogenannten Froschhüpfens zu unterziehen. Mit Knüppelhieben wurde wieder auf die Beine gebracht, mit Fußstritten ins Wasser gestoßen, wer zusammenbrach. In strammer Haltung waren die anderen gehalten zuzuschauen. *Als endlich die Nacht kam, mußten wir die Leiber unserer jüdischen Kameraden auf improvisierten Tragbahnen in den Block bringen (...). Wir waren überzeugt, daß wenigstens die beiden Jüngsten nie wieder erwachen würden (...). Sie waren schon mehrere Stunden aus dem Rennen, und der zufriedene SS-Mann hatte sie am Rand des Beckens wie leblos liegenlassen. Wir zitterten vor Zorn und Empörung. Wir stürzten uns auf die Kartoffeln, die wir schweigend, so wie sie waren, verschlangen (...), und dann ließen auch wir uns auf die nackten Bretter fallen, die unser Lager waren.*

Eine Szene, wie sie sich, ein halbes Jahrhundert zurück, in vergleichbarer Weise tausendfach ereignet hat. Als bis ins Innerste erschütterndes Ereignis schildern Überlebende den Tag der Einlieferung in eins der nationalsozialistischen Konzentrationslager durchgehend. Kahlgeschorene Schädel oder eintätowierte Nummern waren nur die äußeren Zeichen einer radikalen Entpersönlichung, die die SS an denen, die in ihre Fänge geraten waren, auch in der Folge mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln vorzunehmen trachtete. Auf Juden warteten besondere Qualen, nur wenige konnten dem ihnen von Amtswaltern der 'Endlösung' zgedachten schrecklichen Tod entgehen. Auch wer nicht aus rassistischen Gründen von den braunen Schergen in Lagerhaft genommen wurde, mußte mit der Möglichkeit, elend zu krepieren, stets rechnen: härteste

Zwangsarbeit, Unterernährung, Seuchen, brutale Züchtigungen, Selektionen ... Daß es trotzdem gelingen konnte, unter solchen Verhältnissen zu überleben, scheint oftmals allein glücklichen Umständen oder wunderbaren Zufällen zu verdanken zu sein. Wesentlich war jedoch ebenso, daß die Opfer kollektive und individuelle Strategien entwickelt haben, um die Bedingungen, denen sie ausgesetzt waren, erträglicher zu gestalten - Strategien freilich, die jeden Augenblick durchkreuzt werden konnten. Häufig wird in diesem Zusammenhang auf die Kameradschaft unter Internierten gleicher Weltanschauung oder Nationalität verwiesen und das widerständige Verhalten kleiner verschworener Zirkel gewürdigt. Hier soll an Hand einiger Beispiele gezeigt werden, wie Häftlinge mit Hilfe musischer oder geistiger Aktivitäten gegen die Lagerrealitäten ankämpften oder sich ihnen zu entziehen suchten. Freilich: Keine wenn auch noch so kleine Veränderung der fatalen äußeren Gegebenheiten ließ sich auf diesem Weg herbeiführen. Insofern von bloß hilflosen Gesten am Abgrund zu sprechen, wäre jedoch verfehlt. So und, wie vielfach bezeugt, nur so ließ sich etwas von der Würde wiedererlangen, die dem einzelnen genommen war - ein Atemholen, das für eine Weile dabei helfen konnte, psychisch zu überstehen.

Den Bericht vom Abend des 31. August 1943 gilt es zu Ende zu führen. In einem Block des Lagers Neue Bremm meldete sich nach allem, was geschehen war, einer von Edmond Michelets Kameraden mit *einem ganz ungewöhnlichen Gedanken* zu Wort. Um die bedrückten *Insassen des Raumes etwas zu beleben, schlug er eine Art Gesellschaftsspiel vor. Es sei wichtig, sagte er, daß jeder, der zu dieser Stunde in der Lage sei, auswendig ein Gedicht nach seiner Wahl vollständig aufzusagen, dies tue.* „Du willst uns wohl zum besten halten“, knurrte mein Nachbar. Auch Michelet überkommt im ersten Moment der leise Verdacht, hier wolle jemand, an einem dafür ganz unangemessenen Ort, mit seiner Bildung prunken. Aber kaum reiht sich Gedicht an Gedicht - viele Kameraden beteiligen sich -, beginnt er zu ahnen, daß ihnen damit ein Mittel an die Hand gegeben ist, etwas von dem zu verarbeiten, was man ihnen zufügt. *Wir wurden schon schläfrig, als wir tief in der Nacht aus dem Dunkel heraus eine Stimme hörten: „Aber ich, ich habe auch ein Gedicht aufzusagen.“ Wir hatten plötzlich keine Lust mehr zu schlafen, wir waren sprachlos.* Einer von

denen, die unter den erwähnten Torturen körperlich zusammengebrochen waren, ließ noch einmal ein Lebenszeichen vernehmen. Für Michelet eine ergreifende Begebenheit, die ihn bei der Niederschrift, Jahre nach jener Nacht, ein wenig Trost finden läßt.

Für Michelets Transport war das Lager Neue Bremm nur eine Zwischenstation. Der Endpunkt der unfreiwilligen Reise hieß: Dachau. Der schlimmstmögliche Ort nicht, wie Michelet mit Blick auf die Lager *höherer Stufe* im Nachhinein konstatiert. Bis zur großen Typhusepidemie im Winter 44/45, durch die Tausende umkamen, sei das Dachauer Regime *hart, sehr hart* gewesen, doch *immer noch in der Grenze des Erträglichen für diejenigen, dessen Gesundheitszustand ihm erlaubte, sich seine moralische Widerstandskraft zu erhalten*. Michelet stärkte die seine vor allem durch Kontakte zum Block der internierten Priester, daneben aber strich er in seinen 1955 erschienenen KZ-Erinnerungen die wichtige Funktion von Szenen wie der folgenden heraus (sie spielt während eines besonders schikanösen Lagerappells, bei dem die Häftlinge über viele Stunden einem kalten Schauer ausgesetzt waren): *Bob Claessens vom Desinfektionskommando war guter Laune. Der andauernde Nieselregen erweckte in ihm die Erinnerung an Wasser:*

*Unter der Brücke von Mirabeau, da fließt die Seine, und unsere Liebe ...*

*Er trug das Gedicht mit sanfter musikalischer, leicht vibrierender Stimme vor. Für einen Augenblick waren wir über tausend Meilen hinweg in eine unbeschreibliche Welt versetzt, wo es keine SS-Leute mehr gab, keinen Appellplatz und kein Dachau. Als er mit fehlerlosem Gedächtnis sein Stück beendet hatte, neigte sich Bob zu seinem Nachbarn: „Neulich haben Sie mir eine so hübsche Sache von meinem Freund Aragon erzählt; sind Sie so nett, wiederholen Sie es mir.“ Der Nachbar begann sofort. Die Verzauberung hielt für einen Augenblick an:*

*Du mein Paris vom Blumenquai leb wohl,  
Ich bleibe meiner Schmerzen Herr ...*

Neben den Aufzeichnungen ehemaliger KZ-Häftlinge, die in der Rückschau entstanden sind, gibt es aus kaum einer Erläuterung bedürftigen Gründen nur ganz wenige, die während der Internierung selbst angefertigt wurden. Zu diesen seltenen Dokumenten gehört das unter dem Titel



**Josef Stajna: „Der Appel dauerte sehr lange – die Füße taten weh“, Zeichnung 1942**

„Goethe in Dachau“ publizierte Tagebuch des holländischen Autors und Übersetzers Nico Rost. Er führte es in aller Heimlichkeit, unterstützt von einigen Kameraden, die ihn deckten oder Papier besorgten. Festgenommen, weil er am Widerstandskampf in seiner Heimat teilgenommen hatte, gelangte Rost nach mehreren Haftorten Ende Mai 1944 nach Dachau, wo er überwiegend im Krankenrevier Dienst versah. So erlebte er die erwähnte Typhusepidemie ganz unmittelbar. *Immer mehr Tote, lautet ein Eintrag am 2.3.45. Bereits seit Wochen: Tote, Tote, Tote ... Heute, bis jetzt schon hundertzweiunddreißig, in unserer Stube IV. Ich habe mir geschworen, alles zu tun, meine Kraft dafür einzusetzen, um diese Toten später wieder lebendig werden zu lassen - in allem, was ich schreiben werde! Diese Gestorbenen müssen leben, damit die Lebenden, die nach ihnen kommen, nicht sterben müssen. (...) Ich fühle, daß diese Verpflichtung schwer auf mir lastet.* Das Mittel, das ihn gegen Dachau immunisieren sollte, bezeichnete Rost selbst als *Vitamin L (Literatur)*. Sein Tagebuch bot vor allem Reflexionen über vor der Haft gelesene oder aus der Lagerbibliothek entlehnte Bücher Raum, Erwähnung fanden auch literarische Debatten mit Mitgefangenen. Die täglichen Leiden dagegen oder politische Überlegungen sollten bewußt allenfalls am Rand berührt werden. Rechenschaft

über sein Vorgehen legte Rost sich immer wieder ab. Unter dem 19.9.44 ist zu lesen:

*K blätterte heute in meinen Aufzeichnungen und äußerte danach sein Befremden, daß ich - seiner Meinung nach - so wenig über mich selbst schreibe, nichts über meine Sorgen um (Frau und Sohn) Edith und Tyl, von denen ich doch so oft spreche, so wenig von meinem grauen Elend - und auch kaum über Politik.*

*Darauf habe ich ihm ausführlich auseinandergesetzt, warum ich dieses Tagebuch schreibe, daß es nämlich an erster Stelle ein Mittel ist, um meine Gedanken und meine Energie auf die Literatur zu konzentrieren (...). Eine Art Selbstschutz also, der mir bis heute viel und oft geholfen hat. (...) Selbstverständlich denke ich trotz allem sehr viel an Zuhause, an die heutigen und zukünftigen Probleme, an viele Freunde, an besseres Essen, an die Tatsache, ob ich Läuse habe oder nicht (...), aber erstens kann ich das nicht alles niederschreiben, und zweitens will ich das auch auf keinen Fall. Ich müßte ja dann immer wieder über meine Hoffnungen und meine Wünsche, über meine Sorgen und mein Elend sprechen, aber ich will mich doch gerade disziplinieren, meine Gedanken sollen all das meistern, Herr bleiben über die gesamte hiesige Materie der SS, einer Brotkruste und der Wassersuppe, der Läuse und der Flöhe ... Dabei fällt mir wieder das Goethe-Wort ein, das ich mir zur Richtschnur wählte (...):*

*Feiger Gedanken  
bängliches Schwanken,  
weibisches Zagen,  
ängstliches Klagen  
wendet kein Elend,  
macht dich nicht frei.*

*Allen Gewalten  
zum Trotz sich erhalten,  
nimmer sich beugen,  
kräftig sich zeigen,  
rufet die Arme  
der Götter herbei.*

*Ein Flucht in die Literatur? Ich kann das nicht so genau analysieren, aber eines weiß ich: daß ich dadurch niemals die Wirklichkeit vergesse.*

Vergleichbares ist auch bezeugt von den Stätten der Massenvernichtung (den Lagern 'höherer Stufe', um mit Michelet zu sprechen). Der jüdische Auschwitz-Überlebende Thomas Geve, der 1943 als

14jähriger dorthin kam und als 'Arbeitsfähiger' der unmittelbaren Vergasung entging, berichtet, daß er und seine gleichaltrigen Kameraden viel gesungen hatten, etwa während der Sperrstunden im Block, Volks-, Liebes-, Partisanenlieder, und wer eines besonders mochte, so Geve, sumnte es ständig: es war dies eine Art klingender Identitätsaus- und -nachweis. *Meine eigene Wahl fiel auf ein sentimentales französisches Lied, in dem ein junger Mann seiner Mutter offenbart, weshalb er bei der Fremdenlegion angeworben hat. (...) Jedesmal, wenn ich diese Melodie sumnte, meine ganz private Melodie, überkam mich das Gefühl, daß ich trotz allem am Leben, nach einem ganzen Jahr KZ noch ich selbst geblieben war. Konnte ich auch mein Gesicht nicht sehen, denn Spiegel verweigerte man uns, so doch meine Erkennungsmelodie hören: sie war der Beweis meiner Existenz.*

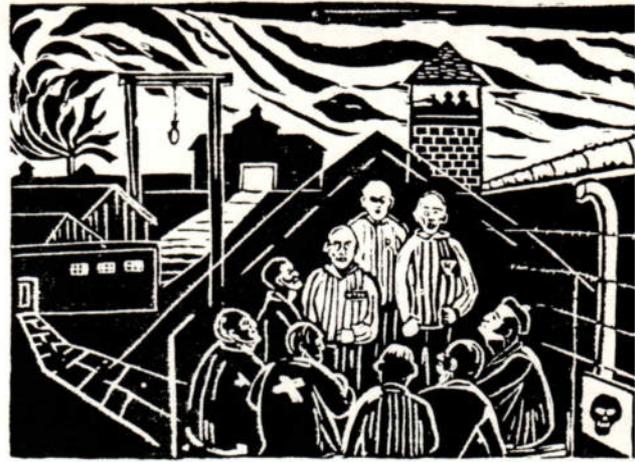
*Ich glaube, wir kämpften vor allem darum, den Verstand nicht zu verlieren, und darum lachten und sangen wir trotz der lodernden Hölle, die uns umgab.* Die dies geschrieben hat, Kitty Hart, war ebenfalls als Jugendliche in Auschwitz interniert. Mitte 1944 wurde sie dem sog. 'Kommando Kanada' zugeweiht. Um einen Komplex geräumiger Baracken handelte es sich dabei, in denen Häftlinge sortierten, was den Menschentransporten an der Rampe und noch auf dem Weg ins Gas an Habseligkeiten abgenommen wurde. *Hier waren wir von nichts anderem als Leichen, Flammen, hohen Schornsteinen, Maschinengewehren, Zäunen und der SS umgeben.* Daß man als Zeuge von all diesem am Leben gelassen würde, glaubte im Kommando niemand. Trotzdem: *Wir konnten tanzen und singen und bildeten sogar eine kleine Kapelle. (...) Einmal spielten wir sogar ein Theaterstück in drei Akten. Viele Stunden verbrachte ich damit, die Bücher zu lesen, die ich beim Kleiderbündeln gefunden hatte.* Alles scheinbar absurde Handlungsweisen angesichts dessen, was gleichzeitig in unmittelbarer Nähe geschehen ist, und doch: so hätte sie sich davor bewahren können, verrückt zu werden, dessen ist Kitty Hart sich sicher.

Mit diesen Beispielen ist in etwa der kleine Freiraum umrissen, der für KZ-Häftlinge, denen es gelang, in ihm sich für eine Weile aufzuhalten, eminent viel bedeutete: geistige und musische Aktivitäten konnten zur Stärkung der moralischen Widerstandskraft beitragen oder Momente des Vergessens bescheren, waren eine Methode der Selbst-

vergewisserung und des Selbstschutzes. Vor Verallgemeinerungen wird man sich allerdings hüten müssen. Denn es gibt auch Stimmen, die von ganz gegenteiligen Erfahrungen zeugen. *Mit Worten hinauszugelangen über die Realexistenz wurde vor unseren Augen nicht nur zu einem wertlosen und luxuriös unerlaubten, sondern auch zu einem höhnischen und bösen Spiel (...): ein Blick auf die Wachtürme, das Schnuppern nach dem Fettgeruch der Krematorien genügte.* Nach Jean Amerys Ansicht - er war Häftling in Auschwitz - hat die vielbeschworene Macht des Geistes, gewissermaßen unter Bedingungen eines extremen Experiments, seine grundsätzlichen Schwächen offenbart. Die ganze *traurige Wahrheit* sei, daß alle ästhetischen *Vorstellungsreihen und Reminiszenzen* versagten: *Sie waren in den meisten Fällen keine Tröstung, gelegentlich erschienen sie als Schmerz oder Hohn: am häufigsten versickerten sie in einem Gefühl vollkommener Indifferenz.* Viele religiös oder politisch fixierte Häftlinge hätten *in den entscheidenden Momenten eine unschätzbare Hilfe gehabt* - Amery erkennt dies bewundernd an -, *wir skeptisch-humanistischen Intellektuellen* aber riefen *vergebens unsere literarischen, philosophischen, künstlerischen Hausgötter an.*

Was damit angesprochen ist, darf, wer sich auf die Spurensuche nach Belegen geistiger Behauptung in den Lagern macht, nicht ausblenden. Pauschalverklärende Aussagen lassen sich - Amery gemahnt daran - nicht treffen. Und zu berücksichtigen sind jeweils auch nähere Umstände und Hintergründe. Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang darauf, daß die SS gewisse Formen 'kultureller' Betätigung der Internierten in zynischer Erwägung ihrer kompensatorischen bzw. propagandistischen Wirkung stillschweigend geduldet oder sogar gefördert hat. Lagerbibliotheken (die von Dachau wurde bereits erwähnt) sind dafür nur ein Beispiel. In Buchenwald gab es ein Kino, in Westerbork eine Kabarettbühne, in Theresienstadt Kammerkonzerte, einige Lager wurden in Stunden mit der euphemistischen Bezeichnung 'Freizeit' über Lautsprecheranlagen mit Radiomusik beschallt ...

Doch selbst noch, was als Teil des Lagersystems fungierte, konnte einzelnen jenen Stoff bieten, der ihn nicht untergehen ließ. So erlebte Margarete Buber-Neumann die sonntägliche Freizeitbeschaffung im RZ Ravensbrück - wenn der Rundfunk einmal statt Militärmärschen Mozart übertrug - als *ein*



### Wolfgang Szepansky, „Sowjetische Kameraden singen das Partisanenlied“

*großes Geschenk* Wesentlicher war jedoch, was sich im Verborgenen und hinter dem Rücken der Bewacher abspielte. Im Falle Buber-Neumann zählten dazu Debatten über Literatur und anderes mit ihrer Freundin Milena Jelenska (Kafkas Milena): *Diese Möglichkeit, uns hin und wieder von unserer Umgebung zu lösen und in Bereiche zurückzuziehen, zu denen die SS keinen Zutritt hatte, bedeutete sehr viel. Mit der Macht des Geistes ist viel verantwortungsloses Geschwätz verknüpft worden. Im Konzentrationslager, wo jeder Tag den Tod bringen kann, ist auch der Geist keine uneinnehmbare Festung. Er bewahrt weder vor Hunger noch vor Schlägen. (...) Dennoch gibt er dem Häftling die Möglichkeit, sein Augenmerk auf einen Punkt zu richten, der außerhalb seiner selbst liegt (...). Er bietet dem Gefangenen eine kleine, sichere Insel inmitten eines Meeres von Elend und Verzweiflung.*

Beiträge zu einer Topographie jener Insel haben sich in den letzten Jahren beachtlich vermehrt.

#### Benutzte Literatur (Angaben erfolgen in der Reihenfolge der Textzitate)

Edmond Michelet: Die Freiheitsstraße. Dachau 1943-1945, Stuttgart o.J., S. 43-47, 220 u. 150; Nico Rost: Goethe in Dachau, Frankfurt a. M. 1983, S. 191f u. 89f; Thomas Geve: Youth in chains, Jerusalem 1981, Sp. 123 (Übersetzung v. Verf.); Kitty Hart: Aber ich lebe, Hamburg 1961, S. 108f; Jean Amery: Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten, München 1988, S. 34, 23 u. 27; Margarete Buber-Neumann: Als Gefangene bei Stalin und Hitler. Eine Welt im Dunkel, Stuttgart u. Herford 1985, S. 228 u. 269f.

#### Abbildungsnachweis

Christoph Heubner, Alwin Meyer, Jürgen Pieplow: Lebenszeichen - Gesehen in Auschwitz, Berlin 1987, S. 141; Emil Ackermann, Wolfgang Szepansky: „denn in uns zieht die Hoffnung mit.“ Lieder, gesungen im Konzentrationslager Sachsenhausen, Berlin 1985, S. 26

#### Weiterführende Literatur

Bücher und Bibliotheken in Ghettos und Lagern (1933-1945), Hannover 1991 (= Kleine Historische Reihe der Zeitschrift 'Laurentius', Bd. 3); Mary S. Constanza: Bilder der Apokalypse. Kunst in Konzentrationslagern und Ghettos, München 1983; Reinhard Hippen: Zwischen Mut und Machtlosigkeit. Kabarett in Konzentrationslagern, in: ders.: Es liegt in der Luft. Kabarett im Dritten Reich, Zürich 1988, S. 152-185; Eckhard John: Musik und Konzentrationslager. Eine Annäherung, in: Archiv für Musikwissenschaft 48 (1991), S. 1-36; Michael Moll: Lyrik in einer entmenslichten Welt. Interpretationsversuche zu deutschsprachigen Gedichten aus nationalsozialistischen Gefängnissen, Ghettos und KZs, Frankfurt a. M. 1988; Torsten Seela: Lesen und Literaturbenutzung in den Konzentrationslagern. Das gedruckte Wort im antifaschistischen Widerstand der Häftlinge, 2 Bde., Diss. Berlin (Humboldt-Universität) 1980

# Woher bezog das Nazisystem seine Macht?

## Randbemerkungen zu einer neuen Untersuchung.

Von Hans Horch



Am 21. März 1945 beendeten amerikanische Soldaten Hitlers Herrschaft an der Saar. Es dauerte bis 1974 und 1975, bis die ersten historischen Untersuchungen erschienen, die sich mit der Verfolgung der saarländischen Juden beschäftigten (1). Erst 1987 und 1988 begann eine reichhaltige Literaturproduktion, die erstmals Konturen eines Gesamtbildes andeutete. In diesen Jahren erschienen 28 Aufsätze von 21 Verfassern (2). Seit Ende 1991, Anfang 1992 liegen außerdem drei ausführliche Abhandlungen vor. Die Autoren und Autorinnen dieser und der erwähnten Aufsätze sind zum weitaus größten Teil zwischen 1946 und 1957 geboren. Einige sind jünger, keiner hat vor 1945 das Erwachsenenalter erreicht. Es ist unwahrscheinlich, daß aus der Generation derer, die die Naziherrschaft bewußt erlebten, noch Wesentliches mitgeteilt werden wird. Schon dadurch, daß die Augenzeugen bis heute sprachlos sind, erweist sich, daß der Nationalsozialismus nicht Vergangenheit ist. Dies erweist sich aber auch durch die Schwierigkeiten, die sich den Nachgeborenen stellen, wenn sie sich an das historisch-soziologische Rätsel „Nazismus“ wagen, das auch den kritischsten Kopf immer wieder zu ungewollter Ideologiebildung treiben kann (3).

Die jüngst erschienenen Werke wählen sehr unterschiedliche Herangehensweisen. BERNHARD HAUPERT und FRANZ-JOSEF SCHÄFER versuchen sich an der Rekonstruktion einer individuellen Biografie. Sie zeichnen unter dem Titel JUGEND ZWISCHEN KREUZ UND HAKENKREUZ den Lebensweg und die soziale Umgebung eines saarländischen Bergmannsbauernsohnes nach, der 1944 als Zwanzigjähriger gefallen ist (4). Anhand der Geschichte eines Meßdieners und HJ-Mitglieds suchen sie nach verallgemeinerungsfähigen Aussagen insbesondere über das Verhältnis eines katholisch-dörflichen Milieus zum Nazismus.

HANS-HENNING KRÄMER und INGE PLETTENBERG legten unter der Überschrift FEIND SCHAFFT MIT eine detaillierte Untersuchung vor über, so der Untertitel, AUSLÄNDISCHE ARBEITSKRÄFTE IM SAARLAND WÄHREND DES ZWEITEN WELTKRIEGES (5). Ihr Gegenstand ist mithin jenes ausufernde System der Zwangsarbeit, das im Verlaufe des Krieges die rassistische Hierarchie des Nazismus zur unmittelbar erfahrbaren Realität auch der Saarländer werden ließ.

KLAUS-MICHAEL MALLMANN und GERHARD PAUL haben die Beziehungen zwischen Naziherrschaft und saarländischer Gesellschaft in gründlicher und facettenreicher Weise untersucht. Weit über den regionalhistorischen Ansatz hinausgehend, leistet ihr HERRSCHAFT UND ALLTAG. EIN INDUSTRIERIEVIER IM DRITTEN REICH (6) einen grundlegenden Beitrag zur Soziologie des Naziregimes überhaupt. Wer sich die Mühe macht, die fünfhundert Seiten dieses sehr gut informierten Werkes durchzubuchstabieren (und gelegentlich die von den Verfassern gegebenen Interpretationen fortzuspinnen oder gegen den Strich zu bürsten), der wird zwar am Ende immer noch nicht verstehen, wie eine zivilisierte Nation zur Basis einer Vernichtung um der Vernichtung willen betreibenden Systems werden konnte, er wird jedoch manches erfahren haben über das fonctionnement nazistischer Macht.

## Das Ende der Großen Saarländischen Lüge

Ein für allemal zerstört wird hier zunächst die Legende, die Saarländer hätten am 13. Januar 1935 trotz Hitler sich für Deutschland entschieden. Zwar hat diese Große Saarländische Lüge noch immer die Kraft, sich selbst in Gerhard Pauls Rede einzuschleichen (7). Die Fakten, die der Verfasser vorzeigt,

sprechen jedoch eine andere Sprache. Zwar trifft es zu, daß das soziale Klima des katholischen, proletarischen und ländlichen Saargebiets vor 1933 immunisierte gegen die aufsteigende Nazibewegung, und es trifft sicher zu, daß die Saarländer unter allen Umständen für ihre „Heimkehr“ gestimmt hätten, sie es also nicht wegen Hitler taten. Das Wörtchen „trotz“ allerdings suggeriert, Hitler sei widerwillig in Kauf genommen worden. Daß umgekehrt Hitler ein zusätzlicher Grund war, sich für Deutschland zu entscheiden, geht indessen aus allem hervor, was Paul an aussagekräftigen Indikatoren präsentiert, am deutlichsten aus der Entwicklung der nazistischen Parteiorganisation (8): Im Saargebiet hatten sich 1929 ganze 261 Pgs. zusammengefunden, und auch die Zahl der knapp zweieinhalbtausend organisierter Nazis unmittelbar vor Hitlers Regierungsantritt nimmt sich im Vergleich noch bescheiden aus. Dann aber, innerhalb von dreizehn Monaten Naziherrschaft im Reich, verzehnfachte sich die Zahl der NSDAP-Mitglieder auf dreißigtausend! Dies (und die Durchbrüche der Nazipartei bei kommunalen Nachwahlen) lediglich mit vorausweisendem Opportunismus erklären zu wollen, greift zu kurz. Vielmehr muß - übrigens im Rückgriff auf Gerhard Pauls Dissertation über den Abstimmungskampf (9) - davon ausgegangen werden, daß es der Nazi-propaganda gelungen war, Deutschland mit Hitler zu identifizieren, Hitler als den Erretter aus jeder Bedrängnis zu verkaufen, und Deutschland dadurch eine magische, paradiesverheißende Qualität anzuhexen. Der „normale“ saarländische Nationalismus, durch die Abtrennung vom Reich ohnehin bis zum äußersten aufgestachelt, ging so über zwar nicht in expliziten Nationalsozialismus, aber doch in nachhaltige Zustimmung zu den von dem Hitlerregime und der Propaganda der Deutschen Front vorgestellten Prinzipien staatlicher Herrschaft, deren gewalttätiger Charakter im übrigen bis zum Januar 1935 deutlich hervorgetreten war. „Deutschland“ und „Hitler“ waren 1935 nicht mehr zu trennen, die Hakenkreuzfahne und der Hitlergruß, mit denen die begeisterten Saarländer ihre „Heimkehr“ feierten, legen davon Zeugnis ab. Das saarländische Votum war nicht das Ergebnis einer zeitweiligen Erschütterung einer ansonsten eher unpolitischen, in der Lebensführung katholisch-konservativen, dem Geschehen im Reich fremd gegenüberstehenden Bevölkerung, dieses Votum offenbarte, was „normalem“ Nationalismus und „normalem“ Autori-

tarismus innewohnt und wohin sie eine biedermännische Gesellschaft führen können.

Womit selbstredend nicht gesagt ist, die Saarländer hätten 1935 sich für Vernichtungskrieg und Völkermord ausgesprochen. Zwar haben sie, indem sie Hitlers Revanchismus billigten, Krieg in Kauf genommen. Der spätere „Weltanschauungskrieg“ aber war 1935 ebenso unvorstellbar, wie es unvorstellbar war, daß Hitler seine - im übrigen eher beiläufigen und verdeckten - Ankündigungen der Judenvernichtung wahr machen werde. Dennoch muß die Saarabstimmung gewertet werden als eine erste Stufe auf dem Wege fortschreitender Selbstunterwerfung, die vom Naziregime gefördert wurde und eine allzu bereitwillige Gesellschaft dahin brachte, ihm in immer extremere Untaten zu folgen.

In den Jahren, die der Wiedereingliederung folgten, gab die Bevölkerung des Saarlands - obwohl doch das erhoffte Wirtschaftswunder zunächst ausblieb (10) - nie ernsthaft Anlaß, an ihrer grundsätzlichen Loyalität zu zweifeln. Die im Saarland so beliebte Legende (auch Paul erweist ihr seltsamerweise seine Referenz (11)), nach der der Nazismus als „pfälzische Fremdherrschaft“ empfunden worden sei, wird erledigt durch ein simples statistisches Datum (12): Bis zum Jahre 1937 fanden rund 8,4 Prozent der Saarländer den Weg in die NSDAP. In der Pfalz waren es 5 Prozent. Wenn die SS als die eigentliche Nazielite es im Saarland bereits im Juni 1935 auf zweitausend Mitglieder brachte (13), ein Organisationsgrad, der über dem des Reichsdurchschnitts lag, so zeigt auch dies, daß von einer besonderen Distanz der saarländischen Bevölkerung zum Naziregime nichts übriggeblieben war. Und wenn in der Tat in den Führungspositionen des Staats- und Parteiapparates Saarländer seltene Erscheinungen blieben, so erklärt sich dies nicht aus mangelnder Begeisterung, sondern aus der proletarisch bestimmten Sozialstruktur und aus der Fortwirkung einer wenig aufstiegsorientierten Mentalität.

## Gefolgschaft bis zuletzt

Der Beginn des Krieges scheint die Übereinstimmung mit dem Regime zunächst beeinträchtigt zu haben, die schnellen Siege 1939/40 jedoch verwandelten die Depressionen in Euphorie. Im Krieg gegen die Sowjetunion, der der Bevölkerung immer größere Opfer, Entbehrungen und Enttäuschungen

aufgelegte, blieb von solcher Begeisterung wenig. Aber auch in dieser Phase ist dem Regime (im Unterschied zum Ersten Weltkrieg) die Gefolgschaft jedenfalls nicht so aufgekündigt worden, daß es in seiner Handlungsfreiheit eingeschränkt worden wäre. Dies ist um so bemerkenswerter, als nun das Regime einen qualitativen Wandel vom diktatorischen und krieglerischen Faschismus zum genuinen, Vernichtung um der Vernichtung willen treibenden Nazisystem erfuhr (14). Der „Weltanschauungskrieg“, der die Vernichtung der europäischen Juden in sich einschloß, machte das gesamte ökonomische, soziale und politische Leben in Deutschland zur „Heimatfront“. Nur unter Anstrengung aller Kräfte und durch die Integration aller Sektoren der Gesellschaft war es möglich, den gigantischen Vernichtungsapparat zu bauen, der ja nicht nur aus den Lagern und der SS bestand, sondern auch der Mitarbeit der Staatsbürokratie, des militärischen Schutzes, der wirtschaftlichen Basis und des ideologischen Einverständnisses bedurfte. Zwar ging der qualitative Wandel des Regimes zwangsläufig einher mit einer Verschärfung der im Innern Deutschlands angewendeten Herrschaftsmethoden, die immer terroristischer wurden. Dennoch kann kein Zweifel sein, daß kein Regime ausschließlich mit Gewaltmitteln eine Nation in jahrelange Kriegsanstrengungen und die Mittäterschaft am Völkermord treiben kann.

zistische Herrschaft stützte sich auf Propaganda, organisatorische Erfassung der Bevölkerung, Gesellschaftspolitik und Terror. Mit diesen Instrumentarien hat das Nazisystem aber keineswegs die Gesellschaft umgestürzt und sie in einen blutrünstigen Rausch versetzt. Ganz im Gegenteil beruht der Erfolg dieser Instrumente darauf, daß nicht nur, wie bekannt, die überkommenen staatlichen Institutionen (Verwaltungsbürokratie, Armee, Justiz, Wissenschaft ...) in Dienst nehmen konnten, sondern auch die sozialen Institutionen (Familie, Nachbarschaft, Konkurrenz, Unterdrückung ...). Nicht nur in den vielzitierten, in den Staatsinstitutionen gezüchteten Sekundärtugenden, auch in den ganz normalen Verkehrsformen der bestehenden Gesellschaft fand sich das Material, auf das das Nazisystem zu bauen war.

## Propaganda

Der propagandistische Durchbruch gelang dem Nazismus an der Saar im Abstimmungskampf von 1934, als er seine Organisationen in der Deutschen Front (dem freiwilligen Zusammenschluß aller nationalistischen Parteien) versteckte, sich zum Zentrum der nationalen Volksbewegung machte und den bislang hegemonialen politischen Kräften schlechtweg den Schneid abkaufte. Das Zentrum und die Arbeiterparteien hatten, wie Paul überzeugend zeigt, bei all ihrem Nationalismus doch zuerst Konfession und soziale Klasse repräsentiert (15). Die NSDAP dagegen stand für die Nation. Sie bediente die metaphysischen Sehnsüchte, die die gegen das Völkerbundsregime gerichtete Opposition geweckt hatte, und damit verschaffte sie sich definitiven Zugang in die Bewußtseinswelt des katholischen Milieus und jenes knappen Drittels der Bevölkerung, das bislang sozialistisch oder kommunistisch gewählt hatte (16).

Über die Wirkung der Propaganda nach der Etablierung der faschistischen Macht informiert Paul nur sehr kursorisch. Zwei Beobachtungen sind indessen von Bedeutung. Zum einen wird das Bild korrigiert, wonach die Mobilisierung der Gesellschaft durch Massenaufmärsche ein zentrales Instrument der Manipulation gewesen sei (17). Dies Bild dürfte selbst zu den Nachwirkungen der Nazi-propaganda gehören, deren fotografische und filmische Selbstdarstellung, von gedankenlosen Fernsehdokumentationen tradiert, heute die entlastende Wahr-

## Gautheater Saarpfalz



### Saarbrücken

das kulturelle Weltweit im Westen des Reiches  
entbietet allen Teilnehmern an den  
Einweihungsfeiern bei vom Führer geschenkten  
Gautheaters Saarpfalz  
herzliche Willkommengröße

Festwoche vom 9. — 16. Oktober 1938

#### SPIELPLAN

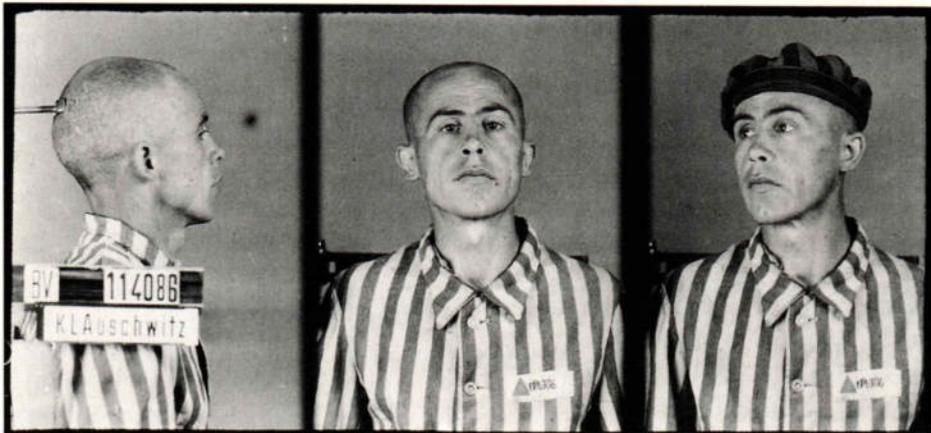
Wagner: „Der fliegende Holländer“  
Strauß: „Eine Nacht in Venedig“  
Goethe: „Götter von Vertiefungen“  
Kay: „Der Birnbaum“  
Verdi: „Ein Mädchenball“

Wie ist es zu erklären, daß der Nazismus solche Macht über die Deutschen ausüben konnte? Am Beispiel der Saarregion haben Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann einige, überwiegend verallgemeinerungsfähige Antworten gegeben. Die na-

nehmung der nazistischen Deutschen als einer zugleich aus dem Häuschen geratenen und militärisch kommandierten Masse stützt. Daß weniger die nazistische Politisierung von oben, sondern vielmehr die Ausbeutung vorgefundener Ressentiments der nazistischen Propaganda zum Erfolg verhalf, zeigt Pauls Analyse jener regionalspezifischen Note, die Gauleiter Bürckel der Volksgemeinschaftsideologie gab. Dieser, der als Privatmann über mehrere Verlage gebot, war ein Populist, der den Nazismus als einen „deutschen Sozialismus“ oder „Sozialismus der Tat“ interpretierte (18). Er verließ sich nicht allein auf das geschriebene oder gesprochene Wort, er verstand es auch, die Ereignisse zu inszenieren, die seine Propaganda ins Gespräch brachten. Mehrmals legte er sich in spektakulärer Weise mit Unternehmern an, die niedrige Löhne zahlten oder ihre Arbeiter schlecht behandelten (19). Vermutlich ist es

wesentliches Herrschaftsinstrument des Naziregimes. Die NSDAP und die an sie angeschlossenen Verbände sollten Indoktrination und Kontrolle ermöglichen, sie boten den Mitgliedern handfeste Vorteile insbesondere beruflicher Art, und sie eröffneten ehrgeizigen Männern, besonders den jüngeren unter ihnen, Aufstiegschancen. In den letzten Kriegsjahren banden sie zudem ihre Mitglieder, die durch ihren Beitritt Einverständnis signalisiert hatten, zunehmend durch Mitschuld und Angst vor Rache an das Nazisystem.

Die NSDAP an der Saar hatte, wie Paul zeigt, seit 1934 starken Zulauf, zunächst unter den Selbständigen, dann unter den Beschäftigten des öffentlichen Dienstes, ab 1935/36 auch unter den Arbeitern und den Arbeitslosen (21). Mitglieder der Nazipartei wurden überwiegend Männer im Alter zwischen 20 und 45 Jahren. Die „Deutsche Arbeitsfront“, die wichtigste



Saarländische Auschwitz-Häftlinge

ihm damit gelungen, sich als Anwalt des kleinen Mannes - gelegentlich sogar gegen den Naziapparat selbst - darzustellen. Dabei knüpfte er allerdings nicht an das von der Arbeiterbewegung propagierte Klassenbewußtsein an, wie Paul glaubt (20). Bürckels bis heute überlieferte Popularität dürfte vor allem damit zu tun haben, daß er den Sozialneid zu nutzen verstand, der in einer dörflich strukturierten und von chronischer Knappheit geplagten Region ein ideales Biotop hatte.

## Die Organisation der Gesellschaft

Die organisatorische Erfassung möglichst aller Untertanen war nach der Propaganda ein zweites,

Massenorganisation, übertraf die NSDAP noch an Mitgliedern. Die SA hatte im Oktober 1935, ein halbes Jahr, nachdem sie sich durch judenfeindliche Ausschreitungen hervorgetan hatte, es auf 16.000 saarländische Mitglieder gebracht (22). Die HJ hatte, nach eigenen Angaben allerdings, im Saarland den höchsten Organisationsgrad des gesamten Reiches, was die Gestapo der aktiven Mitwirkung der Lehrerschaft zuschrieb (23). Unter den Massenorganisationen dürfte sie die intensivste und nachhaltigste Indoktrination erzielt haben. Der bereits erwähnte Zulauf zur SS, der rigidesten Weltanschauungsgruppe, rundet das Bild ab: Es war dem Nazisystem ohne Schwierigkeiten gelungen, an der Saar in kurzer Zeit relativ mehr Menschen zu organisieren als im Reichsdurchschnitt.

Aus dem explosionsartigen Wachstum von SA und SS kann geschlossen werden, daß das organisierte Rabaukentum des einen und der kalte Fanatismus des anderen Verbandes im Kontext der „Heimkehr“ zu Hitlerdeutschland auch im Saarland ihre Anziehungskraft entfalten konnten. Nach dem Abflauen der nationalistischen Euphorie dürfte das überwiegende Motiv, der NSDAP und der DAF beizutreten, jedoch opportunistisches Arbeitsplatzkalkül gewesen sein (24). Die Mitgliedschaft diente vor allem der Absicherung des vorhandenen sozialen Status, ausgesprochene Nazikarrieren waren eher selten (25).

Wer nun glaubt, angesichts des Vorrangs des Opportunismus vor dem Fanatismus erleichtert aufatmen zu können, dem muß Hannah Arendts bereits 1944 entwickelte Argumentation entgegengehalten werden. Die in der Tat verbrecherische und fanatische Naziführung brauchte, wie Arendt erkennt, zur Entfaltung ihrer Macht keineswegs Verbrecher und Fanatiker, „sondern in erster Linie ‘jobholders’ und gute Familienväter“. Der „treusorgende Hausvater, der um nichts so besorgt war wie die Sicherheit“, wandelte „sich unter dem Druck der chaotischen ökonomischen Bedingungen (...) in einen Abenteuerer wider Willen (...). Seine Gefügigkeit war in den Gleichschaltungen zu Beginn des Regimes bereits bewiesen worden. Es hatte sich herausgestellt, daß er durchaus bereit war, der gesicherten Existenz von Frau und Kindern willen Gesinnung, Ehre und menschliche Würde preiszugeben“ (26). Und diese Bereitschaft nutzten die Nazis, die braven Spießler in ihr Netz zu locken, sie einzuspannen in ihre große arbeitsteilige Maschinerie, die schließlich den Genozid besorgte, ohne daß den vielen einzelnen unmittelbare Gewalttaten abverlangt wurden.

## Gesellschaftspolitik als Machtsicherung

Die pseudosozialistische Propaganda Bürckels ging einher mit sozialstaatlichen Aktivitäten, die die Lage der saarländischen Bevölkerung eindeutig verbesserten. Die 1937 einsetzende Rüstungskonjunktur erhöhte Erwerbchancen und Einkommen (27), die von Bürckel durchgesetzte Feiertagsbezahlung, die Angleichung der saarländischen Löhne an die des Ruhrgebiets, die Verbesserung der beruflichen Qualifikation und damit verbunden neue Aufstieg-

schanzen, Wohnungsbau und Arbeitsbeschaffungsprogramme, nicht zuletzt die stark frequentierten Sportkurse, Unterhaltungsprogramme und Ferienreisen der „NS-Gemeinschaft Kraft durch Freude“ dürften ihre Wirkung nicht verfehlt haben (28). Auch wenn nicht jeder, der davon profitierte, ein überzeugter Nazi werden mußte, so haben die sozialpolitischen Gratifikationen sicherlich zu Zufriedenheit und Einverständnis wesentlich beigetragen. Die vopolitische Ruhigstellung (auch durch die Unterhaltungsindustrie) nahm im nazistischen Herrschaftssystem einen mindestens ebenso wichtigen Platz ein wie die propagandistische Indoktrination.

Während des Krieges verfiel der nazistische Sozialstaat. Aber immerhin gelang es dem Regime, die Versorgung der Bevölkerung bis ins letzte Kriegsjahr sicherzustellen. Die Hungerwinter des Ersten Weltkrieges sollten sich nicht wiederholen (29).

Zur Aufrechterhaltung der Produktion trugen in erheblichem Maße ausländische Arbeiter bei, die zu Zehntausenden, meist gezwungenermaßen, unter erbärmlichen Umständen im Saarland arbeiteten (30). Auch Kriegsgefangene wurden von der Wehrmacht als billige Arbeitskräfte an die Unternehmen vermietet. Insbesondere Russen und Polen wurden, entsprechend der Rassenideologie, besonders schlecht behandelt und propagandistisch übel geschmäht. Ihre saarländischen Kollegen aber, die zunehmend in Aufseherfunktionen aufrückten, verwandelten sich in Herrenmenschen, und nicht wenige genossen ihre Macht. Unversehens hatte ein hirnrissiges ideologisches Versprechen seine Verwirklichung gefunden.

Ist Gerhard Pauls Darstellung der nazistischen Gesellschaftspolitik bis hierhin zuzustimmen, so muß doch seine These angezweifelt werden, daß die Stabilität des Naziregimes auch das Ergebnis gezielter sozialer Modernisierung war (31). Diese soll sich zusammensetzen aus den Tendenzen zu erhöhter räumlicher und sozialer Mobilität, beschleunigter Urbanisierung, schnellerem Wachstum des tertiären Sektors, beschleunigter Industrialisierung der Bergarbeit, zunehmender weiblicher Erwerbstätigkeit und verbunden damit Geburtenrückgang, und nicht zuletzt in der Auflösung geschlossener konfessioneller Milieus. All diese Tendenzen sollen Ausdruck sein oder einmünden in eine Erschütterung tradierter sozialer Bindungen, die zu Verunsicherung und dann zur Orientierung an den vom Nazismus gesetzten Maßstäben geführt haben sol-

len. Die zum Beleg dieser These angeführten empirischen Daten sind sehr wackelig. Den Eindruck eines stürmischen sozialen Wandels können sie nicht vermitteln. Verglichen mit der Phase des industriellen Take-off in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und der des grundlegenden Strukturwandels seit der Mitte der fünfziger Jahre erscheint das Modernisierungstempo während der Nazizeit als eher gemächlich, ein Eindruck, der übrigens auch von Hauptert und Schäfer bestätigt wird, die zeigen, wie das fortbestehende katholisch-konservative Dorfmilieu sich mit dem Nazismus arrangieren konnte, ohne seine Konturen zu verlieren. Daß das Naziregime und sein Zusammenbruch objektiv die Voraussetzungen gesellschaftlicher und politischer Modernisierung in der Nachkriegsära geschaffen haben, wie Ralf Dahrendorf behauptet, ist eine Sache, die konkrete gesellschaftliche Entwicklung in der Saarregion eine andere.

gen, vom Pöbel mit Häme verfolgt. Politische Opposition gab es nicht mehr an der Saar. So heroisch sie sich vom Exil aus mühte, Fuß fassen konnte sie nicht mehr. Ihre die materielle Lage der Arbeiter kritisierende Agitation behielt zwar zunächst recht, aber Messer-und-Gabel-Fragen tangieren nun einmal die nicht, die sich mit ihrer Nation glücklich vereint sehen.

Eine isolierte Gruppe, deren Schicksal ignoriert werden konnte, wenn es nicht gar mit Schadenfreude betrachtet wurde, bildeten auch die Juden (33). Bei der Judenverfolgung zeigte sich im Saarland wie anderswo, daß ausgesprochene Haßpropaganda und organisierte Ausschreitungen von der Bevölkerung distanziert aufgenommen wurden. Zugleich stellte sich aber auch heraus, daß es der Verwandlung der Gesellschaft in eine pogromgerige Meute gar nicht bedurfte. Es konnte dem Regime genügen, sich auf „normale“ Gleichgültigkeit und „normalen“ Oppor-



## Repression und Terror

Die Gewalt des Nazistaates richtete sich zunächst gegen den politischen Gegner. Das waren im Saarland die Organisationen, die im Abstimmungskampf für den Status quo eingetreten waren, und die nur 8,8 Prozent der Wahlberechtigten für sich hatten gewinnen können: KPD, SPD und der Deutsche Volksbund für christliche und soziale Gemeinschaft. Ihre Funktionäre und entschiedenen Parteigänger wurden ins Exil gejagt, zahlreiche einfache Anhänger verloren ihre Arbeitsplätze und sahen sich Diskriminierungen und Schikanen ausgesetzt (32). Die wenigen, die rechtsstaatliche und außenpolitische Sicherheit nicht auf dem Altar der Nation opfern wollten, sahen sich isoliert, geschla-

tunismus zu verlassen. Dies ist die eine, von Paul und Mallmann thematisierte Seite. Die andere wäre die Frage, welche untergründige Wirkung ausging von der Diskriminierung und Verfolgung der Juden. Einige Plausibilität spricht jedenfalls für die Vermutung, die exemplarische Verfolgung einer als schlechthin andersartig gebrandmarkten Gruppe könne in unterschwelliger Weise jeder der „Volksgemeinschaft“ widerstehenden Individualität gegenüber abschreckend gewirkt haben. Immerhin hatten die Juden, die keine abgesonderte exotische Gruppe waren, wie auch die Anhänger des Status quo, Verwandte, Freunde und Nachbarn, die sich unter Umständen durch deren Verfolgung haben einschüchtern lassen.

Dieser Vermutung wäre auch nachzugehen anhand der Verfolgung von „Gemeinschaftsfremden“, die ja auch nicht gänzlich abgetrennt lebten von ihrer sozialen Umwelt. Deren Verfolgung konnte schon deshalb Angst einflößen, weil zuweilen bereits geringe Auffälligkeiten genügten, um in den Ruch des Asozialen zu geraten. Beispielsweise konnte der Leumund, ein „Flittchen“ zu sein, auch krankheitsbedingte Mängel der Arbeitsdisziplin, ein Streit mit einer dörflichen Parteigröße oder schlicht der Anspruch, ein Dichter zu sein und deshalb nicht körperlich arbeiten zu müssen, Grund genug sein für Repressalien, die in manchen Fällen tödlich endeten (34). Man kann sich leicht vorstellen, wie solche Schicksale auf Familien und auf Dorfgemeinschaften wirkten.

Diese Überlegungen führen hin zu der Frage, welchen Beitrag der nicht gegen ausgegrenzte Minderheiten, sondern gegen die das Regime tragende Bevölkerung gerichtete Terror zur Genese der nazistischen Macht leistete. Paul und Mallmann verstreuen zahlreiche Fallbeispiele über ihre gesamte Untersuchung, ohne zu einer systematischen Abwägung des Verhältnisses von Freiwilligkeit und Zwang unter der nazistischen Herrschaft zu kommen. Für den gesamten untersuchten Zeitraum konnten sie 1.814 Festnahmen wegen politischer Delikte nachweisen, wobei die reale Zahl um einiges höher gelegen haben muß. 285 der Festgenommenen starben im Gefängnis, Zuchthaus oder KZ oder an den unmittelbaren Haftfolgen, 65 wurden hingerichtet (35).

Unter Terror verstehe ich jene Gewalt des Regimes, die Angst verbreitete und zwischenmenschliche Vertrauensverhältnisse zerstörte, indem sie in freier Willkür und ohne Rechtfertigung angewendet und indem sie jede Verhältnismäßigkeit zwischen Anlaß und „Strafe“ aufhob. Terror demonstrierte den Allmachtsanspruch des Regimes, das aus eigener Machtvollkommenheit ganze Bevölkerungsgruppen zu seinen Feinden erklären, das verhaften, quälen und töten und wegen läppischer, meist im privaten Kreise begangener Vergehen gegen absurde Normen drakonische Strafen verhängen oder eben auch bei schwerwiegenden Verstößen Milde walten lassen konnte, ohne daß es seinen Untertanen irgendeine Erklärung darüber schuldete, wann es mit welcher Härte zuschlug. Unberechenbarkeit ist das wesentliche Merkmal des Terrors. Durch sie beweist das Regime, daß sein Handeln keine normativen

Grenzen kennt, und es minimiert die Chance, abzuwägen, welches Maß an Nonkonformität riskiert werden kann. Gehen wir von diesem Begriff von Terror die von Paul und Mallmann überlieferten Fälle staatlicher Gewaltanwendung im einzelnen durch, und versuchen wir, ihren Ort im nazistischen Herrschaftssystem zu bestimmen. Selbst wenn man bedenkt, daß die oben genannten Gesamtzahlen zahlreiche Opfer einschließen, die der politischen Opposition oder stigmatisierten Minoritäten zuzurechnen sind, so bleibt doch ein erhebliches Maß an gegen die „Durchschnittsbevölkerung“ gerichteten Terrors. In den Vorkriegsjahren erwies sich insbesondere das „Gesetz gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei ...“ vom 20.12.1934 als ein vom Regime gelegter Hinterhalt. Mit seiner Hilfe brachten Gestapo und Justiz zahlreiche Bürger hinter Gitter, die nichts weiter getan hatten, als im privaten Gespräch ihren Unmut zu äußern. Oft handelte es sich dabei nicht um politischen Protest, der grundsätzliche Illoyalität verraten hätte, sondern um schlichte Alltagsunzufriedenheit (36). Nach den unvollständigen Gefängnisakten wurden wegen „Heimtücke“ zwischen 1935 und 1939 866 Menschen festgenommen (37). Ein Großteil der Bestraften waren ehemalige Anhänger des Status quo, betroffen waren aber auch zahlreiche politisch bislang ganz zurückhaltende Bürger. Das übliche Strafmaß betrug mehrere Monate Gefängnis. Auch einige Verurteilungen wegen „Rassenschande“ sind überliefert (38). Die oft maßlose Verfolgung von sogenannten Asozialen und Arbeitsscheuen blieb, wie bereits erwähnt, nicht auf die Außenseiter der Gesellschaft beschränkt. Wer etwa einen vom Arbeitsamt angebotenen Arbeitsplatz mehrfach ablehnte, konnte ohne Gerichtsverfahren in ein KZ eingeliefert werden (39). Man kann sich leicht ausmalen, wie die Verhaftung von Bürgern wegen nichtöffentlich geäußelter, oft harmloser Kritik, zumal sie meist aus Denunziationen folgte, sowie das drakonische Vorgehen gegen angebliche Bummelanten und „Gemeinschaftsfremde“ die Bevölkerung verunsicherte.

Umgekehrt allerdings dürfte die erstaunliche Zurückhaltung, die das Regime bei Streiks und bei den Konflikten um die Konfessionsschule an den Tag legte (40), diesem Eindruck der Unsicherheit und der Gefährdung entgegengewirkt haben. In der Gesamtbilanz muß davon ausgegangen werden, daß in den Vorkriegsjahren der Terror bei der Herstellung der nazistischen Macht eine doch geringe Rol-

le spielte im Vergleich zu den sonstigen Herrschaftsinstrumenten und der spontanen Zustimmung

Dies sollte sich im Kriege vor allem seit dem Angriff auf die Sowjetunion und dann bei gewendetem Kriegsglück jedoch deutlich ändern, wie Mallmann nachdrücklich betont (41). Während das „Heimtückegesetz“ jetzt immer weniger Anwendung fand, trat der Tatbestand der „Wehrkraftzersetzung“ in den Vordergrund. Dazu konnten bereits düstere Prognosen über den Kriegsausgang oder abfällige Bemerkungen über die Naziführung gehören, die meist mit Zuchthaus oder (nicht selten tödlich endender) KZ-Haft oder mit dem Todesurteil vor dem Volksgerichtshof gerächt, manchmal aber auch mit erstaunlicher Milde behandelt wurden (42). Für 1941 bis 1944 sind 94 Verhaftungen wegen „Wehrkraftzersetzung“ belegt (43). Von den 189 katholischen Pfarrern des Saarlandes wurden 18 wegen „staatsfeindlicher Äußerungen“ in „Schutzhaft“ genommen oder ins KZ gesperrt, mindestens 48 mußten sich Verhören unterziehen (44). Weil sie ausländische Rundfunksender gehört hatten, wurden mindestens 20 Saarländer zu vier- bis fünfjährigen Zuchthausstrafen verurteilt (45). Bummerlei (tatsächlich oft Folge von Erschöpfung oder gänzlich unpolitischer Demotivation) wurde zum Massendelikt: allein 1941 wurden 315 Festnahmen gezählt, in fast der Hälfte der Fälle wurde Arbeitserziehungshaft angeordnet, was dem KZ gleichkam (46). Offene Arbeitsverweigerung führte direkt ins KZ (47). Wegen Geschlechtsverkehrs mit einer russischen Arbeiterin wurde ein NSDAP-Mitglied ins KZ verbracht; nach kurzer Zeit fand er den Tod (48). Offene Befehlsverweigerung im Felde wurde mit Zuchthaus, Fahnenflucht meist mit dem Tode bestraft (49). Kleinere kriminelle Delikte konnten ebenfalls die Todesstrafe nach sich ziehen (50). All diese Tatsachen lassen keinen Zweifel daran zu, daß das Naziregime im Vernichtungskrieg sich zunehmend des Terrors bediente gegen die, auf die es sich stützte. Selbst wenn der Krieg den Wert eines Menschenlebens relativiert haben sollte, muß doch die Hinrichtung eines Nachbarn, der eine unvorsichtige Äußerung getan hatte, die KZ-Haft eines Dorfgeistlichen (im Saarland eine Autoritätsperson von beträchtlichem Ansehen), die Arbeitserziehungshaft des Sohnes, die Hinrichtung des fahnenflüchtigen Bruders jeweils in Familie und Gemeinde Furcht und Schrecken verbreitet haben.

Allerdings eignet sich dieser Befund keineswegs zu einem rechtfertigenden Gebrauch. Der Schluß, daß das Regime ausschließlich auf erzwungener Loyalität beruht habe, ist keineswegs zulässig. Dies wird in fürchterlicher Weise deutlich anhand Mallmanns brillianter Analyse des nazistischen Terrorapparates, insbesondere der Gestapo (51). Bei dieser handelte es sich keineswegs um den allwissenden Geheimdienst, als der sie in der bisherigen Literatur erscheint. Ganz im Gegenteil war die Gestapo - in Saarbrücken im Schloß ansässig - ein schwerfälliger bürokratischer Apparat, die kriminalistische Qualifikation seines Personals war gering. Daß es ihr dennoch möglich war, eine so große Zahl von Menschen zu terrorisieren, erklärt sich aus der keineswegs erzwungenen Zusammenarbeit zunächst der traditionellen Staatsbürokratie. In Erfüllung ihrer Pflicht legten die Einwohnermeldeämter Verzeichnisse der jüdischen Bevölkerung an, leistete die Post Schnüffeldienste, lieferten die Arbeitsämter „arbeits-scheue Elemente“ ans Messer, selektierten die Gesundheits- und Fürsorgeämter die zur Vernichtung bestimmten „Asozialen“. Herkömmliche Bürokratien ließen sich durch ein paar Verordnungen integrieren in den Gewaltapparat, über Widersetzlichkeit ihrer Mitarbeiter ist nur wenig bekannt. Ergänzt wurde der staatliche Sektor durch das Blockwartssystem der NSDAP. Für jeweils vierzig bis sechzig Wohnungen ernannte die Partei kleine Statthalter und Gesinnungswächter, die häufig genug ihre neue Machtfülle auskosteten, indem sie ihre Nachbarn der Gestapo überantworteten. Die dritte und wahrscheinlich sogar wichtigste Stütze der Gestapo war das Denunziantentum. Dieses, und dies gehört zu den erschütterndsten Befunden der Mallmannschen Untersuchung, war so ausgeprägt, daß sogar die Gestapo selbst einmal über die „ständig zunehmende Verbreitung eines widerwärtigen Denunziantentums“ (52) klagte. Wenn indessen das Saarbrücker Landgericht sich beschwerte, „daß im Saarland ein widerliches Angebertum herrscht“ (53), so tat es der Region allerdings Unrecht: Wie zwei von Mallmann zitierte Untersuchungen zeigen, war das Denunzieren eine andernorts ebenso verbreitete Leidenschaft.

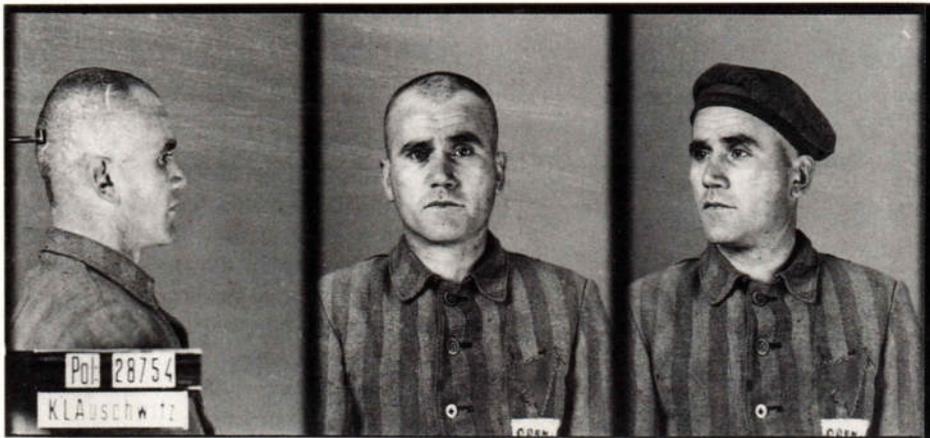
Ungeachtet ihrer Klage machte sich die Gestapo nach Kräften zunutze, was ihr hinterbracht wurde. Und damit gelang es auch ihr, ein soziales Reservoir anzupapfen, das nicht erst nazistisch hergestellt werden mußte: den Haß, den die alltägliche (Selbst-) Unterdrückung vor allem in den subalternen Klas-

sen produziert. Denunziantentum kam in den Unterschichten wesentlich häufiger vor als in der Oberschicht. Immer wurde von unten nach oben denunziert: Die Ehefrau verriet den Ehemann, der Angestellte den Chef, die Kinder die Eltern - nie umgekehrt! Ausgesprochen selten war politische Überzeugungstäterschaft im Spiel, meist handelten die Denunzianten aus Rache, im Streit, in dem Versuch, Konkurrenten aus dem Wege zu räumen und so weiter. Es ist gespenstig zu sehen, welches Haßpotential im Alltag sich angesammelt hatte, und wie leicht es dem Nazisystem fiel, dieses zu nutzen.

aus dem aus Schuldgefühlen und Strafängsten gespeisten „Durchhaltewillen“.

## Herrschaft und Verweigerung

Die Schilderung der nazistischen Herrschaft und ihrer Grundlagen in der gesellschaftlichen Normalität könnte zu dem Fehlschluß verleiten, daß eine Haltung ungebrochener und ständiger Loyalität unausweichlich gewesen sei und der einzelne sich nicht habe entziehen oder distanzieren können. Nichts wäre verkehrter. Das NS-Regime hatte die



Daß trotz behördlicher Zuarbeit und Denunziantentum, zuweilen auch wegen des dabei an den Tag gelegten Eifers, längst nicht alle angezeigten Fälle verfolgt wurden und die Gestapo sich zuweilen ausgesprochen ineffizient zeigte, spricht keineswegs gegen ihre terroristische Wirkung. Ohne daß dies beabsichtigt war, verstärkte es ihr Bild der Unberechenbarkeit.

Behördliche Zuarbeit und Denunziantentum werfen ein bezeichnendes Licht auf das Verhältnis von nationalsozialistischer Herrschaft und Bevölkerung. Das Regime hatte es nicht nötig, das Volk zu Gesinnungstätern umzuerziehen. Es konnte sich auf überkommenen Gehorsam und die gewöhnliche, im täglichen Kampf aller gegen alle produzierte Niedertracht verlassen. Und damit verklammerte es Herrschaft und Mittäterschaft enger, als jede propagandistische Bewußtseinsmanipulation es vermocht hätte. Eine polarisierende Gegenüberstellung von Gesellschaft hier und terroristischem Regime da ist nicht möglich, zumal ja auch die sonstigen Loyalitätsquellen im Kriege weiter flossen, nicht zuletzt

Gesellschaft zu keiner Zeit unter totaler Kontrolle, wie Paul und Mallmann an zahlreichen Fallbeispielen zeigen. Dabei stellte der organisierte politische Widerstand den Nazis noch die kleinsten Probleme. Aber es gab sozial und religiös bedingte Konflikte, die nicht das System in toto infrage stellten, wohl aber Teilaspekte seines Herrschaftsanspruches; es gab zahlreiche Wege, sich dem Regime zu entziehen; es gab Insubordination im einzelnen, die aber nicht in definitive Loyalitätsaufkündigung mündete, es gab Äußerungen von Unzufriedenheit und schließlich auch zahlreiche Entscheidungen, die einen klaren Bruch mit dem Regime markierten.

In der begrifflichen Einordnung und der Wertung dieser Erscheinungen äußern sich namentlich in Pauls Argumentation nun allerdings einige Unsicherheiten. Paul war in früheren Schriften jener Wissenschaftsmode gefolgt, die die Legende von der „Widerständigkeit“ des Volkes webte. Dieses Vorurteil hat er im Zuge seiner weiteren, höchst detaillierten Forschungen revidiert. Allerdings schießt er nun über das Ziel hinaus, und er tendiert durch-

gängig dahin, Dissens, Verweigerung und Ungehorsam herabzuspielen.

Besonders auffällig zeigt sich diese Tendenz in Pauls Analyse der in der saarländischen Industrie in der Vorkriegszeit keineswegs seltenen Streiks und der Demonstrationen von in Lothringen arbeitenden, von der staatlichen Devisenpolitik um Teile ihres Lohns gebrachten saarländischen Bergleuten, die er als „systemneutrale Abwehrreaktionen“ klassifiziert (54). Nun duldet das Nazisystem Neutralität sicherlich nicht ausgerechnet in der Produktion, die es zu einer politischen Angelegenheit sondersgleichen gemacht hatte. Zwar zielten die erwähnten Konflikte nicht auf eine Beseitigung des Regimes, und sie hatten sicherlich nicht ein antinationalsozialistisches Bewußtsein zur Voraussetzung. Aber sie setzten der Verfügungsgewalt des Staates Grenzen, zwangen das System zu flexibleren Reaktionen auf soziale Widersprüche, und können insofern als sozialer Widerstand klassifiziert werden.

Zuzustimmen ist Paul in seiner Kritik der vor allem mit dem Namen Martin Broszats verbundenen These, die aus der Vielzahl von Verfolgungen auf die Existenz einer verbreiteten „Resistenz“ schloß. Daß die zahlreichen „Heimtücke“-Delikte sich eher aus präventiver Abschreckung herleiten denn aus einer massenhaften Volksopposition, geht schon aus der oben gegebenen Darstellung der Funktionsweise des Terrorsystems hervor. Pauls Auffassung, daß die inkriminierten Äußerungen meist aus der Situation geborener, momentaner Unzufriedenheit Ausdruck gaben, nicht aber grundsätzliche Abkehr signalisierten, scheint ebenso plausibel wie sein Urteil, daß solche „Meckerei“ das Funktionieren des Systems nicht im geringsten störte (55). Wenn er allerdings den stolzen Satz eines Bergmanns „Ich beuge mich nicht vor der Diktatur, lieber können sie mich an die Wand stellen oder nach Dachau bringen“ in die Nähe der Prahlerei rücken möchte, geht er doch zu weit (56). Man wird schon anerkennen müssen, daß zumindest einige Opfer des „Heimtückegesetzes“ ihren bewußten politischen Dissens kundtaten.

Eine besondere Qualität hatte das Abhören ausländischer Radiosender, das trotz harter Strafen sehr weit verbreitet war (57). Hier äußert sich eine beachtliche Risikobereitschaft und auch eine deutliche Abkehr von der Nazi-propaganda. Daß die Frontberichte der ausländischen Sender die Kriegsmoral untergraben haben könnten, darf ebenfalls vermutet

91

Nr. 35 11/1943

Auschwitz, den 31. Dezember 1943

Der Bergmann Otto Ernst Pabst

evangelisch

wohnhaft Combelle, Puy de Dôme, Frankreich

ist am 20. Dezember 1943 um 19 Uhr 40 Minuten

in Auschwitz, Kasernenstrasse verstorben.

Der Verstorbene war geboren am 25. Dezember 1911

in Ottweiler/Saar/

(Standesamt) Ottweiler-Saar Nr. 190/1911

Vater: Ernst Pabst, wohnhaft in Ottweiler

Mutter: Charlotte-Maria Pabst geborene Presser, wohnhaft in Ottweiler

Der Verstorbene war nicht verheiratet

Eingetragen auf mündliche - schriftliche - Anzeige des Arztes Doktor  
Der Medizin Thilo in Auschwitz vom 26. Dezember 1943

Der Anzeigende

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben

Die Übereinstimmung mit dem Erdbuch wird beglaubigt!

Auschwitz, den 31. 12. 1943

Der Standesbeamte  
In Vertretung

Der Standesbeamte  
in Vertretung  
Kristan

Todesursache: Allgemeine Erschöpfung, Herzschwäche

Eheschließung des Verstorbenen am in in

(Standesamt) Nr.

### Sterbeurkunde Auschwitz: „Allgemeine Erschöpfung, Herzschwäche“, einen Tag nach dem 32. Geburtstag

werden. Daß gelegentlich ausländische Nachrichten gezielt weitergeleitet werden, sollte auch dann nicht geringgeschätzt werden, wenn es sich um Einzelfälle handelte.

Die nach dem politischen Widerstand entschiedenste Form, dem Nazismus die Gefolgschaft aufzukündigen, war die Desertion. Zu den erstaunlichsten, in ein Gesamtbild der Naziherrschaft nur schwer einzuordnenden Tatsachen gehört, daß einige Hunderttausend deutscher Soldaten auf diese Weise sich weiterem Morden entzogen und daß mindestens fünfzehntausend von ihnen ihre mißglückten Fluchtversuche mit dem Leben bezahlten (58). Die nachgewiesenen saarländischen Fälle sagen leider wenig aus über die Motive der Fahnenflüchtigen (59). Auch wenn politische Grün-

de die Ausnahme gewesen sein werden, sollten Desertionen schon deshalb nicht abschätzig behandelt werden, weil sie eine entschiedene Distanz zum propagierten soldatischen Ideal beweisen. Auch wenn es dem Deserteur primär darum gegangen sein sollte, die eigene Haut zu retten, so zeugt dies doch von einer Vernunft, die stärker war als die „Weltanschauung“ und die zahlreichen kleineren und größeren Zwänge des Nazisystems.

Es wird wohl der Quellenlage zuzuschreiben sein, daß eine wichtige Form des Dissenses von Paul nicht diskutiert wird: die Kunst, das Regime diskret zu unterlaufen. Es gab, wie man seit langem weiß, zahlreiche Wege, sich selbst aus dem unmittelbaren Vernichtungsapparat straflos zu verabschieden (60), Anordnungen (etwa der Gestapo an die Staatsbürokratie) zu umgehen, sich dumm zu stellen oder sich in sonstiger Weise zu drücken. Über diese besonders interessante Art, Mittäterschaft zu vermeiden, wird man, da sie selten aktenkundig wurde, nicht viel erfahren. Immerhin gibt Mallmann zwei Beispiele, die belegen, daß Widerstand selbst innerhalb der Polizei möglich war. Er erwähnt einen Gestapobeamten, der verfolgten Juden über die Grenze half, und einen Polizisten, der die von ihm zu observierenden Verdächtigen warnte und zur Emigration drängte (61).

## Normalität und Grauen

Was folgt nun daraus, daß das Nazisystem zu bauen war auf die Normalität einer zivilisierten (d. h. die rohe Gewalt aus dem sozialen Binnenverkehr weitgehend verbannenden) Gesellschaft und den Institutionen eines Staates, der den gesellschaftlichen Frieden durch sein Gewaltmonopol ermöglicht und garantiert hatte?

Mallmann scheint (er drückt sich unklar aus) seine Antwort darin zu finden, daß er sich Götz Aly und Susanne Heim anschließt, die Auschwitz umstandslos aus den sozialen und kulturellen Grundlagen der Moderne herleiten (63).

Ich werde am Ende dieses Beitrages einer zivilisations-skeptischen Haltung gewiß nicht die Berechtigung absprechen. Eines möchte ich jedoch zu bedenken geben: Theorien, die den Nazismus aus der Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt aufsteigen lassen, ihn zur logischen Konsequenz okzidentaler Rationalität, zur unvermeidlichen Äußerung der durch die moderne Zivilisation bloß un-

terdrückten Aggression, zum zwangsläufigen Zerfallsprodukt der kapitalistischen Ökonomie und des liberalen Staates machen wollen, solche Theorien lösen Auschwitz aus der spezifisch deutschen Nationalgeschichte, sie verteilen die Verantwortung auf die gesamte westliche Welt. Sie gehen damit vorbei an dem, was eigentlich erklärt werden sollte: daß doch eben nur in Deutschland aus dem Material der gesellschaftlichen Normalität die Maschinerie der Vernichtung gebaut wurde. Und so kommen solche Theorien bereits dann in Schwierigkeiten, wenn sie erklären sollen, was im ersten Satz dieser Abhandlung mitgeteilt worden ist. Es waren Soldaten der kapitalistisch entwickeltesten, kulturell modernsten Macht, die Hitlers Herrschaft an der Saar beendeten.

1) H.-W. Herrmann, Das Schicksal der Juden im Saarland 1920 bis 1945, Koblenz 1974; Heinrich Rudnick, Nachforschungen über das weitere Schicksal der am 22. Oktober 1940 aus dem Saarland nach Gürs verschickten Juden (...) in: Jb. f. Westdt. Landesgeschichte, Band I, 1975

2) K.-M. Mallmann u. a. (Hrsg.), Richtig daheim waren wir nie. Bonn 1987, S. 166-215; Stadtverband Saarbrücken, Regionalgeschichtliches Museum (Hrsg.): Zehn statt tausend Jahre, Saarbrücken 1988

3) Vergleiche dazu meinen Beitrag Zweierlei Erinnerung, Saarbrücker Hefte Nr. 66, insbesondere S. 69f.

4) Frankfurt 1991

5) Ottweiler 1992, weiteres hierzu in meinen Rezensionen in diesem Heft

6) Bonn 1991. Es handelt sich um den zweiten eines auf drei Bände angelegten Werkes mit dem Titel „Widerstand und Verweigerung im Saarland 1935-1945“, hrsg. v. H. W. Herrmann. Zum ersten Band, Das zerklüftete Nein, Bonn 1989, vgl. Saarbrücker Hefte Nr. 61/62, S. 118f.

7) S. 24. Gerhard Paul hat die Seiten 13 bis 163 und 327 bis 430 verfaßt, Mallmann zeichnet für die Seiten 164 bis 318 verantwortlich.

8) S. 89f.

9) „Deutsche Mutter, heim zu Dir!“, Köln 1984

10) S. 39ff.; 11) S. 87; 12) S. 92; 13) S. 105

14) Hier folge ich Hannah Arendt, allerdings unter Vermeidung des entwerteten Totalitarismusbegriffs.

15) S. 23

16) Die von Paul verwendete Kennzeichnung „linksproletarisches Milieu“ scheint mir unzutreffend. Die enge Verflechtung von Alltagsleben und ideologiestiftenden und interessenswahrnehmenden Institutionen, die das Milieu kennzeichnet, hatte die Arbeiterbewegung an der Saar nie erreicht.

17) S. 339f.; 18) S. 134ff.; 19) S. 152f.

20) S. 161. Mallmann (S. 321) versteht sich sogar dazu, die „Schuld der Unternehmer“ gegen die Kollaboration der Arbeiterklasse aufzurechnen.

21) S. 96; 22) S. 101f.; 23) S. 103; 24) S. 97; 25) S. 107ff.

26) Hannah Arendt, Organisierte Schuld, in: Die verborgene Tradition, Frankfurt 1976

27) S. 55ff.; 28) S. 134ff.; 29) S. 64ff.; 30) S. 69ff., 296ff.; 31) S. 32ff.; 32) S. 26ff., 49ff.; 33) S. 155ff., 252ff.; 34) S. 282ff., 315f., 356f.; 35) S. 264f.; 36) S. 330ff.; 37) S. 260; 38) S. 395; 39) S. 255, 356; 40) S. 361ff.; 41) S. 265ff.; 42) S. 231, 306, 356, 381; 43) S. 260; 44) S. 252; 45) S. 260, 350f.; 46) S. 257;

47) S. 333; 48) S. 397; 49) S. 384, 386f., 392; 50) S. 411f.; 51) S. 175ff.; 52) S. 230; 53) ebd.; 54) S. 361ff.; 425; 55) S. 338ff.; 56) S. 356; 57) S. 346ff.; 58) S. 385; 59) S. 386ff.

60) Vgl. Hans Buchheim, Befehl und Gehorsam, in: ders. u. a., Anatomie des SS-Staates, Band I, München 1967;

61) S. 205, 289f.; 62) S. 395f., 398f.;

63) S. 268. Mallmann bezieht sich auf Aly/Heim: Vordenker der Vernichtung, Hamburg 1990

# Nekropolis

## Nachbetrachtungen zur 'Saar Galerie'

Von Fidel Flaneur

I.

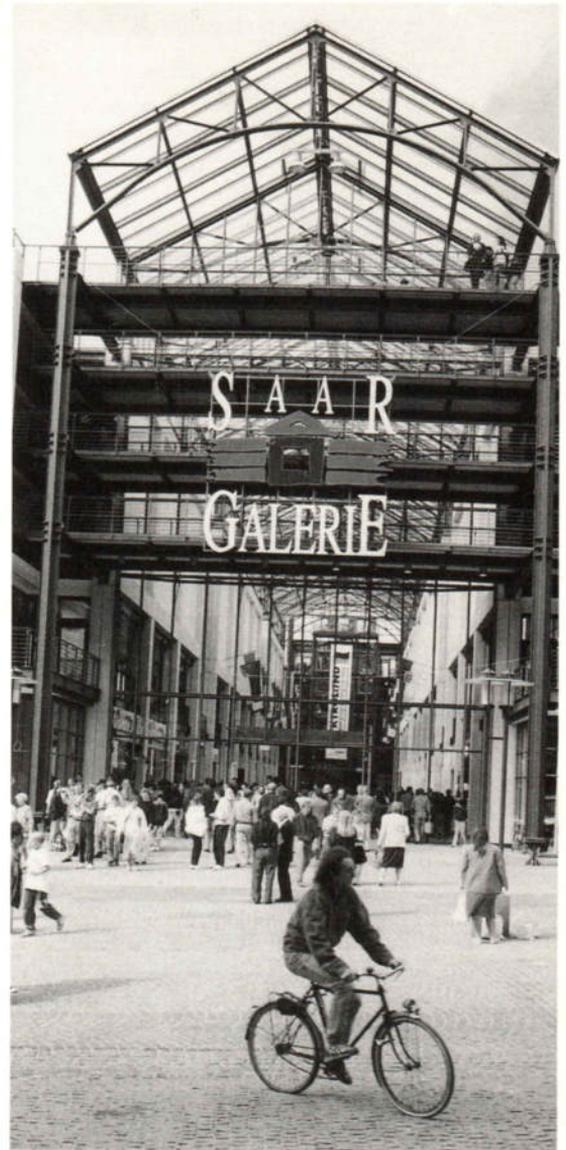
Als „künftige Zierde der Landeshauptstadt“ (Architekt MARG), „imposantes Bauwerk“ (Ex-OB-KOEBNICK), „pulsierendes Herz der Saarbrücker Innenstadt“ (MÜLLER, Consult), „Initialzündung“ (AHLRICHS, Management), „Zeichen für die Aufbruchstimmung“ (IHK), „wichtiges Projekt für das Oberzentrum Saarbrücken“ (BAUER, CDU), „belebendes Element für die City“ (LOSSEN, Verein für Handel und Gewerbe) und anderes mehr wurde sie bezeichnet. Die Leser ahnen es bereits, die Rede ist von der 'Saar Galerie', dem bereits zweiten Flop der groß angekündigten „Entwicklungsalternative West“ (städt. Baudirektor RAUH) nach dem Bürgerpark.

Gut ein halbes Jahr ist seit Eröffnung des „Baudenkmals“ (SAARBRÜCKER ZEITUNG) vergangen. Und schon rumort es kräftig im Gebälk. Nicht, daß das Bauwerk bereits baufällig wäre. Nein, es scheint äußerst solide konstruiert. Fest zementiert wird der Klotz von nun an die städtische Landschaft schmücken - so wie es der Gemeingeist von Investoren, Planern und Befürwortern vorgesehen hat.

Wenn da bloß nicht das defätistische Gerede wäre, in welches das Objekt zwischenzeitlich geraten ist. Offenkundig ist es angezeigt, eine intensive Imagepflege zu betreiben, um das Publikum vom bis dato verkannten Wert des Etablissemments zu überzeugen. Zusätzlich zur Beigabe eines neuen Managers, hieß es, wurden weitere Mittel für Werbemaßnahmen und eine Innendekoration locker gemacht, damit sich die „Akzeptanz“ bei den ausbleibenden Kunden erhöhe.

Das, nachdem die Kleinigkeit von 120 Mio. DM für direkte Baukosten und aus dem maroden städtischen Säckel 40 Mio. DM für sog. 'Leitinvestitionen' gezahlt worden sind. Wenn erkleckliche Beträge in den Sand gesetzt werden - anders läßt sich der Rumor schwerlich erklären -, muß vorher und nicht erst jetzt etwas verkehrt gelaufen sein.

Ich denke, daß betriebswirtschaftliche Make-up-Versuche zur Behebung der aktuell wenig delikaten Situation nicht greifen. Die immanenten Defizite eines an rein quantitativen Größen orientierten kaufmännischen Denkens in Verbindung mit einer verwaltungstechnokratischen Durchsetzung haben die jetzt bejammerte Malaise produziert. Deswegen kann auch nicht von einer Fehlinvestition gesprochen werden. Der Grund des Scheiterns reicht tiefer. Die Protagonisten werden ihn noch in aller Härte erfahren. Er liegt meines Erachtens im kultu-



rell-gesellschaftlichen Analphabetismus finanzierender, planender und verwaltender Eliten begründet. Ihnen ist in ihrer technokratischen Selbstgefälligkeit und vordemokratischen, die öffentliche Auseinandersetzung scheuenden Manier zueigen, alles für machbar zu halten, wenn nur der zahlenmäßige Input stimmt. Daß es Gewohnheiten und Mentalitäten gibt, die quantitativ nicht oder höchst beschränkt beeinflussbar sind, erschließt sich ihnen nicht.

Inwieweit die architektonische Ausführung und ihre Einpassung in das städtische Bild als mißlungen anzusehen sind, wird ebenfalls auszuführen sein.

II.

Momentan treten folgende Probleme offen zutage:

Von 21.000 qm vermietbarer Verkaufs- und Bürofläche sind 40% nicht belegt. Um dem Eindruck von Leere entgegenzuwirken, werden kunst-

gewerbliche Anbieter, die ansonsten nicht zum Zuge kämen, als Zwischennutzer instrumentalisiert. Wie zu hören ist, haben sich die vorhandenen Dauermieter mit kräftigen Umsatzeinbußen und unzureichenden Erträgen herumzuschlagen.

Die ursprüngliche Absicht, ausreichend kapitalkräftige und überregional expandierende Filialisten des gehobenen Warenangebots zu gewinnen, kann als fehlgeschlagen gelten. Gerade in diesem Marktsegment wird hart kalkuliert und die stattlichen Mieten von exquisiten Läden werden auf Dauer nur riskiert, wenn eine baldige Rendite in Aussicht steht. Angesichts des Flairs und der bisherigen Kundenfrequenz ist zu vermuten, daß die paar, die geködert wurden, ihre kaufmännischen Vorstellungen nicht erfüllt sehen und das Weite suchen werden.

Wohlmeinende fordern einen verbesserten Branchenmix. Das ist so falsch nicht, aber wo hernehmen? Die Chance, diese Forderung einzulösen, dürfte schon mal besser gewesen sein. Sie blieb wohl unerfüllt, weil eine Reihe potentieller Interessenten die Saarbrücker Handelssituation kühler und nüchterner einschätzten, als es der vereinigte Sachverstand der Planenden tat.

Tristesse ist der überwiegende Eindruck, der sich im Innern der 'Saar Galerie' einstellt. Wenige Kunden schlendern gelangweilt und ohne spürbare Kauflust an den Geschäften vorbei. Das Personal reagiert überrascht, wenn Kaufinteresse angemeldet wird. Selbst den aus durchsichtigen Gründen häufig aufspielenden Musikern steht die Lustlosigkeit ins Gesicht geschrieben. Das bleibt nicht ohne Auswirkung auf das Spiel. Es läßt die Leichtigkeit vermissen, die gefordert wäre.

Zu den neuerlich dargebotenen Spektakeln gehören Fragmente eines Autosalons. Wie von vergleichbaren Anlässen bereits bekannt, drücken sich da die Gaffer an den Boliden die Nasen platt. Das war's denn auch. Den Betreibern der 'Saar Galerie' ist offenbar nicht bewußt, daß eine Handelsimmobilie keine Messeveranstaltung ist, sondern einer stetigen Kundschaft bedarf.

Stattdessen wird auf dem Marketinginstrumentarium geklimpert. Die darin zum Ausdruck kommende Aufgeregtheit hat das Publikum keineswegs in seiner stoischen Distanz erschüttert. Hört man sich in der kauffreudigen Öffentlichkeit um, dann ist die 'Saar Galerie' mega-out. Das jüngst bekannt gewordene Ergebnis einer Passantenbefragung von

600 Saarbrückern beschönigt diesen Sachverhalt als „kühle Atmosphäre“.

Die Angebotssituation der Fachmärkte und -geschäfte macht niemanden an. Niederschmetternd jedoch ist die Lage im Gastronomie- und Gourmetbereich. In diesem Marktsegment bleibt das Shopping-Center am deutlichsten hinter den von den Protagonisten selbst gesetzten Ansprüchen zurück.

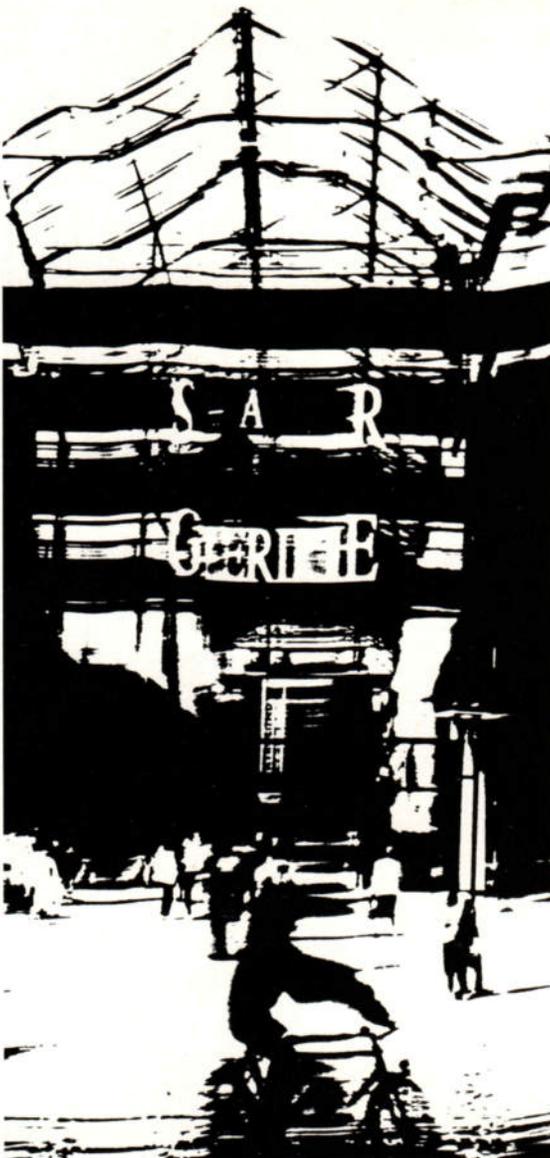
Für eine viel gepriesene und mit Vorschußlorbeeren überschüttete Novität mit „Initialfunktion“ ist es verheerend, wenn der Vergleich mit den ansässigen Konsumtempeln total fehlschlägt. Das Publikum verschmäht nichts und weiß ein Glas Schampus nebst einer Langustenhälfte durchaus zu goutieren, wenn es nur an der richtigen Stelle angeboten wird.

Hier helfen verräterische Ratschläge wenig, wonach „das kühl-nüchterne Bahnhofs-Ambiente einer heimeligen Einkaufs-Atmosphäre weichen möge“ (SAARBRÜCKER ZEITUNG). Auch diese Gelegenheit wurde wohl nicht wahrgenommen, wenn sie an diesem Ort überhaupt bestanden haben sollte.

Das Parkhaus, der ausufernde und vollkommen unzeitgemäße Teil der 'Saar Galerie', steht zu mehr als der Hälfte leer, was bei 1.200 Stellplätzen nicht erwartet und in der Amortisationsrechnung gewiß anders kalkuliert worden ist; Abhilfe bringen soll nun kostenloses Parken für die ersten zwei Stunden, was bisher an der Misere wenig verändert hat. Davon betroffen ist auch der städtische Säckel. Die städtischen Kaziken glaubten wohl an dem geschäftlichen Erfolg zu partizipieren, als sie in Vorverträgen Einnahmen von 10% der Stellflächen aushandelten.

Weiter dienen selbstverschuldete verkehrstechnische Probleme bei der An- und Abfahrt als Vorwand, herumzumäkeln und abzulenken. Dabei wird verkannt, daß abgesehen von architektonischen Fehlern der tatsächliche Grund für die geringe Frequenz in der Ferne zum wirklichen Marktgeschehen liegt.

In der stadtplanerischen Abteilung der Wiener Universität wird ein Bild der 'Saar Galerie' unter den abschreckenden Planungsbeispielen rubriziert. Daß das Parkhaus mit integriertem Warenangebot in anderen Städten als eine eindeutig unzeitgemäße Entscheidung belächelt wird, habe ich schon früher vermerkt (1). Es soll nur noch einmal genüßlich



wiederholt werden, weil dies vor zwei Jahren genauso evident war.

Zu dieser Einsicht scheint - verspätet - auch die städtische Mehrheitsfraktion zu gelangen. Peinlich berührt, hat sie unlängst gefordert, fortan die nötige Erlaubnis für Werbefahrten mit der Aufschrift „1.200 Parkplätze“ zu versagen. Bei den Binnenstrukturen dieses Wahlvereins, die buckelnde Typen hervorbringen, ist die Kommentierung nebensächlicher Ereignisse Ausdruck für tieferliegende Verstimmungen. Ich vermute, daß einige die Faust in der Tasche mächtig ballen. Denn die hörigen unteren Chargen müssen den nachfragenden und erstaunten Zuschauern Erklärungen abgeben und werden gleichzeitig mit Häme übergossen, während die beiden Drahtzieher der Chose für ein Jahresalär zwischen 200.000 und 300.000 DM die Saarseite gewechselt haben, ihre wiedergefundene Lebensqualität genießen und, sich in Schweigen hüllend, dem Grundsatz frönen: Was geht mich mein Geschwätz von gestern an?!

So weit zu den leidigen betriebswirtschaftlichen Fakten. Investoren und Management verbreiten zusammen mit gefälligen Politikern nach wie vor Zweckoptimismus. Was bleibt ihnen auch anderes übrig? Sie reden von einer „Durststrecke“, die in einem Jahr überwunden sein würde. Das Image des verhinderten Warentempels soll aufpoliert werden, eine andere Wahl haben die Verantwortlichen zugeständenermaßen nicht.

Am Erfolg muß gezweifelt werden. Zuviel ist vorher nicht bedacht worden, was jetzt seine Berücksichtigung einfordert. Für die Stimmungslage kennzeichnend sind Bemerkungen wie die der Veranstalter des popeligen Weihnachtsmarktes. Sie wenden sich vehement gegen die anvisierte Verlegung des „Budenzaubers“ vom St.Johanner Markt in die 'Esplanade' vor der 'Saar Galerie'. Es bleibt wirklich zu fragen, welche Marketingkonzepte hier noch zu greifen vermögen?

### III

Der kapitale Fehler der Planenden, ist, wie schon gesagt, einmal strukturell in der begrenzten Rationalität rein ökonomischen Denkens angelegt und basiert zweitens auf einer solidarischen Mentalität 'der Verantwortlichen'.

Als „erste Sahn“ (OB HOFFMANN) wird die Lage bezeichnet, in der sich das Shopping-Center befindet. Es ist zentral und verkehrsgünstig gelegen, besser geht es scheinbar nicht. Nach betriebswirtschaftlichen Maximen verbinden sich damit in aller Regel hohe Boden-(2) und Mietpreise, und wenn's klappt, die Chance trefflicher Renditen.

Nun kennt die Wirtschaftstheorie eine wichtige Einschränkung, die sog. 'ceteris paribus'-Klausel. Verkürzt gesprochen gibt sie das Medium für die kaufmännische Auto-Absolution ab. Wahrscheinlich wurden vor Baubeginn alle möglichen betriebswirtschaftlichen Berechnungen nebst Prognosen über Standort, Kundenverhalten, Kaufkraft, Branchenstruktur, Konkurrenz u.a.m. durchgeführt, die in die Aussage mündeten, daß 'unter sonst gleichen Umständen' eigentlich nichts schief gehen dürfte - wie andernorts auch, wo unter scheinbar vergleichbaren Bedingungen die Investoren vom Erfolg verwöhnt wurden. Mit letzter Sicherheit läßt es sich selbstverständlich nicht sagen, aber bestimmt gingen Investor und Management davon aus, keine wesentlichen Variablen unbeachtet gelassen zu haben.

Rein theoretisch könnten die externen Betreiber mildernde Umstände geltend machen, da sie fremd sind und unvertraut mit saarländischen Gepflogenheiten, die offensichtlich wichtige betriebswirtschaftliche Erfahrungsgrundsätze außer Kraft setzen. Dann allerdings hätten die beauftragten Marktforschungsinstitute versagt.

Oder hätte etwa die beteiligte Verwaltungselite, immerhin eingeboren, rechtzeitig warnen müssen? Vermutlich nein, weil sie nichts dergleichen abzuraufen wußte und sich zudem im selbst geschaffenen Dilemma befand, das Brachland zu verhökern, um eine investitionsbezogene Erfolgsmeldung vorzuweisen. Bekanntlich schläft die innerstädtische Konkurrenz nicht, wobei schon auffällt, in welchem phantasielosen Ausmaß ähnliche Prestigeobjekte überall gleichzeitig gebaut werden. Saarbrücken sollte Boden gut zu machen gegenüber Saarlouis, sollte sich ebenso im Saar-Lor-Lux-Raum wie in der Mitte Europas behaupten und außerdem war da noch die erwartete „Initialfunktion“... Vertraute Sprüche!

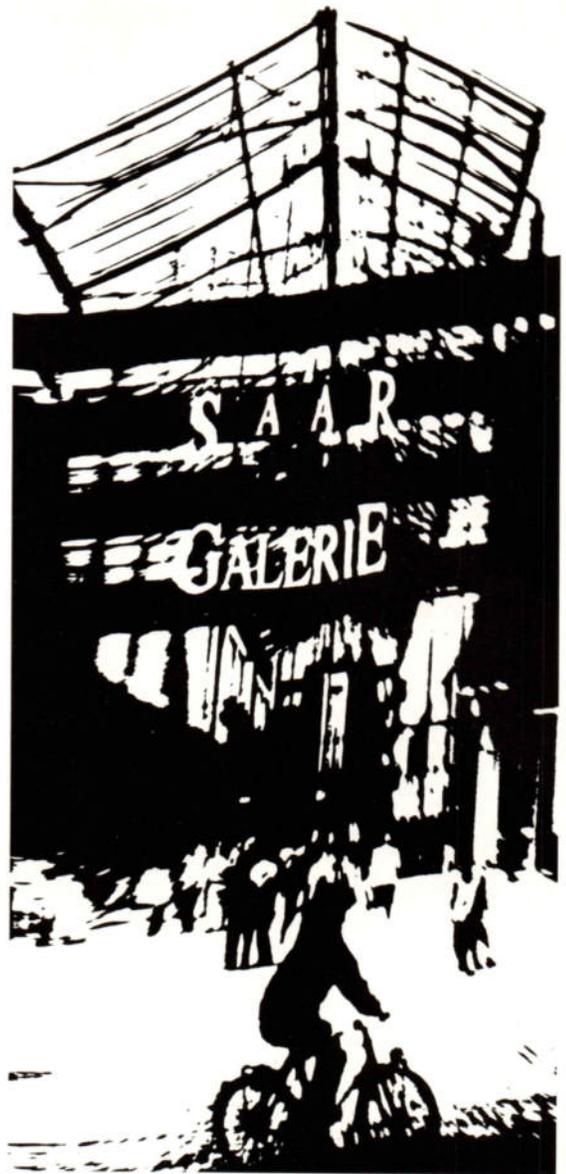
Ich denke, alle Beteiligten haben die Mentalitäten und Gewohnheiten der städtischen Bevölkerung nicht berücksichtigt. Ferner haben sie keinen Begriff von den gewachsenen und sinnlichen Aspekten urbaner Funktionszusammenhänge. Kurz: sie, die die Städte mit ihren Eingriffen verändern, kennen das urbane Leben nicht. Sie wännen sich kompetent und ständig über alles informiert. Kulturell meist eher tumb, halten sie die um sie herum inszenierten gesellschaftlichen Ereignisse für das Gelbe vom Ei, aber es ist nur Eischnee. Deshalb sind sie anfällig für die Lücken betriebswirtschaftlicher Rechnungen, insbesondere für die 'ceteris paribus'-Tücke.

Anderswo wurden die jetzt anstehenden Erfahrungen ebenfalls registriert. Die auf beste Lagen spezialisierte Immobiliengruppe COMFORT (Düsseldorf) berichtet von immensen Schwierigkeiten innenstadtnaher Shopping-Center.

„In den alten Bundesländern gibt es bereits mehr als hundert Passagen und Einkaufszentren, die von den Verbrauchern nicht akzeptiert würden.“

Als Hinderungsfaktor wird, man höre, u.a. die „tiefe Treue“ angeführt, die die „Verbraucher mit ihren gewohnten Einkaufswegen verbinde“(3).

Wer sich in Saarbrücken bewegt, das städtische Dasein in seinen Verästelungen offenen Blickes und mit Muße wahrnimmt, der erfährt vor allem etwas über Grenzen, sichtbare wie unsichtbare. Dieser



Sachverhalt sollte jene nachdenklich stimmen, die meinen, das städtische Ganze sei beliebig konstruierbar, Käuferströme seien nach Gutdünken umleitbar oder Bürger ad libitum verplanbar.(4)

Eine sichtbare Grenze ist beispielsweise die Viktoriastraße mit den Merkpunkten Kaufhof und C&A. Linksseitig spielt sich für den Verbraucher nicht viel ab. Ein gutes Beispiel liefert das ehemalige Walter-Kaufhaus, benutzbar höchstens als Zwischenquartier, nicht bloß wegen der beengten Räumlichkeiten. Karl-Marx-Straße und Reichsstraße werden zwar traditionell stark von Fußgängern als Passierweg frequentiert, laden aber nicht zum Verweilen ein. Der schnelle Snack, die hastige Besorgung sind die typischen Handlungen in diesem Gebiet. Es gibt Verknüpfungen mit der Funktion des Hauptbahnhofes, in überwiegendem Maße Ziel- und nicht Umsteigebahnhof zu sein. Die Passanten kommen an, um schnellstens zur Arbeit zu gelangen oder um auszugehen. Nachher beeilen sie sich, ihren Anschluß zu kriegen. Die Wege in Sichtweite

des Hauptbahnhofs sind bisher allein Hetzwege. Es spricht nichts dafür, warum das wegen der 'Saar Galerie' und der für viel Geld geschaffenen Fußgängerzone anders werden sollte.

Wo liegen die unsichtbaren Grenzen? Im Gedächtnis der Bürger ist das von der 'Galerie' bebaute Gebiet als tot registriert, was allerdings wenig damit zu tun hat, daß im Bereich der jetzigen Parkhausspindel die 'Deutsche Arbeitsfront' ihr Unwesen trieb. Stärker im Bewußtsein verankert dürfte die Tatsache sein, daß dort über einen langen Zeitraum Wohnungen fehlten. Selbst die schlechteste Wohnsituation läßt Lebendigkeit zu und schafft Zugänge, über die reine Geschäftsgebiete nicht verfügen. Der neue Konsumtempel bietet zwar Gelegenheiten zum Tausch, aber mit dem wesentlichen Unterschied zeitlicher und funktionaler Beschränktheit.

Ohne einer falschen Romantik das Wort zu reden: die Barackenwirtschaft 'Holzkopp' paßte zum Bahnhofsmilieu wie die Imbißbuden, die täglich ihren Zustrom haben, die Bars und die zu ihren Zügen oder Bussen hetzenden Passanten. Die 'Saar Galerie' dagegen bildet einen Fremdkörper, ein Implantat, das, wie die Analogie zur Medizin zeigt, bedroht ist, vom Organismus abgestoßen zu werden.

Eine weitere unsichtbare Grenze findet sich in der speziellen saarländischen Mentalität, die angenehme Züge hat, aber auch beschränkte. Die typische Harmoniesucht paart sich mit einer gewissen Inflexibilität. Gewohnheiten werden gern beibehalten, Veränderungen verweigert man sich, solange es geht. Auch damit wird sich das ins Gerede geratene Objekt schwer tun. Es handelt sich um weit mehr als um eine bloße Akzeptanzproblematik.

Bleibt etwas zur solidarischen Mentalität der Protagonisten zu vermerken. Zuviel unter seinesgleichen zu sein, Arbeitszeit und Arbeitsinteressen nicht zu begrenzen, sind, so banal es sein mag, wesentliche Voraussetzungen. Ferner gehört dazu, sich mit Claqueuren zu umgeben, Angst zu haben vor Charakteren, den Streit nicht zu fördern und ähnliche Dinge. Insgesamt kommt eine Mischung von Faktoren zusammen, die Konsequenzen nach sich ziehen: ein fahrlässiges Vertrauen in technokratische Verfahrensweisen, Betriebsblindheit, Fehleinschätzungen, Größenwahn - und Fehlplanungen, die zu Recht dem Gelächter des Publikums anheimfallen.

Das Ergebnis: einheimische Verwaltungseliten haben keine Ahnung von ihrer Stadt, was sie jedoch

nicht an weiteren zerstörerischen Eingriffen hindert.

Natürlich spielen persönliche Eitelkeiten in solchen Kreisen keine unbedeutende Rolle. Das Vermögen, der Umwelt seinen Stempel aufzudrücken, kann zweifellos etwas Berauschendes an sich haben. Dabei gerät nur allzu leicht aus dem Blickfeld, wie sehr die eigenen Untaten Lebensabläufe von anderen Menschen tangieren oder gar beschneiden.

Nur mal angenommen, die Betreiber des BauDenkmals melden Konkurs an, dann gibt es eine Menge abzuschreiben, was auf legale Weise Steuern mindert, die dem Finanzausgleich nicht mehr zufließen. Ein Großteil der 'Leitinvestitionen' ist gleichfalls in den Sand gesetzt. Die Konsequenz wird sein, den Rotstift bei Leistungen und Hilfestellungen für diejenigen anzusetzen, die ohnehin schon in wachsendem Maße unter den öffentlichen Kürzungen leiden.

Die Beteiligten aus Saarbrücken kneifen oder machen sich, wie die Rädelsführer, rechtzeitig von dannen. Ich vermute, daß manche unter der Vorstellung gelitten haben, in Wirtschaftskreisen nicht für voll genommen zu werden. Dieses Phänomen ist in der Politik keineswegs selten, in der saarländischen Sozialdemokratie noch weniger. Da tummeln sich in entsprechenden Positionen Leute, die risikoloses Risiko spielen. Sie führen sich in Vorständen oder Aufsichtsräten marktmäßig geschützter Gesellschaften als die großen Geschäftsleute und Förderer des gesellschaftlichen Wohls auf. Geht was schief, hat's zumeist trotz aller zur Schau gestellten Verantwortlichkeit kaum negative Folgen, man wechselt bestenfalls den Posten.

Die ins Auge gefaßte Spezies, dieser Gedanke drängt sich auf, braucht Projekte in einer Größenordnung, die dem Ausmaß ihrer Komplexe adäquat sind. Anders läßt sich die Manie, die städtische Landschaft ständig umzukrempeln, schwerlich erklären. Die Projekte sprießen nur so aus dem Boden: Erlebnisbad, Ostspange, Hafensinsel, 'Bürgerpark', 'Saar Galerie', logistisches Dienstleistungszentrum, Ludwigspark, Flughafenerweiterung etc. - darunter bereits einige bemerkenswerte Fehlschläge.

Hier soll nicht fürs Nichtstun plädiert werden, vielmehr für Stadtentwickler oder Verantwortliche, die überlegt vorgehen und einen Begriff haben von fragilen sozio-kulturellen Strukturen; die ferner selbstkritischer mit betriebswirtschaftlichen Fakten

umgehen und nicht alles machen, was möglich scheint; die schließlich die öffentliche Debatte mit dem mündigen Bürger suchen und das Publikum nicht zum Objekt verwaltungstechnischer Akte degradieren; und die problematische Amtspersonen oder ehrgeizige Technokraten in ihrer destruktiven Prägekraft eindämmen.

#### IV.

Architektur und städtebauliche Treffsicherheit sind nicht entscheidend für marktgerechte Erfolge. Sie geben das Dekor ab und in besonders gelungenen Fällen werden sie gar als gewichtiger Merkpunkt vom gemeinschaftlichen Seelenhaushalt akzeptiert.

Das glasbedeckte „Filetstück“ der ‚Galerie‘ hätte, obgleich bloße Reminiszenz, eigentlich maßvolle Anerkennung verdient, stünde es an gleichem Ort und wäre nicht das Drumherum. Ohne nochmals alle früheren Erörterungen zu wiederholen, müssen die augenfälligsten gestalterischen Klöpsche erwähnt werden.

Ein ‚Galerie‘bezeichnetes Bauwerk mit nur einem Portal ohne entsprechendes Pendant wirkt amputiert. Diese Behinderung überträgt sich auf das Publikum und erzeugt bei diesem den phobischen Eindruck, eingezwängt, in einer Sackgasse zu sein. Der gehobene Verbraucher will alles andere als das. Er sucht ein Ambiente, das die Leichtigkeit des Seins unterstreicht und ihm dabei behilflich ist, sich gehen zu lassen. Ohne Offenheit geht das nicht, wie bspw. die Mailänder ‚Galleria Vittorio Emanuele II‘ vorführt, die gar über vier gleichwertige Zugänge gebietet. Ist es deren einer, vermittelt sich dem Betrachter die Impression eines weit geöffneten gierigen Mauls, das ihn zu verschlingen trachtet.

Es ist eine Sache, wenn eine Passage als Verteiler für ein riesiges Parkhaus funktionalisiert wird, mal abgesehen davon, daß es heutzutage überhaupt eine Sünde ist, ein Parkhaus mitten in die City zu bauen. Eine andere ist, an der Glanzseite den Schein zu wahren. Selbst das ist den Planern nicht gelungen. Die Anforderungen an das Parkhaus, immerhin 90% des Gesamtkomplexes ( 270.600 qm von 291.600 qm), müssen außerordentlich gewesen sein.

Welche Lösung erbrütete der versammelte Sachverstand, um den Fluß der Fahrzeuge zu gewährleisten? Im verglasten Mittelrisalit des Etablissements lassen die Konstrukteure auf vier Ebenen die Autos von links nach rechts verkehren. Der flanierende

Beobachter denkt, dies versunken an der Front wahrnehmend, mein Schwein pfeift. Wie können sich hochgelobte Architekten nur derartig vergreifen?

Die Patzer setzen sich im Innern fort. Daß es auf den vier Parkhausebenen recht eng zugeht, ist bei 1200 Stellplätzen leicht zu erklären. Man braucht viel Zeit, um sich zu orientieren. Im Zusammenhang mit der bedrückenden Raumhöhe und der Unmöglichkeit, dem Ungetüm zügig zu entkommen - der Entwurf einer Spindel beanspruchte offenbar die Gestalter so sehr, daß an eine zweite Fahrspur nicht gedacht wurde -, ergeben sich eine Reihe von architektonischen Gründen für die geringe Akzeptanz.

Von Reichsstraße und Bahnhofsvorplatz aus betrachtet, hinterläßt der Baukörper einen langweiligen Eindruck. Es gibt zwar vertikale Elemente, zweigeschossige schlanke Säulen, die in Form- und Zweckgebung Anleihen bei MIES VAN DER ROHE sind. Leider hat das Objekt von dessen ausgeprägtem Sinn für Maß und Proportion nicht profitiert.

Ein weiteres, senkrechtliches Gliederungsmoment bilden die stählernen Treppentürme. Obwohl dazu gedacht, die massige Raumerfahrung zu unterbrechen, müssen sie als Mißgriff gelten. Sie können nicht den dominierenden Eindruck der kleinteilig profilierten Lochfassade vergessen machen.

Das Kassettenmuster in seiner repetitiven Darbietung hat etwas fließbandmäßiges an sich. Außerdem erinnert es stark an einen Baustoff, der in den Wirtschaftswunderjahren beim Umbau von Geißenställen eine bedeutende Rolle spielte und damals zur Verschandelung saarländischer Dörfer führte, den Glasbaustein.

Der hintere Bauteil, von alter Post oder Trierer Straße aus besehen, ist für den Zuschauer erst recht mißlungen. Ebenso klotzig-plump wie bedrohlich stellt er sich den von Westen anreisenden Besuchern in den Weg. Gefällige Gliederungselemente sucht man vergebens. Die Massivität muß den Planern selbst aufgefallen sein. Rankpflanzen vor der Spindel sollen die gestalterische Barbarei verbergen. Zur Trierer Straße hin wird mit einer diagonal verlaufenden Treppe räumliche Dynamik zu erzeugen versucht, aber vergebens. Die Straßenseiten entlang der ‚Galerie‘ sind Niemandsland.

Besonders verheerend bietet sich der massige Komplex in der Trierer Straße dar. Auf seiten der

'Galerie' trauen sich kaum Passanten vorbei, wodurch die ebenfalls nicht frequentierte diagonale Treppe geisterhafte Züge annimmt.

Wenn eine Straßenseite unbelebt bleibt, dann strahlt dies auf die gegenüberliegende Seite aus. Die dort ansässigen Geschäftsleute werden aufpassen müssen, nicht in den Negativ-Sog zu geraten, der hier vor allem von formalen Mißgriffen verursacht ist. Aus der ins Auge gefaßten Allee wird wohl nichts werden. Es sei denn, sie ist als Fortsetzung des 'Bürgerparks' gedacht.

Ein kurzes Wort noch zu der als 'Esplanade' vorgestellten Reichsstraße, die der oben beschriebenen Gewohnheiten wegen nicht zu ihrer Bestimmung gelangt. Hier werden derzeit Nebenprobleme erörtert. Denjenigen, die entschieden haben, die Saartal-Busse dort fahren zu lassen, wird die Schuld an der mangelnden Kundenfrequenz gegeben. Ich denke, die Busse vertragen sich, sofern die Fahrer gelernt haben, langsam zu fahren, ganz gut mit den Fußgängern. Das Problem scheint mir folglich vorgeschoben.

Das Innere der 'Saar Galerie' wirkt steril, trotz Marmor, gläsernen Fahrstühlen und umlaufenden Galerien, ganz zu schweigen von der brutalen Akustik. Daß so banale Örtlichkeiten wie öffentliche Toiletten nur schwer aufzufinden sind, ist eine weitere bemerkenswerte Fehlleistung. Insgesamt gesehen ist weniger die fehlende „heimelige Einkaufs-Atmosphäre“ (SAARBRÖCKER ZEITUNG) zu bekritteln als vielmehr die nicht vorhandene nüchterne, stilvolle Eleganz. Auf geheimnisvolle Weise hat sich das Atmosphärische des Bahnhofmilieus durchgesetzt. Die nach außen gekehrte feine Art erscheint aufgesetzt. Der Konsumtempel ist und bleibt womöglich auch ein schlecht gelungenes künstliches Produkt.

## V.

Was nun, nachdem die 'Saar Galerie' voraussichtlich nicht reüssieren wird? Dem an seiner Stadt und an urbanem Leben interessierten Beobachter



kann nicht egal sein, was später mit dem Areal passiert. Ohne Entwicklungen vorzugreifen: Es sollte rechtzeitig öffentlich überlegt werden, was nach dem Exitus der 'Galerie' an ihre Stelle tritt. Ökonomische Regeln der Renditeerzielung außer acht lassend, schlage ich vor, diesen Bereich künftig für die Nutzung von Wohnungen vorzusehen. Daran mangelt es zum einen. Zum anderen würde dem Gebiet über eine solche Pioniertat das dringend benötigte Leben eingehaucht. Und drittens könnte sich die traditionelle Einkaufszone Saarbrückens in unmittelbarer Nähe neue Käuferschichten erschließen.

### Anmerkungen:

Michael Wolf hat den Text hilfreich lektoriert, wofür ich ihm danke.

(1) Der erste Teil erschien im Januar 1990 im „Streckenläufer“, Heft 1, pp. 13-19, unter dem Titel „Park und Protz - Die Saar Galerie“ als Signatur der Zeit“.

(2) Für den Investor fielen vermutlich keine marktüblichen Bodenkosten an. Der Boden war wohl eine Gabe für die Größe der Investition.

(3) FAZ vom 20.12.91

(4) Erinnert wird in diesem Zusammenhang an städtebauliche und verkehrstechnische Pläne für die Mainzerstraße und den Ostteil der Stadt. Doch im Unterschied zum 'Galerie'-Gelände handelt es sich dort um ein lebendiges Viertel.

# „Hinweg mit den sogenannten gelehrten und ungelehrten Schulen“

von Herbert Wender

Als die Redaktion einen Beitrag zur aktuellen Schulpolitik einplante, dachte sie an eine nüchtern abwägende Darstellung der im letzten Jahr von den Parteien und Verbänden kontrovers vorgetragenen Positionen zur geplanten Reform der Schulstruktur. Herausgekommen ist etwas ganz anderes, denn, wie schon Goethe sagte:

„Alles, was Meinungen über die Dinge sind, gehört dem Individuum an, und wir wissen nur zu sehr, daß die Überzeugung nicht von der Einsicht, sondern von dem Willen abhängt; daß niemand etwas begreift, als was ihm gemäß ist und was er deswegen zugeben mag. Im Wissen wie im Handeln entscheidet das Vorurteil alles [. . .]. Wir bilden uns also keineswegs ein, zu beweisen, daß [diese/r oder jene/r] Unrecht habe; jeder vor einem großen alten Namen mit heiliger Scheu Zurücktretende, jeder Bequeme wird viel lieber die erste Proposition [vom Fundamentalunterschied der Begabungen, vom hohen Wert gymnasialer Bildung, vom Primat sozialen Lernens oder von was auch immer] wiederholen, darauf schwören, daß alles erwiesen und bewiesen sei und unsere Bemühungen verwünschen“.

Die zitierten Worte haben dennoch nichts Versöhnliches, leiten sie doch in eine Darstellung ein, die ihren Untertitel zu Recht trägt: „Zur Farbenlehre. Polemischer Theil“.

„War nicht jetzt, da man an den Aufbau eines neuen Staates ging, endlich auch die Gelegenheit gekommen, das öffentliche Bildungswesen von Grund auf zu erneuern und an die Stelle des alten, ständisch gegliederten und in den Ländern ungleichen ein modernes, demokratisches und für ganz Deutschland einheitliches Schulsystem treten zu lassen?“ (H. J. Frank)

Nein, das Zitat bezieht sich nicht auf die Situation nach 1989, auch nicht auf die Gründung der deutschen Teilstaaten 1949, sondern auf jene kurze Zeitspanne nach 1919, als die Grundsätze von Schulstruktur und Bildungsinhalten in der Weimarer Republik zur Debatte standen. Wer 1992 das Alter der Midlife-Krise erreicht hat und dementsprechend Ende der 60er Jahre mit dem Studieren begonnen hatte, wird sich noch an die Flut von Schriften erinnern, welche die damalige bildungspolitische Debatte begleitete. Diese „Altlasten“ geben



darüber Aufschluß, was alles heute nicht (mehr) diskutiert wird, wenn von einer „Schulreform“ im Saarland die Rede ist.

Ob man nun eine einschlägige Veröffentlichung zum eigenen Fach aufschlägt – das angeführte Zitat stammt aus Horst Joachim Franks Geschichte des Deutschunterrichts aus dem Jahre 1973 – oder eine allgemeinere bildungsgeschichtliche Darstellung zu Rate zieht, stets wird man an die alte Tatsache erinnert, daß die Geschichte der Schulreformen in Deutschland eine Folge von Niederlagen solcher Bildungsreformer ist, die mehr im Sinn hatten als die kurzfristige Anpassung des je aktuellen Schulwesens an veränderte gesellschaftliche Verhältnisse. Das gilt natürlich nicht erst für die Schulreformer der Weimarer Republik. Gescheitert war die Utopie aufgeklärter Pädagogen, die Grundlagen für Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit wären für die nachfolgenden Generationen in allgemeinbildenden Schulen zu sichern, schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts (vgl. dazu auch die Bemerkungen zu R. B. Jachmann am Ende dieses Beitrags). Die Restauration des ständisch gegliederten Schulwesens in der Aufbauphase der alten Bundesrepublik und das Scheitern von APO, Schüler- und Studentenbewe-

gung im Kontext der bloß technokratischen Bildungsreform nach 1967 markieren weitere Niederlagen, und zum vierzigjährigen Zwischenspiel einer sozialistischen Einheitsschule kann man heute kaum etwas Treffenderes anführen als die frühe Warnung eines Hauptverantwortlichen.

Sein Thema war „Die Verwechslung von Politik und Pädagogik“: „Die Arbeit unter den Massen und den Einfluß auf die Massen vertiefen und erweitern muß man immer. Ohne das ist der Sozialdemokrat eben kein Sozialdemokrat. [...] Ohne diese Arbeit würde die politische Tätigkeit in eine Spielerei ausarten [...]“. Was Lenin einst sagte und was 1971 Eingang fand ins regierungsamtliche „Studienmaterial zur Theorie der sozialistischen Erziehung und Didaktik“, könnte noch 1992 saarländischen Sozialdemokraten zur Warnung dienen.

Bei allem Taktieren unserer Landesregierung mit der „behutsamen Weiterentwicklung unserer bewährten Gesamtschule“ bei gleichzeitiger Errichtung einiger Sekundarschulen (so der neue Name für die alten „Bildungsgänge“ von Haupt- und Realschule) ist nicht zu verkennen, daß man im Begriff ist, die Durchsetzung der bildungspolitischen Forderungen aufzugeben, die von den Parteitage delegierten stets von neuem in markigen Beschlüssen festgeschrieben werden. Das ist auch eine Form von Dialektik, und sie ist nicht zuletzt dadurch bedingt, daß die SPD an der Saar weniger denn je die Meinungsführerschaft in der Bildungspolitik beanspruchen kann oder will. Immerhin scheint ihrer Bildungsministerin etwas widerfahren zu sein, was Seltenheitswert in der deutschen Bildungsgeschichte hätte: das Scheitern eines schulpolitischen Anpassungsvorhabens, das ausgesprochenermaßen nicht mehr sein sollte als eine rationelle Reaktion auf langfristige Trends, die von niemandem mehr bestritten werden.

## Doppelter Irrtum?

Eine solche Deutung der Vorgänge im Januar 1992 ist aber möglicherweise gleich doppelt falsch: Erstens, weil die Vereinfachung der Schulformenstruktur durch Zusammenfassung von Hauptschul- und Realschul-Bildung unter einem Dach auch ohne den im Januar verhandelten und gescheiterten Großen Kompromiß kommen wird, sei es als „Sekundarschule“ unter der noch regierenden SPD, sei es als „differenzierte Mittelschule“ der dann regie-

renden CDU, sei es als „Europaschule“ bei einer Regierungsbeteiligung der FDP, und die letztgenannte Bezeichnung wäre wohl auch dann von bequemer Vieldeutigkeit, wenn realpolitische Grüne einst die Schulpolitik der Sozialdemokratie mitverantworten sollten. Zweitens aber ist es vielleicht auch falsch, in den Gesetzes- bzw. Verfassungsänderungsvorschlägen der SPD-Regierung nicht mehr zu sehen als eine finanzpolitisch motivierte technokratische Strukturvereinfachung, denn nicht ohne Not sind die betroffenen Eltern, SchülerInnen und LehrerInnen gegen die Verhandlungsposition der SPD in Sachen Gesamtschule auf die Barrikaden gegangen.

Wer die schulpolitischen Veränderungen im Saarland nach dem Regierungswechsel 1985 aus der Außenperspektive, in der überregionalen Presse, verfolgte, mußte erstaunt darüber sein, mit welcher Energie der damalige Kultusminister Diether Breitenbach bildungspolitische Reformimpulse (re-)aktivierte, die seit längerem nur noch in zündenden Reden auf Partei- und Gewerkschaftstagen, kaum aber in der praktischen Bildungspolitik wirksam geworden waren. Bei näherer Betrachtung zeigte sich bald, daß schon Breitenbach in der Regierung wenig Spielraum hatte, und schon unter seiner Ägide begann die Serie von „Ungeschicklichkeiten“, die daran zweifeln ließ, ob den Sozialdemokraten in der saarländischen Bildungspolitik das „Mehr Demokratie wagen“ gelingen würde. Noch fragwürdiger wurden solche Hoffnungen, als Marianne Granz die Verantwortung für das Schulwesen übernahm, die im Landtag zuletzt als Vizepräsidentin, das harte Geschäft der Realpolitik von der Pike auf gelernt hatte. Seither häufen sich die Signale der Kompromißbereitschaft gegenüber allen, die den von Breitenbach eingeleiteten Reformen feindlich gegenüberstehen.

Ob die Ministerin selbst bei der Ständesvertretung des Lehrpersonals von Sonderschulen betont, daß neben der Integration Behinderter in den Unterricht von Regelschulen auch die gesonderte „Beschulung“ in speziellen Einrichtungen weiterhin notwendig sein wird (und das nicht nur, weil Sonderschulen für billiger gehalten werden), ob sie in das allgemeine Klagelied über den zu hohen Anteil von GymnasiastInnen am jeweiligen SchülerInnen-Jahrgang einstimmt (und das nicht nur, weil die „Fehlgeleiteten“ zu hohe Pro-Kopf-Kosten verursachen), oder ob einer ihrer Abteilungsleiter bei den Ständesvertretern der Realschulen die Bedenken zu

zerstreuen sucht, in der Sekundarschule drohe der „gesunden“ Realschule Gefahr an Leib und Leben durch die Zusammenlegung mit der todsterbenskranken Hauptschule: Stets hat die überparteiliche Sorge der obersten Dienstherrin um das gemeine Wohl der ihr Anvertrauten den Vorrang vor den Reformzielen des SPD-Programms, die so in den Geruch schierer Partikularinteressen geraten.

## Die Angst der SPD vor ihrem eigenen Programm

Das Schicksal sozialdemokratischer Reformpolitik im Saarland läßt sich vielleicht am besten ermes- sen, wenn man zwei Zeugnisse aus den Jahren 1988 und 1992 einander gegenüberstellt. Im schleswig-holsteinischen Landtagswahlkampf hatte Oskar Lafontaine 1988 geäußert: „Da stehen bei uns mittlerweile die CDU-Bürgermeister Schlange, weil sie eine Gesamtschule haben wollen“. Und als daraufhin die CDU-Parlamentarier im Saarländischen Landtag nachfragten, wer das denn nun sei, nannte die Regierung: „Gersheim, Bürgermeister Wack; Wadgassen, Bürgermeister Mouthy; Mettlach, Bürgermeister Zimmer; Friedrichsthal, Bürgermei- ster Grausam. Darüber hinaus hat der Kultusmini- ster seit 1985 mit zahlreichen Bürgermeistern Ge- spräche geführt, die der üblichen Vertraulichkeit unterliegen“.

Am 12. Februar 1992 ließ die Bildungsministe- rin unter der Überschrift „Sekundarschulen stark nachgefragt“ verlauten: „Bisher liegen dem Ministe- rium 24 Anfragen auf Einrichtung von Sekundar- schulen vor“. Verständlich wird diese Entwicklung eigentlich erst, wenn man die Bedingungen betrach- tet, unter denen sozialdemokratische Bildungspoliti- kerInnen agieren. Der Regierungschef darf als zu- mindest desinteressiert gelten, was die Rolle der Bildung in einer „Gesellschaft der Zukunft“ betrifft; man vergleiche die entsprechenden Unterbelichtun- gen in seinem Buch dieses Titels. Stark interessie- ren hingegen nicht nur den Chef, sondern auch sei- ne Wahlstrategen potentielle Verluste an Wählerstimmen „am rechten Rand“ der Mitte, wenn es der Opposition gelingen sollte, die Debatte um Schulstrukturänderungen nach nordrhein-westfäli- schem Muster zu einem Schulkampf zuzuspitzen. „Ruhe an der Schulfront“ scheint allemal zweck- mäßiger zu sein als ein Sturm im Wasserglas, der

vom landesweit dominierenden Presseorgan genüß- lich kommentiert wird.

## Eine Diskussion unter Niveau ist eine niveaulose Diskussion

Beim Rückblick auf die bildungspolitische De- batte der beiden letzten Jahre kann einem schau- dern. Da soll über eine Veränderung der Schularti- kel in der Saarländischen Verfassung beraten werden, und heraus kommt allenfalls das Einge- ständnis, daß es ein Fehler war, wenn Ende der 60er Jahre die Verfassung geändert wurde, um die Hauptschule als Schulreform zu einem Zeitpunkt festzuschreiben, als das traurige Ende schon abzuse- hen war. Im Zusammenhang eines Erklärungsver- suchs für die eklatanten Fehlbeurteilungen in den Grundschulgutachten – deren groteske Wieder- auferstehung wir derzeit (zum Schuljahr 1992/93!) erleben dürfen – wurde bereits 1967 festgestellt:

„Würden nämlich 15 % aller Schüler zum Abi- tur und 40 % zur mittleren Reife geführt werden [...], so blieben, unter der Annahme, daß etwa 10 % aller Kinder in Sonderschulen unterrichtet werden müssen, nur 35 % aller Kinder auf der Hauptschule. Diese stellten mutmaßlich eine negative Auslese dar, die Hauptschule präsentierte sich – auch im Bewußtsein der Schüler – als „Restschule“.

(H.-G. Rolff: Sozialisation und Auslese durch die Schule.)

Schon damals, vor 25 Jahren, waren auch die Handlungsalternativen relativ klar benannt worden: „Will man die ernsthafte Gefahr einer Auspowerung der Volksschule bannen, dann muß man gleichzei- tig für eine Änderung der Struktur und des Inhalts der Volksschule eintreten, beispielsweise für eine Zusammenlegung mit der Realschule und dem Gymnasium. Wenn diese Zusammenlegung nicht nur räumlich, sondern auch didaktische Folgen hat, so entsteht eine Integrierte Gesamtschule [...]. Die für Gesamtschulen typische horizontale Unterrichtsor- ganisation, die alle Schüler in wechselnden (Kurs-) und bleibenden (Kern-)Gruppen vereinigt, ist in den Schulzentren oder -kombinaten [heute besser als Kooperative Gesamtschulen bekannt bzw. als „Se- kundarschulen“ geplant] nicht durchgeführt. Damit besteht hier das Problem der sogenannten Teilbega- bung genauso wie in den räumlich getrennten Schulen [...]“.

Statt nun öffentlich darüber nachzudenken, weshalb die Ignoranz siegte und der von den „interessierten Kreisen“ hinreichend bedachte „Fehler“, die Hauptschule als Schulform in der Verfassung zu verankern, überhaupt begangen wurde, und statt das Auslesprinzip eines eben nicht nur vertikal „gegliederten“, sondern in dieser Gliederung die Statusunterschiede der jeweils durchschnittlich erreichbaren Lebensniveaus spiegelnden Schulwesens in Begriffen von Menschenwürde und Menschenrecht zu diskutieren, starrt das landespolitische Kaninchen auf die bundesrechtliche Schlange und träumt davon, ein Krokodil zu sein mit hartem Panzer und scharfen Zähnen.

Das eigentliche Problem ist wohl weniger die Hauptschule als vielmehr der Hauptschulabschluß, und auch dieser ist nicht als solcher das Problem, sondern als Bescheinigung der Tatsache, „daß man es zu mehr nicht gebracht hat“. Jeder ist seines Glückes Schmied: Jedermann und jederfrau steht es frei, die Schule nach 9 Jahren mit oder ohne Abschluß zu verlassen. Und umgekehrt: Welchen Sinn hätte die gymnasiale Sonder-Schule, wenn sie nicht glaubhaft machen könnte, daß ihre AbsolventInnen „mehr wert“ sind als andere, ganz gleich, ob man dies nun durch einen kulturellen, einen sozialen oder auch ganz simpel ökonomischen „Mehrwert“ begrifflich machen will. Sicher, es ist noch kein großer Gewinn, wenn in einem ausgeklügelten System von vielerlei Profilierungen eines formal gleichrangigen Abschlusses, z. B. unter dem gleichen Namen „Abitur“, nur verschleiert wird, welche „feinen Unterschiede“ von den oft beträchtlichen Unterschieden im Geld-, im Sozial- oder im Bildungskapital der Elternhäuser fortwährend gezeugt werden. Und doch sollte man meinen, daß das Schlechte zuweilen besser ist als das Schlechtere.

Und noch in ganz anderer Hinsicht hätte die geplante Verfassungsänderung dazu Anlaß geben können, über die Leitvorstellungen der Bildung nachwachsender Generationen im zweiten Jahrtausend unserer Zeitrechnung intensiv zu beraten. Zu fragen wäre nach der Funktion der Institution Schule in der sogenannten „Informationsgesellschaft“, in der dieser Institution nicht mehr das Monopol der Vermittlung wichtiger Bildungsgüter zukommt, und zu fragen wäre nicht zuletzt nach dem Inhalt des Begriffs „höherer“ Bildung in einer Zeit, in der ein Überschuß an funktionsunabhängiger Bildung weniger denn je das Monopol einer ab-

grenzbaren Klasse von „Gebildeten“ zu sein braucht. Stattdessen diskutiert man über die Finanzierbarkeit äußerer Differenzierungen, die seit mehr als 70 Jahren aufgehoben sein sollten; tut man als könne es sich diese Gesellschaft immer noch nicht leisten, allen Kindern 13 Jahre vollgültiger, und das heißt: von rigiden Leistungszwängen eines fremdbestimmten Werkeltagslebens befreiter Eintaktung ihrer Fähigkeiten nach jeweiligen Interessen und Neigungen zu gewähren; bemäntelt man diese Verweigerung mit dem Anschein der Fürsorglichkeit angesichts der oft beobachteten „Schulmüdigkeit“ von Jugendlichen, weil man sich nicht vorstellen kann oder will, daß die Forderung nach 13 Bildungsjahren nicht notwendig 13 Jahre Zwangsaufenthalt in der Unterrichtsfabrik beinhaltet.

Auch dem linken Flügel in der Bildungspolitik ist der Vorwurf nicht zu ersparen, daß oft allzu lässig Forderungen erhoben werden, die bei näherer Betrachtung der inneren Konsequenz entbehren. Wenn die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) „ein 10. allgemeinbildendes Pflichtschuljahr“ fordert und diese Forderung damit begründet, allen Kindern seien „gleich lange Zeiten für individuelles und soziales Lernen zu gewähren“, so zeigt sich darin die berufsspezifische Wahrnehmungsverzerrung hinsichtlich der offensichtlichen Differenz zwischen Pflicht und Recht. Sobald ein freiwilliges 10. Schuljahr möglich ist, läßt sich die richtige Forderung nach einer Verlängerung der Schulpflicht nur damit begründen, daß diejenigen, die von ihrem Recht keinen Gebrauch machen, sich selbst oder uns allen schaden. Und wenn die Gemeinnützige Gesellschaft Gesamtschulen (GGG) in Nordrhein-Westfalen fordert: „Gymnasien und Realschulen müssen für Schülerinnen und Schüler, die die Anforderungen dieser Schulformen nicht erfüllen können, geeignete Fördermaßnahmen einrichten“, dann ist dies schlicht Augenwischerei: Solche Schulen sind dann eben keine Gymnasien und Realschulen mehr, denn diese Institute adeln ihre erfolgreichen AbsolventInnen gerade dadurch, daß ein nicht zu knapper Anteil der Eintrittsjahrgänge das Ziel nicht erreicht. Wenn es möglich ist, Kinder so zu fördern, daß sie einen besseren Bildungsabschluß erreichen als die Gescheiterten im dreigeteilten System, dann hat dieses – auch in seiner „zweigliedrigen“ Variante – keine Legitimationsbasis. Und umgekehrt: Wenn eine große Zahl von Eltern der Meinung ist, daß nur radikale Auslese

Spitzenleistungen ermöglicht, dann müßten sie auch die äußerste Konsequenz tragen, nämlich daß ihr Kind seine Schullaufbahn in einer Hauptschulklasse beendet, auch wenn es dann vielleicht gar keine Hauptschulen mehr gibt und diese Klassen folgerichtig im Hause einer Realschule, eines Gymnasiums oder einer Sonderschule geführt werden. Daß eine solche „Lösung“ unökonomisch, ungerecht und überhaupt unsinnig ist, werden am ehesten immer die negativ Betroffenen einsehen, und deshalb sollte man in der Tat – „zum Wohle aller“ – diesem Spuk ein Ende bereiten, dies aber in klaren Worten und ohne Versteckspiel mit „Fördermaßnahmen“, welche die wahren Verhältnisse allenfalls verschleiern können.

## Macht und Ohnmacht der Begriffe

Eine der wenigen, die stets zu klaren Worten findet, wenn es um bildungspolitische Klarstellungen geht, Anne Ratzki, die lange Jahre Vorsitzende der GGG war, hat kürzlich (GGG-Nachrichten 1/92) ganz nüchtern den Unterschied zwischen der nicht nur von Konservativen angestrebten „Zweigigliedrigkeit“ des Schulwesens und einer „Zwei-Systeme-Lehre“ als Notlösung angesichts nicht überbrückbarer Gegensätze im Feld der Schulpolitik erläutert. Für diejenigen, die nicht professionell mit Schule befaßt sind und die deshalb mit diesen Begriffen ebensowenig anzufangen wissen wie mit einigen Kernbegriffen der aktuellen Technokraten-Debatte (Pflichtschule, Angebotsschule, Regelschule o. ä.), ist etwas weiter auszuholen.

Grundlegend für den Begriff der Pflichtschule ist die Tatsache, daß es eine allgemeine Schulpflicht gibt (im Saarland z. Z. 9 Jahre), so daß der Staat Schulen einrichten muß, die der bzw. die Schulpflichtige besuchen kann bzw. muß – notfalls auf dem Wege der „polizeilichen Zuführung“. Früher waren dies die Schulen, die von bis zu drei Vierteln eines schulpflichtigen Jahrgangs besucht wurden, während daneben die sogenannten weiterführenden Schulen – als „Angebotsschulen“ – den Kindern der bildungsinteressierten sozialen Schichten die höheren Qualifikationen vermitteln. Die Relationen haben sich mittlerweile gewaltig verschoben, weil immer mehr Eltern das Angebot einer besseren Ausbildung ihrer Kinder nutzen, doch gilt auch heute noch die Grundregel, daß Pflichtschulen von

den Kindern besucht werden, die Angebotsschulen nicht besuchen dürfen (aufgrund „mangelnder Eignung“ oder aufgrund einer entsprechenden Entscheidung der Eltern) oder nicht besuchen wollen. Hinsichtlich der Pflichtschulen besteht Wahlfreiheit allenfalls innerhalb des jeweiligen Schulbezirks, und das hängt wohl damit zusammen, daß der Staat aufgrund der Schulpflicht für die Transportkosten aufzukommen hat, während die Entscheidung der Eltern für eine bestimmte Angebotsschule daran gekoppelt ist, daß sie auch die Transportkosten zu dieser Schule selbst tragen.

Diese Regelungen waren aus der Perspektive der Schulbürokratie relativ unproblematisch, solange die Mehrheit der Kinder die Volksschule (später: Grund- und Hauptschule) als Pflichtschule besuchte. Nun stellt sich indes die Frage, was geschehen soll, nachdem sich immer mehr Eltern für die Flucht aus der Pflichtschule entschieden haben, weil der Besuch einer Angebotsschule ihren Kindern größere Chancen eröffnet. Jede Schulform muß die soziale Stigmatisierung als „Restschule“ fürchten, solange weiterhin Angebotsschulen ihren Nimbus daraus beziehen, daß sie die als „minderbegabt“ Definierten an Pflichtschulen abschieben. Man sollte meinen, daß nur eine Konsequenz denkbar ist, nämlich die Aufhebung der unseligen Unterscheidung zwischen Pflicht- und Angebotsschule durch eine gemeinsame Schule für alle Kinder während der gesamten Dauer der Schulpflicht.

Es gibt wenige ernstzunehmende Argumente gegen eine solche egalitäre Radikallösung. Am folgenreichsten dürfte eine systemfunktionalistische Überlegung sein: In einer statusdifferenzierten Gesellschaft hat das Schulwesen als Subsystem systemspezifische Leistungen zu erbringen, und dazu zählt nicht zuletzt die Gewöhnung an das System der Statusdifferenzen. Daß weiterhin die benötigten fachlichen Spitzenleistungen erbracht werden, ist ein didaktisches Problem, und der internationale Vergleich legt nahe, daß dieses Problem in ganz unterschiedlich strukturierten Schulsystemen lösbar ist. Nicht von der Hand zu weisen ist hingegen die Befürchtung, daß die Begüterten in Privatschulen ausweichen würden. Das politisch zu verhindern, scheint derzeit in der Tat kaum vorstellbar zu sein. Eine konsequente Strategie ist zumindest nicht erkennbar.

Die krude Realität wird indes von solchen Argumenten kaum berührt. Hier gilt die Macht der Dog-

men, weshalb jedem vernünftig Argumentierenden von Politikern beliebiger Couleur zugerufen werden kann: Hic Rhodus, hic salta. Solange eine Mehrheit meint, daß sein muß, was ist, laufen Utopien ins Leere, gefragt ist die List der Pragmatiker. Entsprechend setzen alle Notlösungen, die – als Lösungen, versteht sich – diskutiert werden, eine Grundannahme voraus: Das Gymnasium wird nicht angetastet werden.

## Drei Modelle für ein zweigeteiltes Schulwesen

Drei Modelle sind es im wesentlichen, die in unterschiedlichen Varianten zur Debatte stehen:

1. Außer dem Gymnasium werden alle Schulformen im Sekundarbereich (Klassenstufen 5 bis 13: Hauptschulen, Realschulen, Gesamtschulen) zu einer Schulform zusammengefaßt, die mit dem Gymnasium konkurriert. Das ist die „Zweiggliedrigkeit“, die der Pädagogikprofessor Hurrelmann vor Jahren beim Landesverband der GymnasiallehrerInnen ins Gespräch gebracht hat.

2. In der Sekundarstufe I (Klassen 5 bis 10) werden, wiederum mit Ausnahme des Gymnasiums, Schulformen zusammengefaßt. In den SPD-Varianten ist dann eine gewisse Bandbreite von Erscheinungsformen denkbar, u. a. eben auch integrierte Gesamtschulen; in den CDU-Varianten dominiert die Vorstellung vom Monopol der aus Haupt- und Realschule addierten Mittelschule. Auch dieses Modell wird vorzugsweise als „Zweiggliedrigkeit“ verkauft, wobei das eine Glied immer das unbefleckte Gymnasium ist, das durch Abwerfen von Ballast den Zustand früherer, klassischer Reinheit wiedererlangen soll.

3. Angesichts der grundsätzlichen Unvereinbarkeit der Forderungen, die von den Befürwortern eines konsequenten Gesamtschul-Systems bzw. eines wie auch immer nach Begabungen hierarchisierten gegliederten Systems erhoben werden, sollte es eine grundsätzliche Wahlmöglichkeit zwischen zwei vollständig getrennten Schulsystemen geben. Mit Anne Ratzki wäre dies als „Zwei-Systeme-Lehre“ zu bezeichnen.

Im Bereich der Schulpolitik ist es wie in anderen Bereichen: Wer die Macht hat, die Begriffe zu bestimmen, setzt durch, wozu seine Begriffe bestimmt sind. Wer zuläßt, daß Gesamtschulen als Notlösung für Problemfälle mißverstanden werden,

und wer nicht verhindert, daß das Gymnasium als Königsweg zu Macht und Reichtum verstanden wird, hat wenig Chancen, mit einer Bildungspolitik im Interesse der sozial Schwächeren sich durchzusetzen. Die Versuchung ist dann groß, nicht die Ursachen der aktuellen Ohnmacht zu analysieren, sondern die Ziele so umzudefinieren, daß man ohnmächtig mächtig erscheinen kann.

## Vergangene Zukunft

Vor kurzschlüssiger Unterwerfung unter die Gegebenheiten könnte allenfalls bewahren, wenn eine historische Perspektive zurückgewonnen wird, welche die Möglichkeiten der Veränderung des Bestehenden in Erinnerung hält. Ein Haltepunkt für fortschrittliche Schulreformer wird immer der Neueinsatz in der Weimarer Republik sein, ohne den wir heute nicht einmal die gemeinsame Grundschule hätten. Noch heute findet man im Grundgesetz der BRD eine Formulierung, die nicht zu verstehen ist ohne den historischen Rückblick: „Vorschulen bleiben aufgehoben“ (GG 7.6). Daß es nach dem Ersten Weltkrieg gelungen ist, den Gymnasien ihren Unterbau zu nehmen, läßt hoffen, daß es einstmals auch gelingen wird, den Mittelbau vernünftig zu reorganisieren.

Zugleich gibt der Rückblick aber auch Anlaß, sich auf vergleichbare Einlassungen zur Eliteförderung vorzubereiten. Während die Volksschullehrer auf der Reichsschulkonferenz 1920 dafür plädierten, die Grundschulzeit auf 6 Jahre zu verlängern, forderten die Gymnasialvertreter, es sollte „den begabten Schülern die Möglichkeit gegeben werden, die Grundschule in drei Jahren zu durchlaufen“. Im übrigen bleibt zu bedenken, ob der mit der vierjährigen Grundschule erreichte relative Fortschritt nicht einer prinzipiellen Zweideutigkeit dieser Einrichtung zu danken ist, wurde sie doch von einigen verstanden als Instrument zum Verschmelzen sozialer Antagonismen im Tiegel des in der Grundschule zu etablierenden völkischen Nationalbewußtseins.

Auch die weiter zurückreichende Erinnerung an positive Ansätze zur Zeit der Preußischen Reformen bleibt zwiespältig. Schulen im heutigen Verstande waren bekanntlich eine Waffe des aufsteigenden Bürgertums gegen die Feudalaristokratie, deren Kinder im Privatunterricht erzogen wurden. Auch solche Schulen, an denen im Geiste eines revolu-

tionären Neuhumanismus die Kinder an den Geisseschätzen des griechischen Altertums sich bilden sollten, waren vom linken Flügel der aufgeklärten Pädagogen als „Volksschulen“, als Schulen für alle Kinder, konzipiert. Nichts war etwa einem Reinhold Bernhard Jachmann (1767–1843) mehr zuwider als ein nach lebenspraktischen Anforderungen gegliedertes Schulwesen, und er geißelte die „Industrie-, Acker-, Handlungs-, Bau-, Kunstschulen“ mit Worten, die noch die heutige Reformierte Oberstufe treffen:

„Solche Schulen gleichen einem Kramladen, der Modeartikel aus allen Weltgegenden für beliebige Nachfrage in Bereitschaft hält und zur Schau legt, um Käufer aller Art an sich zu locken. Gleich diesen erleichtern sich auch jedem den Handel dessen, was ihm not tut oder wünschenswert ist, ohne ihn zum Kauf alles übrigen zu zwingen. Daher stellen sie Klassen so nebeneinander, daß jeder nehmen und lassen kann, was ihm beliebt.“

Der Vorwurf, den Jachmann auch dem jetzigen System einer sich zu maximal 100 Punkten addierenden Stückelung der „Studierfähigkeit“ machen würde: Hier wird ein listiger Charakter produziert, der nur seinen Vorteil kennt. Die radikale Konsequenz: „Hinweg mit den sogenannten gelehrten und ungelehrten Schulen, mit den Gymnasien, höhern und niedern Bürgerschulen und wie sonst ihr Name sein mag! Es ist nur eine Menschheit!“

Jachmann gehörte zu den Ausnahmen in Deutschland, und deshalb hatte, was er forderte, keine Chance. Humanistische Bildung wurde dem „Volk“ (im abwertenden Sinne des „niederen Volkes“, das eben keine „höhere“ Schule besucht, sondern die „Volksschule“) vorenthalten. Das Humanistische Gymnasium entwickelte sich konsequent zur Kastenschule für die Kinder der höheren Staatsdiener, insbesondere der „Aristokratie des Geistes“. Realgymnasium und Realschulen erschlossen den aufstiegsorientierten und aufsteigenden Sozialschichten ihren angemessenen Platz im Gefüge von niederer, mittlerer und höherer Bildung. Die „Deutsche Oberschule“ wurde 1922 etabliert und entwickelte sich als Zuchtstätte deutscher Nationalüberheblichkeit...

Es kennzeichnet nicht erst unsere Gegenwart, daß Jachmanns Traum von der aufgeklärten, gebildeten Gesellschaft gleicher BürgerInnen im Müllhaufen der Geschichte versinkt. Schließen wir den Blick in die vergangene Zukunft mit Hölderlin:

„[...] ich kann kein Volk mir denken, daß zerrißner wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen – ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergoßne Lebensblut im Sande zerrinnt?“ (Hölderlin: Hyperion oder Der Eremit in Griechenland).

# Aktuelle Tendenzen der französischen Photographie

Von Christian Gattinoni

Seit etwa zwanzig Jahren entwickelt die Photographie in Europa neue Fertigkeiten und Techniken, während gleichzeitig aber auch die traditionellen Herangehensweisen reicher geworden sind und ihrem Anspruch nach radikaler.

Viele Künstler aus anderen Disziplinen haben es zugelassen, daß die Photographie ihren Weg kreuzte, und umgekehrt haben die Photographen es akzeptiert, daß auch sie in ihrer Arbeit von den anderen Künsten beeinflusst wurden.

Diese gegenseitige Beeinflussung und Befruchtung wurde noch dadurch bereichert, daß der Wille zu Reflexion und begleitender Theorienbildung immer klarer hervortrat.

Mittlerweile gibt es nur noch wenige Künstler, die sich als völlig frei von jeglicher theoretischen und reflexiven Beschäftigung mit ihrem Werk bezeichnen. Die Photographen wurden gewahrt, daß sie sich mitten im Strom der Geschichte ihres Mediums befanden, die gerade geschrieben wurde, und erfaßten dadurch die immense historische Bedeutung ihrer Disziplin für die Entwicklung der modernen und der zeitgenössischen Kunst überhaupt.

Diese Entwicklung vollzog sich ebenso rasch wie spektakulär, und sie wurde verstärkt durch das Entstehen einer eigenen Kunstszene: Zeitschriften, Galerien, Museen, Unterricht ...

Heute floriert das Geschäft mit Artikeln für Hobby-Photographen (Filme, Fotoapparate, schnelle und billige Abzüge ...), die Entstehung eines eigenen Marktes nach dem Vorbild des allgemeinen Kunstmarktes jedoch erscheint noch eher problematisch. Insgesamt kann man die Entwicklung als positiv ansehen, auch wenn es noch einige Bereiche gibt, die weniger dynamisch sind und eines stärkeren Anstoßes bedürfen.

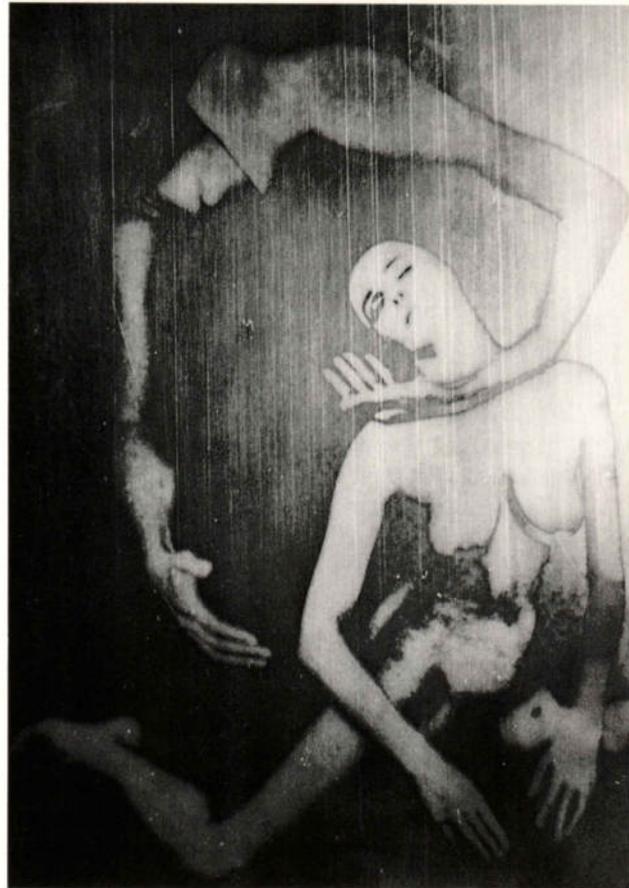
Wir werden die Entwicklung der Photographie nachzeichnen und so die wichtigsten Strömungen und ihre jeweilige Bedeutung seit dem Ende der 60er Jahre erkennen.

Insgesamt läßt sich sagen, daß die Photoreportage im Mittelpunkt steht; zumindest findet man in diesem Bereich die umfangreichste Produktion. Die Photoreporter selbst betrachten sich nicht als Künstler, und das berufliche Umfeld, die Verlage, für die sie arbeiten, machen ihnen ihre Stellung als einfache Handwerker nur allzu deutlich bewußt. Die Art und Weise, wie man mit ihren Bildern umgeht, indem man willkürlich Ausschnitte wählt, sie mit völlig unüberlegten Untertiteln versieht, ohne

Copyright abdruckt, kann nur das Gefühl hervorrufen, eben nicht als Meister eines Fachs angesehen zu werden.

Zwar gibt es einige große Agenturen wie Magnum, die bereits seit dem Kriege bestehen, den weniger bekannten Photographen jedoch bietet sich bislang nicht die Möglichkeit, sich innerhalb einer Gruppe zusammenzufinden, die ihre Produktion verwalten und ihre Rechte wahrnehmen könnte. Auch sind diese Rechte nicht in einen funktionierenden gesetzlichen Rahmen eingebunden, und sie werden auch nicht durch einen Verband abgesichert.

Außer den Berufsphotographen, die ihre eigene künstlerische Produktion neben ihrem Brotberuf machen (wie Doisneau, der für Renault gearbeitet hat), können nur sehr wenige dieser Künstler von



Giardano Bonova

der Photographie leben. Wenn sie sich zusammenschließen, so geschieht das eher aus einer vagen Affinität heraus als aufgrund eines formellen Programms; auf diese Weise entstehen die Gruppe der 15, der Club 30 x 40 in Frankreich, La Bussola in Italien oder die Bewegung der Subjektiven Fotografie um Otto Steinert in Deutschland, die gegenüber den oben genannten Gruppen schon eher einen eigenen Stil erkennen läßt.

Alle diese Künstler, selbst wenn sie das Bewußtsein haben, Kunst zu machen, geben sich wenig Illusionen hin, weder über den sozialen Einfluß noch über den Marktwert ihrer Werke.

Diese unklare Mittelstellung wird sich in der Folge einer rasanten Entwicklung der Stellung des Künstlers ändern, bei der die Photographie einen immer mehr vorherrschenden Platz einnehmen wird.

Ein paar wichtige Stationen aus der Geschichte der Kunst, im Zusammenhang mit einigen großen Künstlernamen, können verdeutlichen, mit welcher Schnelligkeit und Radikalität sich diese Entwicklung vollzogen hat. Obwohl an dieser Stelle in erster Linie die europäische Szene interessiert, muß man doch auf den großen Einfluß hinweisen, den die Werke von Warhol und von Rauschenberg hatten. Die Formel ist zwar schon etwas abgegriffen, dennoch möchte ich sagen: Die Photographie findet hier zu einer neuen und wichtigen Rolle, obwohl sie bei der Produktion dieser Kunstwerke nicht in ihrer ursprünglichen Funktionsweise eingesetzt wird.

Die erste konzeptionelle Arbeit, die den Ausgangspunkt für die zeitgenössische Photographie setzt, ist die Arbeit von Yves Klein „Le peintre de l'espace se jette dans la vide“ aus dem Jahre 1960. Dieses Action-Photo, das wenige Tage vor der Unterzeichnung des Manifests der Neuen Realisten entstand, wird von Klein auf die Titelseite einer Zeitschrift gebracht mit Namen „Dimanche“, die in nur einem Exemplar erscheint. Von hier aus nimmt ein ganzer Strom von Aktionen für die Photographie seinen Ausgang. Diese Bewegung fiel mit der Gründung der Gruppe um den Kritiker Pierre Restany zusammen und markiert den Einzug von neuen künstlerischen Techniken in Europa, die ihre Auswirkungen auf die gesamte internationale Kunst haben sollte.

Auf der Biennale in Venedig entdeckt der italienische Photograph Ugo Mulas (geb. 1928) diese in-

ternationale Kunstszene, die er sowohl in ihren kreativen Aspekten als auch in ihrem Charakter als Gruppe, die sich inszeniert und Feste feiert, festhält. Bis ins Jahr 1968 porträtiert er sie bei ihren Auftritten in ganz Europa und in den USA.

Zwischen 1971 und 1972 vollendet er 14 Studien und lotet unter dem Titel „Vérifications“ alle Parameter dieses Mediums aus. Jede dieser Studien ist einem Photographen oder einem anderen großen Künstler gewidmet. Die erste ist eine Hommage an Niepce, die letzte eine Hommage an Marcel Duchamp. Hier entsteht eine neue Strömung, eine die ihr eigenes Medium untersucht, indem sie auf seine Geschichte zurückgreift und diese überträgt auf das Feld der zeitgenössischen Kunst überhaupt.

Im Jahre 1975 realisiert Floris Michael Neusüss, der es sich als Photograph und Lehrender an der Universität Kassel zur Aufgabe gemacht hat, die Photographie zu verändern, eine wichtige Gemeinschaftsausstellung, die an verschiedenen Orten gezeigt wurde: „Photography as Art, Art as Photography“.

Zur gleichen Zeit beginnen Hilla und Bernd Becher ihre Arbeit im Sinne einer topologischen Bestandsaufnahme. Als Lehrende beeinflussen sie wiederum eine ganz andere Gruppe dieser Generation. Diese beiden einander total entgegengesetzten Herangehensweisen zeigen den großen Gegensatz, den man noch heute zwischen diesen letzten Vertretern der „anderen Objektivität“ und einer Richtung, die offen ist hin zur plastischen Fotografie.

Die verschiedenen Lager, die sich gegenüberstehen, sind hiermit geschaffen.

## I. Die direkte Photographie

Dieser Richtung könnte man vorwerfen, daß sie sich zu sehr darauf verläßt, einzig und allein auf der Grundlage des Bildes selbst zu funktionieren, etwa wie die Zen-Philosophie in ihrem poetischen Ausdruck der Form des Haiku, der man zuschreibt, eine Vision, die nicht konkret faßbar ist, in Form eines Kunstwerkes festzuhalten. Vertreter dieser Richtung kann man in Frankreich heute in den Galerien von Agathe Gaillard, Jean Pierre Lambert oder Pons sehen. Der Verlag Marval hat dazu einige Monographien herausgegeben, und Argraphie verlegt sie zusammen mit literarischen Künstlern in der Reihe „Carnets“.



Hier sind die verschiedensten Nationalitäten und Richtungen vertreten, wie der Japaner Yun Shiraoka, viele Franzosen, wie beispielsweise Magdé Senadji oder Arnaud Claas (in der Galerie Michèle Chomette), der einer der Photographen ist, die sich ihrer Kunst und der Implikationen des Bildes am meisten bewußt sind. Wenn eine solche – im Sinne der Psychoanalyse – analytische Herangehensweise gewählt wird, so gewinnt sie an Tiefe und verarbeitet auch ihre Mängel und Schwächen innerhalb eines ehrgeizigen Projektes. Dies genau ist Gegenstand der Arbeit von Yves Guillot (Galerie Antoine Candau), die er mit sehr viel Engagement und hohem Anspruch verfolgt.

Dennoch hat sich diese Tendenz, die lange Zeit die Photographie prägte, ab einer gewissen Zeit zu sehr wiederholt und als wenig kreativ erwiesen – mit Ausnahme der oben aufgeführten Namen.

Darüber hinaus wurde sie auch von der Richtung, die durch den Kritiker Jean Francois Chevrier vertreten wird, in Frage gestellt. Diese Tendenz nimmt für sich in Anspruch, daß auch sie das Medium auf ganz spezifische Weise einsetzt, und sie will sich in Europa als offizielle Kunstrichtung etablieren.

## 2. Eine andere Objektivität

Unter diesem Titel haben vor zwei Jahren Jean Francois Chevrier und der englische Kritiker James Lingwood eine Ausstellung mit französischen, deutschen, englischen und einigen kanadischen Künstlern (z. B. Jeff Wall) realisiert. Allen diesen ist gemeinsam, daß sie mit großen Formaten arbeiten, mit der „forme-tableau“; die Aufnahme ist oft in der Dunkelkammer frontal zum Gegenstand gemacht. Der systematische Rückgriff zum vergrößerten Portrait wird zu einer Art Klischee. Hinter dieser Methode steht die Annahme, die Photographie sei ein Medium, das nur eine eindeutige Interpretation zulasse. Eine Annahme, die von allen theoretischen Untersuchungen zu diesem Thema widerlegt wird. Dennoch kann diese Methode Kunstwerke von sehr großer Kraft hervorbringen, sobald sie die Tiefe, die Mehrdeutigkeit und das Zitat akzeptiert. Das ist der Fall bei der Gruppe um Craigie Horsfield oder bei dem Franzosen Poitevin.

## 3. Die Methode plastischen Arbeitens

Unter diesem Begriff wurden häufig die Werke der Künstler zusammengefaßt, die eigentlich aus anderen Kunstsparten kamen und die in den 70er Jahren mit der Photographie in Berührung kamen.

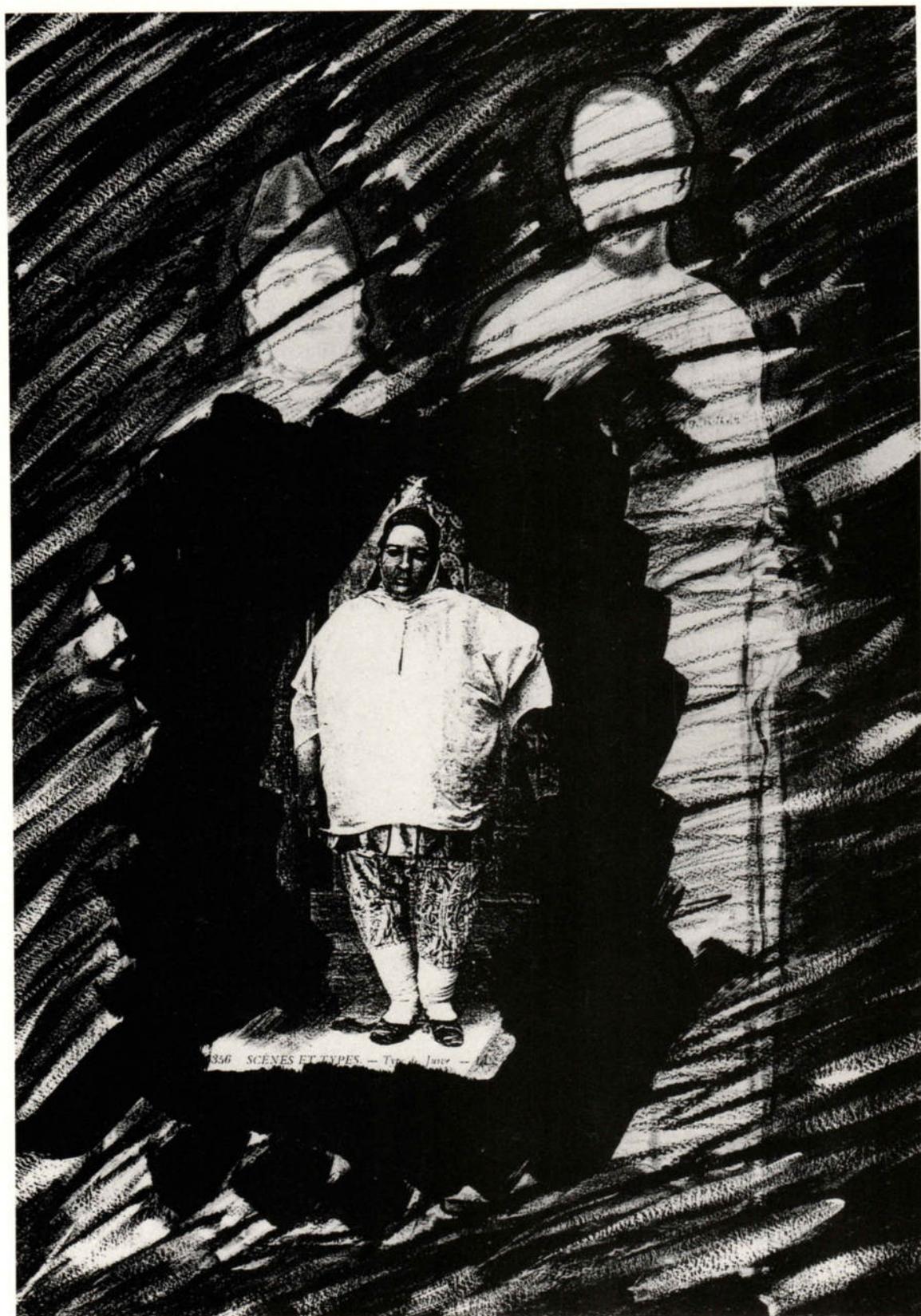
Man könnte sie je nach ihrer künstlerischen Herkunft in verschiedene Gruppen einordnen: die Gruppe, die aus der Malerei kommt, zu der Jean le Gac gehört, der die Malerei aufgegeben hat und nun unter dem Homonym Ange Glacé Photographie und Text macht. Oder Christian Boltanski, der über die Photographie eine Ausdrucksmöglichkeit für ein anonymes kollektives Gedächtnis gefunden hat. Oder der Bildhauer Boyd Webb, der Installationen aufbaut, um sie dann in Farbe zu fotografieren. Ein weiterer Vertreter dieser Richtung ist Jean Pierre Raymond, der die Transportkisten, in denen Kunstwerke transportiert werden, zweckentfremdet und dort Photos bzw. Dias einbaut, die er von hinten beleuchtet.

Vom Film her kommt Paolo Giolo. Seine experimentellen Filme aus den 70er Jahren sind die Vorläufer seiner jetzigen Arbeiten mit der Camera obscura, die er umgebaut und perfektioniert hat. Hier ist ganz klar der Einfluß von Alain Fleischer spürbar, dessen Filme, wie etwa „Zoo Zéro“ und „Géographie Générale“ nicht in Vergessenheit geraten sind. Er benutzt in seinen Farbphotographien wie in seinen Installationen alle möglichen Vorrichtungen, um seine Sujets in einem immer sehr reichen Rahmen zu bewegen.

Die ständige Präsenz des Körpers im Spannungsfeld zwischen Lust und Tod drückt sich in einer neobarocken Ästhetik von großer visueller Kraft aus.

Dennoch reicht diese Einteilung in Gruppen nicht aus, um die Werke zu beschreiben, die am innovativsten von allen sind: Ebenfalls vom Film her kommend hat Tom Drahos, der in der Tschechoslowakei geboren ist und seit 1968 in Frankreich lebt, alle Stadien des Experimentierens durchlaufen, angefangen von einer Art Reportage einer visuellen Anthropologie über Installationen, die die soziale Welt, wie sie von den populären Designern Roche und Bobois erdacht worden war, störten, bis er dann seine Skulpturen begann.

Seine Arbeit, die eine offensichtliche Bilderstürmerie ist, hat ihn dahin gebracht, die Materie der Photographie zu hinterfragen, um herauszufinden,



ob sie unabänderlich mit dem Bild und mit der bildlichen Darstellung verbunden sein muß. Nach und nach nimmt bei seinen Installationen die Skulptur einen wichtigen Teil ein. Das Video kehrt zurück, und auch die Fotografie findet dort zu einem zentralen Platz, auch wenn sie sich diesen mit den unterschiedlichsten anderen Elementen teilen muß.

Man könnte neben dieser Gruppe eine weitere nennen, die sich mit der Rückerinnerung befaßt, ohne daß ihre Werke zwangsläufig diese Vielzahl von Elementen enthielt.

Hélène Hournat stellt sich Fragen zu ihrer französisch-marokkanischen Abstammung über sehr feinsinnige Werke, in denen lebendige Bilder die herkömmlichen Klischeevorstellungen attackieren.

Bernard Lantérie bearbeitet die dunkle Seite der Psychoanalyse in Bildern, die nun nicht gerade therapeutische Wirkung haben, die jedoch aufgrund ihrer Nachvollziehbarkeit überzeugen.

Auf das verlorene Gedächtnis anonymen Bilder stützen sich Laurent Malone (*L'observatoire*, Mar-

seille) oder Vincent Cordebar, der die verborgenen Klischees eines allgemeinen Familien- bzw. Sozialkonsens enthüllt. Beide Künstler decken das kollektive Unbewußte auf, das sich dort als Bodensatz abgelagert hat.

Dieser kurze Überblick zeigt, daß die Photographie, weil sie eine Kunst ist, die von vielen Seiten her beeinflußbar ist, das Glück hatte, von der Theoriebildung und der Praxis vieler benachbarter Disziplinen zu profitieren, ebenso wie von den Gesellschaftswissenschaften ganz allgemein. Diesen Überblick müßte man nun noch vervollständigen, indem man die vielen Gemeinsamkeiten, die zwischen Photographie und Literatur, der Archäologie, der Choreographie bestehen, herausstellt, um zu verstehen, daß die Photographie sehr wohl die Kunst dieses ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts ist, von dem sie alle Verwerfungen aufnimmt, als Zeugin und gleichzeitig als Handelnde.

*Aus dem Französischen von  
Mechtild Grandmontagne*

## „Impulsbezüge“, das gefällt mir sehr“

### Ein Gespräch über die Erzählung „Kassandra“ zwischen Christa Wolf und Ralph Schock

*Schock: Sie haben an drei Abenden hier in Saarbrücken für die Reihe „Die Lesung“ Ihre Erzählung KASSANDRA gelesen. Das Buch ist 1983 erschienen. Welche Gedanken sind Ihnen beim Wiederlesen nach zehn Jahren durch den Kopf gegangen?*

Wolf: Eine gute Frage, die sollte ich jetzt eigentlich beantworten können. Weil ich wirklich manchmal beim Lesen gemerkt habe, wie mir der Text entglitt; daß Bilder, andere Bilder und Assoziationen in mir aufstiegen. Es ist vielleicht ein bißchen banal, was ich jetzt sage, aber es ist wahr, daß ich sicher

mehr, als ich es damals wußte, dieses Schicksal der Stadt Troja als ein Gleichnis geschrieben hatte, als eine Art Parabel. Natürlich will ich jetzt keineswegs ein Gleichheitszeichen setzen zwischen - sagen wir mal - dem Schicksal der DDR und Troja. Aber ich glaube, daß ich damals - Ende der siebziger Jahre, Anfang der achtziger Jahre - wußte, daß ein Staat sich nicht halten kann, wenn er nicht mehr in der Lage ist, kreativ zu sein, etwas Kreatives hervorzubringen. Natürlich war damals der - heute würde ich beinahe sagen: vordergründige - Anlaß, der mir

damals keineswegs vordergründig erschien, die Kriegsgefahr, in der wir uns befanden, durch die Raketenaufrüstung von allen Seiten, die uns ja alle damals sehr beschäftigte. Das war schon der Auslöser.

Der eigentliche „Auslöser“ war aber natürlich das Schicksal der Cassandra. Aber während ich an der Erzählung arbeitete, ergab es sich eigentlich, es war die innere Logik der Ereignisse von Troja, daß dieses Troja nicht nur an den Griechen, sondern daß es zunächst an sich selber zu Grunde ging. Und das habe ich jetzt, während ich es nach langer Zeit im Ganzen noch mal wiederlas, besonders deutlich gefunden. Die Etappen, die wir nun alle - nicht in dieser Drastik oder in diesem Grauen -, aber die wir inzwischen erlebt haben vom Untergang eines Staates.

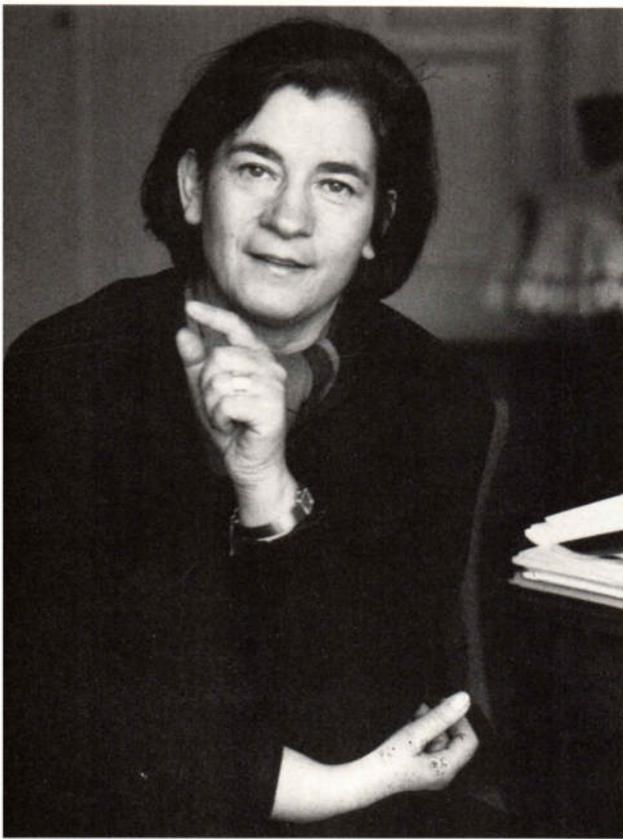
*Schock: Ich glaube, das liegt auch daran, daß es nicht auf eine spezielle Rezeptionssituation hin geschrieben war. Was im Hintergrund bei dieser Erzählung stand, war ganz sicher die Ost-West-Konfrontation. Aber es war nicht als eine - sagen wir mal: Schlüsselerzählung - konzipiert. Das sollte nicht gezeigt werden an diesem literarischen Text. Sondern es ist ja so, wie das Erich Fried in einer Formulierung gesagt hat: „Nichts fällt aus der Zeit des trojanischen Krieges heraus.“ Also es ist nicht, wie beispielsweise die historischen Romane von Lion Feuchtwanger, ein Schlüsselwerk. Man hat dann einen Schlüssel, der paßt, aber auch nur der Schlüssel paßt, und dann hat man die Entschlüsselungsmethode für das Buch. Bei Ihnen läuft es ja anders. Bei Ihnen läuft es vielleicht - ich weiß nicht, ob Ihnen der Begriff paßt - über historische Analogien. Oder, Ernst Bloch hat das in einer Besprechung in den dreißiger Jahren mal genannt: „Impulsbezüge“. Können Sie mit diesem Begriff etwas anfangen?*

Wolf: Das ist ein schönes Wort, ich kannte es nicht. Ja, finde ich sehr schön. Wissen Sie, ich hab ja, als ich an der KASSANDRA zu arbeiten begann, noch gar nicht genau gewußt, welche Gestalt es haben würde. Ich hatte zum Beispiel angefangen, es in der dritten Person zu schreiben; es war auch mal als Hörspiel konzipiert, oder als Stück; da hatte mich über viele Monate ungeheuer gefangengenommen und fasziniert diese Vor- und Frühgeschichte: Ganz unabhängig davon, was davon für uns heute - wie soll ich jetzt sagen - „brauchbar“, „verwendbar“ sein würde. Es hat mich dann schon in den Sog hineingezogen - dieses frühe Abendland, dieses noch ei-

gentlich „Vor-Abendland“. Mit der griechischen Geschichte glauben „wir“ dann anzufangen, und ich hatte doch den Eindruck, soweit ich es glaubte sehen zu können, daß sich immer wieder ähnliche Muster wiederholen. Und das ist der eigentliche Schrecken, den ich empfand, der auch anhält, der auch über die heutige Zeit und das, was wir heute erleben und vor uns haben, anhält: der eigentliche Schrecken, daß wir verdammt zu sein scheinen, immer wieder auf die gleiche Weise und auf das Gleiche zu reagieren.

*Schock: Man hat Ihr Buch, nachdem es erschienen war, sehr schnell zu einem Kultbuch erklärt, und ist es wohl auch geworden, nämlich zum Kultbuch der Frauenbewegung. War das für Sie überraschend?*

Wolf: Ja, ja, eigentlich schon. Also ich halt nun garnix von Kultbüchern, am wenigsten dann, wenn irgendeins meiner Bücher dazu erklärt wird, weil ich glaube, daß das immer mit sich führt eine Fehl- oder zumindest ungenaue Interpretation. Ich hatte gehofft, daß es mehr sei; also daß es vielfältiger zu interpretieren ist und nicht so auf einen Punkt zu reduzieren wie - sagen wir „Frauenbewegung“. Wobei ich aber hinzufügen muß, daß ich gerade von Frauen, also sowohl von Germanistinnen, besonders aus Amerika und aus dem Ausland überhaupt, als auch überhaupt von weiblichen Leserinnen, sehr genaue und feinfühligere Interpretationen bekommen habe, die keineswegs auf so eine Reduktion hinausliefen. Es war ja übrigens auch die Zeit, in der ich mich selbst am meisten, bisher jedenfalls, mit der Geschichte der Frauen in unserer Kultur auseinandersetzte. Vorher war ich bis zur Romantik gegangen, weil ich wissen wollte, wo eigentlich der Ursprung sei der Destruktivität unserer Gesellschaften; wo die Industriegesellschaft anfang und die Widersprüche, in die wir ja dann in diesem Jahrhundert besonders hineingerissen wurden. Und dann ging ich noch weiter zurück und versuchte den Anfang unserer Kultur überhaupt zu finden; was eigentlich an ihren Wurzeln liegt, welche Art von zerstörerischem Wahn uns in so früher Zeit schon dazu gebracht hat, immer wieder zu zerstören. Denn dieses Troja ist ja auch damals, auch bei Homer, schon ein Gleichnis. Es gab ja damals Dutzende von Stadtstaaten oder Städten, die auf diese Weise untergegangen sind. Und das hat mich sehr beschäftigt, es beschäftigt mich auch heute. Und das Ergebnis, falls es eins geben kann, ist nach wie vor eher skeptisch,



das ich aus den Beobachtungen der Geschichte ziehe. Obwohl ich das nicht möchte.

*Schock: Ich würde Sie gerne noch fragen nach dem unterschiedlichen Rezeptionsverhalten bei diesem Buch in der DDR und in der Bundesrepublik. Es war ja in beiden Staaten ein großer Erfolg, aber es gibt doch, denke ich, unterschiedliche Rezeptionsweisen, die damit zusammenhängen, daß man in der DDR bestimmte - naja: „Impulsbezüge“ - schneller geschafft hat als bei uns im Westen.*

Wolf: Ja, das ist ganz bestimmt so. Bei diesem Buch vielleicht fast am stärksten. Es war ja so: In der DDR hat man das Buch lange, verhältnismäßig lange, nicht so lange wie sagen wir „NACHDENKEN ÜBER CHRISTA T.“, aber auch 'ne ganze Weile zurückgehalten, hat also sich nicht entscheiden können, eine - was damals bei uns „Druckgenehmigung“ hieß - zu geben, während es schon im Westen, also beim Luchterhand Verlag, vorbereitet wurde und dann auch eher dort erschien als in der DDR. Nun besteht ja dieses Buch aus zwei Teilen, es hat diese „Frankfurter Vorlesungen“, in denen ich beschreibe, wie es eigentlich zu meinem Cassandra-Bild kam, auch eine Griechenlandreise beschreibe und so weiter, und mich vor allem auseinandersetze mit der Situation, in der wir uns damals in Europa befanden, also mit der drohenden Kriegsgefahr. Und dann zweitens diese Erzählung. Und beides zusammen wurde gelesen an den „zuständigen“ Stellen, und ich erwartete eigentlich eine starke Abwehr der Cassandra-Erzählung. Und da geschah et-

was sehr Merkwürdiges. Man hat sich nicht getraut, diese Erzählung zu verstehen. Man wollte nicht zugeben, daß man verstand. Sondern man hat sich auf vordergründige Kritik, die in den Vorlesungen stand, gestürzt, hat darin gesehen eine Gleichsetzung der Kriegsgefahr, die von den beiden Seiten der Blöcke ausging und so weiter; und hat da 63 Zeilen gestrichen, die das zu stark ausdrückten, zu direkt. Später haben mich manche westlichen Leser gefragt: Warum haben Sie das zugegeben? - Darüber konnte ich nur lachen, denn der Sprengstoff steckte in der Erzählung, und ich wollte die durchhaben. Und diese 63 Zeilen haben natürlich die Leute bei uns sofort aus der Westausgabe abgeschrieben, und die wurden natürlich verteilt, und jeder konnte die lesen. Aber die Erzählung, daß also dieses Troja sich von innen her vernichtete und selbst auflöste, indem es eben so einen Eumelos, ein solches Sicherheitssystem duldet und aufbaute und schließlich nicht anders als mit diesem absurden Sicherheitssystem noch leben konnte,- das hat in der DDR jeder verstanden, natürlich.

*Schock: Die Parallelen waren ja mit den Händen zu greifen (Wolf: Ja.), beispielsweise die Grenzdurchsuchungen, wie das geschildert wird. Das leuchtet mir sehr ein, daß das bei Ihnen Sprengstoff war.*

Wolf: Es sind ganze Dialoge drin, die „in Wirklichkeit“ stattgefunden haben. Und das hat in der DDR jeder verstanden, und in der DDR war es auch so, daß die Leser, die es sehr wohl verstanden, es mir, wenn sie mir schrieben, trotzdem so indirekt mitteilten, daß man sie darauf wiederum auch nicht festnageln konnte. Darüber war ich sehr froh, weil es Zeiten gab, in denen mir Leser zu offen schrieben. Und da alle Briefe geöffnet waren, die ich bekam, war mir das sehr unangenehm. Also wenn ich an andere schrieb, das konnte ich ja verantworten und machen, wie ich wollte. Aber ich konnte ja nicht jedem, der mir schreiben wollte, was ich nicht wußte, mitteilen: Sieh dich vor, die Briefe werden gelesen. Aber die Leser hatten mit der Zeit auch 'ne ganze Menge gelernt. Und das war schon ein ganz ulkiges Spiel. Während die westdeutschen Leser und Leserinnen vor allen Dingen sich auch auf jenen Kernbereich der Erzählung und der Vorlesungen bezogen, wo beide alles verstanden. Aber es gab daneben jeweils nach „links“ oder „rechts“ überhänge, in denen mehr die ostdeutschen oder DDR-Leser und in anderen Fällen mehr die westdeutschen verstanden. Das war für mich sehr interessant. War

eigentlich 'ne aufregende Geschichte.

*Schock: Daß man in der „Hauptabteilung Verlage“ oder beziehungsweise in dieser Abteilung, die für die Druckgenehmigung zuständig war, diese Sprengkraft der KASSANDRA nicht erkennen wollte, war das eher Feigheit oder war das eher Klugheit, Ihrer Meinung nach?*

Wolf: Ich glaube, daß es damals schon Klugheit war. Daß man also wartete, ob jemand „höheren Ortes“ es etwa verstand; dann hätte man sich immer noch dummstellen können und eine andere Interpretation liefern. Aber im Grunde, also in den letzten Jahren der DDR, war ja das Druckgenehmigungssystem in sich wie alles andere auch schon marode. Also es funktionierte nicht so richtig. Es griff nicht mehr so und wollte auch nicht mehr so richtig greifen. Man guckte, was können wir durchlassen, ohne daß wir selbst höheren Ortes in Gefahr geraten. Und das war mit diesem Buch so, das gab es auch bei Büchern von Christoph Hein oder bei Günter de Bruyn und so weiter. Das wußten wir ja auch. Wir probierten das ja auch jeweils immer aus, und da diese Bücher dann gleichzeitig im Westen erschienen, hatten wir ja ein ziemliches Betätigungsfeld, nicht?, wir hatten ein ziemliches Wirkungsfeld, wir konnten da eigentlich ganz schön manövrieren.

*Schock: Frau Wolf, woran arbeiten Sie zur Zeit?*

Wolf: An Plänen (lacht). Ich hatte schon lange vor dem Ende der DDR eine umfangreiche Sache in Plänen und in Notizen und Teilstücken angefangen, und ich hab 'ne große Menge Material da. Meine Schwierigkeit im Moment ist, welche Stücke ich aus dieser Fülle von Material zu welchem literarischen Stück herauschneiden und verarbeiten kann. Und im Moment bin ich ein wenig im Zweifel, weil mehrere Pläne sich mir aufdrängen, und ich weiß noch nicht genau, was ich zuerst machen werde, und auch, ob ich es kann. Also ich bin im Moment wieder in einem Status, als ob ich noch nie was geschrieben hätte. Und ich hab auch jetzt zwei Jahre lang nur kleine Sachen gemacht, Essays oder was für die Zeitung - eben „kleine Sachen“, und das ist jetzt eigentlich so ein Neuanfang. Der wäre jetzt fällig. Ich weiß im Moment wirklich nicht, ob ich den schaffe, und brauche dazu jetzt ein bißchen Ruhe, die uns natürlich nicht gegeben ist, aber ich versuch's mal.

*Schock: Ist das wieder ein historisches Thema?*

Wolf: Was nennen Sie „historisch“? - Nein, also nicht in dem Sinne etwa wie KASSANDRA oder

„Günderrode“ oder „Kleist“, nein, nein, es ist ein ganz naher Stoff.

*Schock: Zum Schluß noch eine Frage zu Ihrer Verlagssituation. Sie sind ja sozusagen geteilt worden nach der deutschen Einheit (Wolf (lacht): Ja) in zwei Verlage, Luchterhand und Aufbau-Verlag. Gibt es da Optionen von beiden für Ihr Werk?*

Wolf: Ja, es ist 'was Komisches eingetreten. In der Zeit, als Deutschland geteilt war, war ich ja Aufbau-Autorin, und die anderen Verlage, eben besonders natürlich Luchterhand, haben von Aufbau jeweils Lizenzen genommen von meinen Büchern. Und nun hat die Einheit ja sehr viel verändert im Verlagswesen, die meisten DDR-Verlage sind „abgewickelt“. In den noch existierenden Verlagen, wie zum Beispiel beim Aufbau, der wohl bleiben wird, sind höchstens ein Drittel der vorher Beschäftigten noch da. Ich hatte mich zu entscheiden mit meinen Rechten, wem ich die gebe, und habe, weil beide Verlage sie eigentlich brauchen, diese Rechte geteilt; also ich habe Aufbau einen Teil der Rechte gelassen, einen Teil der Rechte Luchterhand. Und Luchterhand, muß man ja wissen, war derjenige Verlag, der sich mit am meisten um DDR-Autoren gekümmert hatte, so lange es die DDR gab. Er hat also viele Lizenzen genommen von DDR-Verlagen, auch vom Aufbau, besonders vom Aufbau, und natürlich, in dem Moment, wo die Autoren jeweils nur noch einen deutschen Verlag brauchen, ist auch Luchterhand in Schwierigkeiten geraten. Darum habe ich meine Rechte geteilt; das heißt, nachdem Deutschland vereint ist, bin ich eine geteilte Autorin. Diese beiden Verlage bemühen sich um mich und kümmern sich um mich und würden sicher jeder von ihnen eine neue Sache, die ich machen würde, gerne drucken, aber da ich noch nichts Neues habe, habe ich darüber eigentlich noch nicht nachgedacht, wem ich das geben würde. Und es dauert auch noch 'ne Weile. Ich muß mir jetzt wirklich diese Zeit und die Ruhe selber geben, trotz des Druckes, der auf uns ausgeübt wird, daß nun endlich mal was Neues kommt, endlich mal der Roman der Wende, endlich mal - nach zwei Jahren. Ich habe KINDHEITSMUSTER geschrieben fünf- und zwanzig Jahre nach '45 - solange lebe ich nicht mehr, aber ein bißchen Zeit brauche ich schon noch.

# „Landschaften mit Büsten“

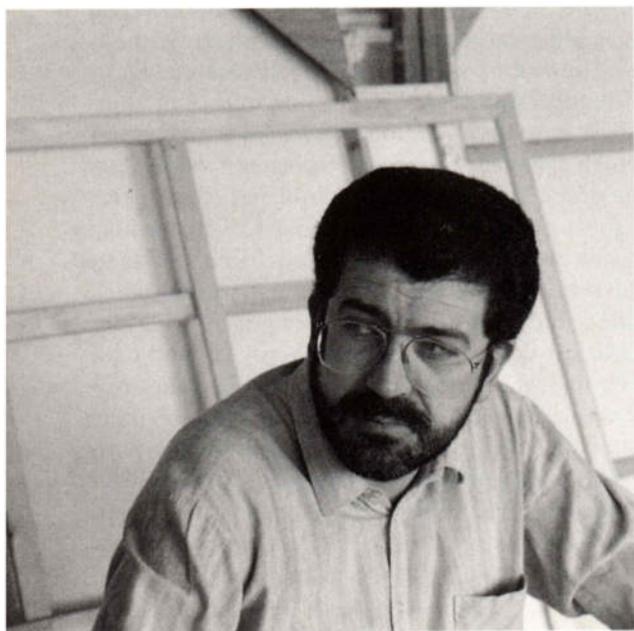
Die vier hier gezeigten Radierungen entstanden im Winter 1991/92 und gehören zu einem bisher unveröffentlichten Zyklus mit dem Arbeitstitel „Landschaften mit Büsten“. Das Plattenformat beträgt 35 x 24 cm.

## **Biographie:**

1956 geboren in Saarbrücken. **1976-1981** Studium der Bildenden Kunst an der Universität Mainz. **1981** Förderpreis der Internationalen Senefelder-Stiftung für Lithographie. **1982** Graphik-Preis der Wilhelm-Dröscher-Stiftung, Kirn. **1988** Sickingen-Preisträger für Malerei. **1988** Ramboux-Preis der Stadt Trier. **1991** Mainzer Kunstpreis Eisenturm.

**Einzelausstellungen:** **1981** Galerie Weinand-Bessoth, Saarbrücken / Universität Kaiserslautern / **1982** Galerie Gransche, Worms / Galerie Eins, Speyer / **1983** Städt. Galerie Mainz / Galerie Weinand-Bessoth, Saarbrücken / Galerie Palais Walderdorff, Trier / Galerie Dagmar Rehberg, Mainz / **1985** Kunstverein Neustadt / Galerie Weinand-Bessoth, Saarbrücken / **1987** Galerie Spectrum, Frankfurt / **1988** Galerie Weinand-Bessoth, Saarbrücken / **1989** Galerie Barbara Kippenberger, Köln / **1991** Museum Xylon, Schwetzingen / Galerie Palais Walderdorff, Trier / Galerie Weinand-Bessoth, Saarbrücken / Galerie Barbara Kippenberger, Köln / **1992** Galerie Dagmar Rehberg, Mainz / Galerie Art Communication, Berlin

**Ausstellungsbeteiligungen u. a.:** Saarland-Museum, Saarbrücken / Kunstpalast, Düsseldorf / Klingspor-Museum, Offenbach / Museum Marl / Pfalzgalerie Kaiserslautern / Ludwig-Hack-Museum, Ludwigshafen / Städt. Galerie, Mainz / Stadtgalerie, Saarbrücken / 8. Internationale Triennale der Druckgraphik, Frechen / Galerie Wild, Frankfurt / Galerie Johannes Schilling, Köln











# Das Festival der kleinen Geister

## Max-Ophüls-Preis 1992

Von Michael Höfner

**Der Reporter einer großen deutschen Tageszeitung konnte gar nicht darüber lachen. Das Hotel hatte sein Zimmer nicht unter seinem eigenen Namen reserviert, bei der Ankunft wurde er vielmehr als Herr Ophüls begrüßt.**

**Repräsentativ für die Saarbrücker und ihre Filmkenntnisse ist das nicht. Nach wie vor sind viele begeistert von „ihrem“ Festival Max-Ophüls-Preis, ziehen wie die Lemminge von Kino zu Kino. Doch man ist zwar kino-, aber nicht filmbegeistert. Motto: Auf der Suche nach dem einigermaßen erträglichen Film.**

Auch 1992 zeigt sich wieder, daß dem deutschen Film nicht durch ein Nachwuchsfestival zu helfen ist. Seit Jahren wird das Filmangebot bei Ophüls immer schlechter. Der filmische Blöd- und Schwachsinn dieses Landes präsentiert sich in Konzentration. Wohl trägt das Festival den Namen der Landeshauptstadt in alle Welt. In den Zeitungen Europas, von Bilbao bis Brest-Litowsk, liest man von Ophüls, sehr schmeichelhaft sind die Resultate jedoch nicht. Zu Recht. Allgemein wird Ophüls als ein Festival des Mangels erkannt, auch die Kritiker suchen gute Filme wie die Stecknadel im Heuhaufen, stechen sich dabei jedoch nur die Finger wund und ärgern sich natürlich. So wird die erhoffte PR-Wirkung für die Stadt mehr und mehr zur Antipropaganda. Saarbrücken? Sic tacuisses ...

Dabei spricht eigentlich erst einmal wenig gegen Ophüls. Das Festival ist intim, die Stimmung gut, die Sonne strahlt, Oskars Champagner perlt. Die Fachwelt ist unter sich, jeder trifft ständig jeden. Jedoch: wenn nicht immer diese Filme wären.

Standardsätze: „Hast Du schon ... gesehen? – „Oh Gott, der war ja auch ganz entsetzlich ...“

Ophüls ist schwer krank. Die Presse wird auch weiterhin nach Saarbrücken strömen, solange die Stadt bezahlt. Das Publikum jedoch wird eines Tages ganz wegbleiben. Wer wird sich noch interessieren für die kleinen Geister, die sich als Regisseure ausgeben, die ihre faden Filmchen herunterrotzen und nachher den Zuschauern vorhalten können, diese seien ja eh zu dumm.

Ophüls leidet an den unsäglichen Berliner Hochschulfilmen, in denen seit Jahren Kreuzberger U-Bahnen das Bild queren, das Ganze mit pseudo-

avantgardistischen Sprüchen (nicht etwa Dialogen, diese gesellschaftliche Stufe haben wir ja hinter uns!) belegt (Beispiel 1992: DIE FLIEGENDEN KINDER von Thorsten Fischer). Ophüls leidet aber genauso an dem unsäglichen Münchner Hochschulfilm, dessen einziges Ziel es zu sein scheint, Hollywood zu imitieren. Je teurer, je besser. Wir warten auf den Abschlußfilm in Cinemascope.

## Ophüls lebt – in Europa

Ophüls lebt paradoxerweise nur da, wo sich ein Film in dem vielbemühten europäischen Rahmen bewegt. Warum kommen seit Jahren die besten „deutschen“ Nachwuchsfilme aus Österreich (auch wenn es 1992 ausnahmsweise nicht so war)? Oder aus der Schweiz? Warum entstand der stilsicherste „deutsche“ Film des Festivals (Kai Wessels SOMMERALBUM) in Litauen? Oder besser gefragt, warum eigentlich nicht?

Warum soll Ophüls kein Festival des europäischen Nachwuchsfilms werden, wie es 1992 andiskutiert wurde? (Wobei dann auch ein für allemal das leidige Definitionsproblem, was ein Nachwuchsfilm ist, geklärt werden könnte. Peter Kern etwa (GOSSENKIND) ist, obwohl er nur drei Filme gedreht hat, kein Nachwuchsfilmemacher.) Mit dem deutschen/deutschsprachigen Nachwuchsfilm wird man in absehbarer Zeit nicht einmal mehr Enthusiasten und Claqueure ins Kino locken können. Nach dem Verschwinden der DDR gibt es auch in dieser Richtung („filmisches Ausland“) nichts mehr zu entdecken. Und als Ort für Vorstarts (wie im Fall von Jodie Fosters WUNDERKIND TATE) sollte sich ein städtisch finanziertes Festival nicht mißbrauchen lassen. Was liegt also näher, als den Weg zu gehen, den der große Namensgeber nach 1933 notgedrungen gehen mußte, nämlich den Weg nach Europa?

Finanzierungsfragen lassen sich klären, Fremdsprachen sollten in dieser Region kein Hindernis sein. Saarbrücken muß sich entscheiden. Entweder man veranstaltet ein Festival des schlechtesten Films, oder man überschreitet die Grenzen. Oder man gibt das Festival auf.

## Von der Professionalität

Reden wir noch einmal von den real existierenden Verhältnissen. Warum wird der Festivalbesu-

cher von morgens bis abends genervt von Bettina Bayerls Trailer mit den unrhythmisch zappelnden Beinen, wie es Hans Horch an dieser Stelle schon 1990 beklagte? Warum ist der Ton dabei so schrill, daß man sich die Ohren zuhalten möchte? Warum brummt in der „Camera 1“ der Dimmer während der Projektion, und warum darf der Vorführer erklären, das sei schon seit Jahren so?

Das Stichwort heißt Professionalität. Vor allem das Vorführpersonal scheint davon noch nichts gehört zu haben. Einen Mono-Film zeigt man ganz einfach nicht in Dolby-Stereo, nur weil das Kino Dolby hat. Die Begrenzungswände stellt man vor der Projektion ein und nicht während derselben. Das Bildfenster wählt man vor der Vorführung und nicht, nachdem der Film 15 Minuten im falschen Format gelaufen ist.

Oder: Warum wird ein Regisseur bei seiner An-

kunft nicht begrüßt, sondern nur knapp angeherrscht, er möge sich gefälligst darum kümmern, daß die Kopie seines Films gefunden werde? Ist auch das noch saarländischer Charme?

Ein anderer wunder Punkt: die „Filmparty“. Beginn: 20 Uhr, aber pünktlich! Die tausendköpfige Menge hat sich versammelt, wartet. Nach langer Zeit taucht ein Mensch mit Mikrofon auf, verkündet baldigen Beginn. Inzwischen müssen Stunden vergangen sein. Der Hallengastronom frohlockt ob der verkauften Getränkemengen. Da – Bewegung auf der Bühne. Sollte wirklich ...? „Nein, wir suchen nur die Jury. Ist jemand von der Jury im Saal?“ Schließlich erbarmt sich der Oberbürgermeister und moderiert die Preisverleihung.

Noch immer erträgt das Saarbrücker Publikum solche Zustände. Noch

## „Sie haben uns gerade noch gefehlt“

### Kurt Josef Schildknechts erste „Halbzeit“ am Saarländischen Staatstheater

Von Angela Fitz und Juliane Kuhn

Tritt ein neuer Intendant an, ändert sich meistens fast alles – das ist traditionellerweise Aufgabe und Programm eines Wechsels an deutschsprachigen Bühnen. Neue Besen kehren besser.

So auch am Saarländischen Staatstheater Saarbrücken: Zwei Jahre lang kündigte sich der Wechsel sachte unter Interimsintendant Martin Peleikis an. Künstler verschwanden in der Versenkung, neue Gesichter tauchten auf. Das Spiel plätscherte so vor sich hin. Die Neugier für einen neuen Auftakt mit Kurt Josef Schildknecht war geweckt.

Die Spielzeit 1991/92 rollte auch mit hohen Wellen heran – und alle spielten gerne mit: Inter-

views in der regionalen Presse, im regionalen Fernsehen; gut besuchte Voraufführungen im Theaterzelt vorm Großen Haus; und ein auffällig werbefachmännisches Outfit, auf Einheitlichkeit und Wiedererkennbarkeit angelegt, war präsent – angefangen von beflaggten Spielstätten bis hin zu den Programmheften. Zudem machten – wenigstens in Saarbrücken – überall flotte Plakat-Sprüche an: „Sie haben uns gerade noch gefehlt“ oder „Nur keine Komplexe“ oder auch prosaischer „Jeder Hengst kriegt seine Stute. Alles Gute!“ In der restlichen Bundesrepublik mag solch zeitgeistige corporate identity verbreitet sein, in Saarbrücken jedenfalls wirkte sie neu.

„Woher kommen wir – wo sind wir – wohin gehen wir“, mit diesen Fragen warb dann auch nicht die alljährliche Esoterik-Messe in Saarbrücken, sondern programmatisch das Spielzeitheft des Staatstheaters für 1991/92. Ja, woher kamen sie? Viele der Neuen hat es aus dem Land der Berge und der Seen ins Land der Hütten und radelnden Kommissare gezogen: So den Intendanten Kurt Josef Schildknecht, der neun Jahre als Oberspielleiter in Graz weilte, so einige aus der Dramaturgie, so einige Schauspieler. Die neue Ballettchefin Birgit Scherzer hingegen kam von der Komischen Oper Berlin. Der Oberspielleiter, Gerhard Weber, war zuvor als fester Regisseur an den Städtischen Bühnen Krefeld-Mönchengladbach beschäftigt, nachdem er unter anderem in den siebziger Jahren Regieassistent von Claus Peymann gewesen war. Jun Märkl, Saarbrückens neuer GMD, arbeitete zuvor als Erster Kapellmeister am Staatstheater Darmstadt und am Nationaltheater Mannheim, wo er auch als Stellvertretender GMD engagiert war. Nur Cali Cortbus, Erste Kapellmeisterin am Staatstheater, war dem Publikum bereits bekannt, da sie schon 1990/91 vom Niedersächsischen Staatstheater hierher wechselte. Personell waren damit die Weichen gestellt.

Erstaunlich aber, wie schnell sich diese neue Truppe auf ihr neues Umfeld einstellte. Denn auch regionale Bezüge schienen bei der Konzeption des Schauspielplans eine Rolle gespielt zu haben.

So kämpft man ja zum Beispiel seit einigen Jahren an der Saar mit zwei großen Problemen: Stahlkrise und Arbeitslosigkeit. Peter Turrinis „Die Minderleister“ behandelt beide. Selten hat ein Schauspiel so drastisch die Folgen der Arbeitslosigkeit auf einen Punkt gebracht. Denn der Arbeiter verlor hier nicht nur seine Stellung und fiel nach und nach aus seinem sozialen Netz, da er seine Kumpels als „Minderleister“ zu denunzieren hatte, sondern vereinsamt versumpfte er tagtäglich vorm Porno-Video. Und auch seine Frau hatte nichts Besseres zu tun, als sich für Pornos zu verdingen. Eine harte, einseitige Deutung, die Turrini da vorgab. Die Inszenierung von Gerhard Weber glich sich gekonnt dem Ton von Turrinis Text an. Seine expressiven, grotesk-komischen Überzeichnungen unterliefen immer wieder jene einseitige Klischerung. Die zum Text kongenial angelegte Inszenierung lieferte damit Stoff genug für Empörung und Diskussion.

Als zweites „Saarlandthema“ wählte man den im



Saarland lebenden Lyriker Johannes Kühn. Drei Einakter von ihm aus den Jahren 1965 bis 1971 wurden unter dem Titel „Geigenmensch“ uraufgeführt. War damit ein Versäumnis der letzten zwanzig Theaterjahre in Saarbrücken wiedergutmacht? Geht man von den Stücken aus, so ist dies eindeutig zu verneinen. Kühns Einakter erwiesen sich als recht unausgeglichene, fragmentarische, ja zum Teil sogar unverständliche Versuche, deren bester Teil der Epilog – eben ein Gedicht – war. Trotzdem war es sinnig, Kühn zu spielen, da mit der Uraufführung sowie der dazu veranstalteten Diskussionsrunde die saarländischen Mythenbildungen und Selbstdarstellungen um Johannes Kühn bestens zutage traten. Für eine kurze Weile „kühte“ es ganz erheblich in Saarbrücken.

Die nächste Hinwendung zum Saarland begegnete uns in sprachlichen Akzentuierungen. Im neuen Outfit des Saarländischen Staatstheaters umrahmen SAAR und THEATER den STAAT, so daß auch hier der regionale Bezug sofort ins Auge springt. Zudem veränderte die Dramaturgie in einigen Stücken den Text eklatant. Molières „Geiziger“ hat, weil er alles auch vom Mund abspart, eben nicht „gudd gess“. Und die neue Freundin eines jener softiger Männer in der Komödie „Butterbrot“ von Gabriel Barylli kommt ausgerechnet aus Dillingen. Solche regionalen Bezüge hörte man noch häufiger. Sie lassen sich nur mit einem Wort charakterisieren: platt. Doch bezeichnenderweise hatte man hier die Lacher des Publikums sicher.

Doch wohin gingen sie außerdem mit uns, die Neuen? Das Spielzeitheft erläuterte sehr ernsthaft: „Mit den Klassikern wollen wir die Wurzeln unserer Gegenwart untersuchen, Stücke heutiger Autoren sollen die Zeit, in der wir leben, spiegeln, Anstoß geben, Alternativen für eine mögliche Zukunft entwickeln. Die Eröffnung mit ‚Ödipus/Antigone‘ von Sophokles im Staatstheater und mit ‚Die Minderleister‘ von Peter Turrini in der Alten Feuerwache unterstreicht diesen Gedanken. – Verdis ‚Aida‘ und Bernsteins ‚West Side Story‘ stehen in demselben Spannungsverhältnis.“ Also doch ‚back to the roots‘, ‚erkenne dich selbst‘ und ‚blick in die Zu-

kunft' als altbewährtes Rezept? Das klingt aber verdächtig nach Ausgewogenheit und Symmetrie. Der Spielplan bestätigte denn auch mehrere Möglichkeiten solcher ‚Dialektik‘: Hier ganz einfach Klassik – und dort sehr zeitgenössische Autoren; hier eine betont saarländische Note – dort der gesuchte überregionale Anschluß mit Uraufführungen und deutschen Erstaufführungen, so mit Birgit Scherzers gelungener Vertanzung von Mozarts „Requiem“!! (UA), so mit André Laportes Oper zu Kafkas Roman „Das Schloß“ (DE), so die Einakter von Johannes Kühn, so die noch angekündigten Stücke „Lola Montez“ nach Max Ophüls (UA) und „Strand der Befreiung“ von Roland Fichet (DE) beim Schauspiel. Was fällt hier auf? Der theatrale Mittelbau – die sogenannte klassische Moderne – fehlt völlig. Ein Drang nach draußen, in die Feuilletons großer Blätter, ist unverkennbar. Denn vor allem mit dramatischen Neuheiten, sprich solchen DE's und UA's, kann ein Theater einer Mittelstadt heutzutage locken.

Daneben fand man auch nette Unterhaltung. Zum einen gab es die vielen kleinen „Artnal Specials“, gemischt aus Liederabend, Klamotte, Kabarett und Konzert, eine gelungene Zugabe. Zum anderen verstärkten zwei Musicals, eine Komödie und eine Revue im Schauspielbereich diesen Trend zu leichter Kost. Dabei waren die „West Side Story“, „Der kleine Horrorladen“ und „Butterbrot“ handwerklich saubere Arbeiten: flott, amüsant und somit auch die Renner der Saison. Zwar mehr als kritischer Beitrag vom Regisseur Holger Schultze intendiert, reihte sich die Revue „Nur Kinder, Küche, Kirche/Macho, Macho, Macho“ in diese erfolgreiche Richtung ein. Die vier ausgewählten Szenen aus den Frauenmonologen „Nur Kinder, Küche, Kirche“ von Dario Fo und Franca Rame, die in den siebziger Jahren entstanden und typische Unterdrückungsformen der Frau karikierten, wirkten plakativ revolutionär und paßten kaum zum zweiten Teil des Abends. Mit diversen Songs und Schlagern – von Freddy Quinn bis Bert Brecht oder Marius Müller-Westernhagen – sollten sich dort Frauen über die ach so männlichen Männer lustig machen. Die aufmüpfigen Machas präsentierten dabei gekonnt mehr Bein und Po als emanzipierte Ansichten. Das gefiel vor allem den Männern.

Mit seinem „Ödipus/Antigone“-Projekt versuchte der Intendant selbst der klassischen Richtung einen Akzent zu geben. Gleich drei Klassiker von So-

phokles kamen an einem Abend zur Geltung. „König Ödipus“ erzählte, daß bereits in der mythischen Archaik Pathos hohl klingt und sich hinter Masken und auf Kothurnen nur Popanze bewegen. Danach umgaben den sehr stark gekürzten „Ödipus auf Kolonos“ nur edle Einfalt, stille Größe und viel Langeweile. Eine mit Brachialgewalt modernisierte, rockig-poppige und in den Jargon der Jugend übertragene „Antigone“ folgte, ohne dadurch mehr zu sagen. Doch zu oberlehrerhaft wies der Zeigefinger des Regisseurs hier auf die Aktualität der Mythen und tötete damit den Mythos. Übrig blieb der darstellerische Kraftakt.

Was der eine zuviel wollte, machte ein anderer zu wenig: Molières klassische Komödie „Der Geizige“ war ihrem Regisseur, Detlef Jacobsen, nicht mehr als eine fade Posse. Die erotische Beziehung des Geizigen zu seinem vielen Geld kam einzig im eindrucksvollen Schlußbild heraus: Der Geizige wäscht sich liebevoll mit seinen Münzen. Damit ist der bisherige Tiefpunkt der Saison genannt.

Das Rennen unter den großen Klassikern machte Shakespeares Komödie „Ein Sommernachts Traum“, wiederum inszeniert von Gerhard Weber. In der Alten Feuerwache erwartete den Zuschauer eine Zirkusmanege: er erlebte den Sommernachts Traum um ein Spiel im Spiel vermehrt. Und so stellte sich das Verwirrspiel im Feenreich von Oberon und Titania, am Hofe von Theseus und Hippolytas, bei der Handwerkergruppe mit ihrer Aufführung von Ovids Liebesdrama „Pyramus und Thisbe“ ganz von selbst als falsche Show, als derber Witz von Schein und Sein, als süßer Traum heraus. Das Theater vertraute zu Recht seinen eigenen Mitteln.

Weitere Höhepunkte lagen bei den Stücken zeitgenössischer Autoren, zum Beispiel bei „Schuldig geboren“, einer Dramatisierung einiger Interviews von Peter Sichrovsky mit Kindern aus Nazifamilien. Diese Inszenierung von Detlef Jacobsen zeigte nun bewegend, welche Kraft in der Kargheit von Worten und Gesten liegen kann. Die verzweifelten Versuche der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und Gegenwart der eigenen Eltern inszenierte er auf einer bis auf einige Stühle leergebliebenen, weißen Bühne. Der Zuschauer konnte sich in kein Bild flüchten, ihm wurde auch keine aufgezungen. Die fünf Darsteller/innen überzeugten schauspielerisch. Was wiederum zeigte, daß eine Produktion, die nur mit Schauspielschüler/innen der Musikhochschule des Saarlandes besetzt wurde,



### Peter Turrini: „Die Minderleister“

eine gelungene Neuerung im Theater-Abonnement sein kann.

Mit „Jubiläum“ von George Tabori setzte das Staatstheater noch einmal eine Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit auf den Spielplan, hier jetzt am Beispiel des Antisemitismus unserer Gegenwart. Während jedoch in „Schuldig geboren“ die Bekenntnisse betroffen machten, lähmte dieses Stück eher den Willen zu eindringlicher Konzentration. Die viel zu vielen Geschichten aus dem KZ-Alltag verselbständigten sich ohne gegenseitige Durchdringung. Dies lag mehr am Stücktext selbst, weniger an der Inszenierung Engelbert Glocks. Dem Regisseur gelang es immerhin, den Figuren ein individuelles Profil zu verleihen. Besonders Isabella Archan als Spastikerin Mitzi stach hervor.

Das Einmannstück „Servus Mama“ von Josef Suttner alias Felix Römer portraitierte hingegen einen Mutter-Sohn-Konflikt. Im Wechsel zwischen den Rollen Mutter-Sohn zeigte Römer subtile Demütigungen, ungebrochene Abhängigkeit und erneuten Selbstbetrug: so konnte er die ganze Palette seiner Verwandlungsfähigkeit entfalten.

Überhaupt fielen unter den Schauspielern einige der Neuen auf. So noch Eberhard Peiker als clownender Shakespeare in Turrinis „Minderleistern“, Helmut Volle als verliebter Esel im „Sommernachts Traum“. Den älteren Ensemblemitgliedern machte man es hier schwer, agierten sie doch vorwiegend in der zweiten Reihe. Oder man sah sie überhaupt kaum. Nur Ilse Christine Weber in ihrer Rolle als „Mama Hexe“ in einem der Fo/Rame-Monologe konnte Bandbreiten ihres Könnens zeigen.

Schön hingegen eine weitere Neuerung für die Grenzstadt Saarbrücken: Das Staatstheater führte ein „Abo français“ ein – quasi als Ergänzung zu den traditionellen und alljährlichen „Perspectives du

théâtre“ in Saarbrücken – und führte vor allem zeitgenössisches französisches Theater vor: Stücke von Philipp Mercier, Jean-Louis Bauer, Joel Juoanneau. Oder aber, wer hatte schon die Gelegenheit, den bekannten Schauspieler Roland Terzieff zu sehen? Diskussionsveranstaltungen, genannt „Staatstheater Podium“, bereicherten das Theaterprogramm. Eine jeweils neu zusammengestellte Gesprächsrunde diskutierte regelmäßig aktuelle Themen vor dem Hintergrund aufgeführter Stücke. Jedoch, denkt man an diverse „Extra nach Zehns“ und ebensolche Diskussionsveranstaltungen aus den Jahren unter Schauspielregisseur Lothar Trautmann, so ist dies nicht so neu! Was hat sich also verändert?

Mit den vielen UA's und DE's suchte man bewußt die Flucht nach vorn, den Anschluß ans überregionale Theatergeschehen. Zumindest die große deutsche Presse belohnte das – wenn auch nicht immer zustimmend – mit mehr Aufmerksamkeit als früher. Mit dem „Abo français“, dem „Annual Spezial“ und dem „Staatstheater Podium“ schmückte man das Programm im kleinen geschickt aus. Und mit einem soliden Anteil an Unterhaltlichem im Spielplan sicherte man sich genügend ab. Wobei noch zu loben ist, daß die Zeiten allzu leichter Operettenmusik in Saarbrücken vorbei zu sein scheinen. Aber: Theater müssen ja heutzutage mehr denn je in Auslastungszahlen denken. Und so nahm auch der Spielplan Kurt Josef Schildknechts darauf Rücksicht, wobei er insgesamt konsequenter, akzentuierter und nicht zuletzt ehrgeiziger und gestylter war als in den Jahren zuvor. Wenn jetzt noch das, was allein bei Turrinis „Minderleistern“ zu erkennen war, weiter verfolgt würde, nämlich mehr Schrilles und Provokatives gewagt würde, dann könnten wir wirklich sagen: „Sie haben uns gerade noch gefehlt“, Herr Schildknecht!

# Kino in Saarbrücken

## Weshalb vieles ziemlich im Argen liegt und Sie trotzdem hingehen sollten

Von Achim Huber

Filme haben die schöne Eigenart, daß, egal wer sie macht, sie immer eine sichtbare Kunst sind. Weil man Filme sieht und hört und weil es eine Handlung gibt, die - in welchem entfernten Sinn auch immer - etwas mit dem wirklichen Leben zu tun haben kann, entfalten sie seit fast hundert Jahren eine erstaunliche Wirkung. Wie sonst nur noch die Populär-Musik die Körper in Bewegung bringt, so ist der Film die einzige der Künste, die es schafft, massenhaft Wirkungen in den Köpfen zu erzeugen oder wenigstens Spuren zu hinterlassen. Spielfilme bilden Wirklichkeit ab, führen politische, kulturelle, modische Verhaltensmuster und Zeitströmungen vor und sind selbst daran beteiligt, diese hervorzu- bringen: Filme machen Realität... Ob als Kunstwerk, Kolportage oder - in einigen der derzeit avanciertesten Werke - beides, sind sie daran beteiligt, nicht nur die allgemeine Vergnügungssucht zu befriedigen, sondern als Medium einer Verständigung zu dienen, Selbstverständnisse und Stile (mit) zu entwickeln.

Für mich zum Beispiel endeten damals die siebziger Jahre im Kino schon 1976 mit Wim Wenders' Film *Im Lauf der Zeit*. Zwei Männer, die sich zufällig begegnen, fahren zusammen in einem zur Reparaturwerkstatt für Kinoprojektoren umgebauten LKW entlang der deutsch-deutschen Grenze - das ist das Exposé. Der eine der beiden wirkt von heute aus betrachtet manchmal schon wie die Vorwegnahme einer der zynisch-intellektuellen Botho-Strauß-Gestalten aus dem Berlin der 80er, der andere könnte, wäre er nicht so eigenbrötlerisch, als technisch versierter Aussteiger auch eine Landkommune gegründet haben oder als sachverständiger Laie für die ersten Anti-AKW-Flugblätter tätig werden. Es ist also ein Roadmovie und es geht um Lebensgeschichten und um Lebensentwürfe. Das ganze, in seiner ungewohnten Mischung aus coolness und Resten des damals üblichen Betroffenheitscodes, wirkte jedoch sehr unpräzise und kam in einer ziemlich amerikanischen Filmsprache daher. Frauen kommen nur am Rande vor, spielen aber natürlich irgendwie doch eine Hauptrolle. Also insgesamt eine für den verwirrten Zwanzigjährigen vielleicht eher ungesunde Mischung.

Es geht außerdem ums Kino. Die Reise führt durch die Dorf- und Kleinstadtkinos, in denen gerade das Ende einer Epoche besiegelt wird. Selbst das Nachspielen der Erstaufführungen lohnt nicht mehr, die nächste Mittelpunktstadt zieht alle kultu-

relle Aktivität an sich, einzig das Abspielen von billigen Sexfilmen verheißt noch ein Geschäft. ...Und einmal wird einem gleichgültigen Vorführer (und dem aufmerksamen Publikum) eine nützliche kleine Apparatur gezeigt - das Malteserkreuz -, die dafür sorgt, daß aus 24 einzelnen Bildern wirklich jede Sekunde eine bewegte Illusion im Kopf erzeugt wird. - Natürlich hat der Film Überlänge und ist in schwarz-weiß gedreht.

So ist die Situation. Wer auf dem Land lebt, muß in die nächste Stadt. Wer in Deutschland nicht in einer der sogenannten Metropolen wohnt, wird aber auch nicht unbedingt zufrieden sein. Wer alte Filme, oft erwähnte, nie gesehene Filme, brandneue Filme oder schlicht „gute Filme“ sehen will, wird immer mal wieder enttäuscht feststellen, daß das örtliche Angebot dem nicht ganz gerecht wird. - Die Schuldigen sind dann schnell gefunden. Wollen die Kinobesitzer eigentlich nur absahnen? Geht es nur noch um den Massengeschmack? Interessiert sich hier niemand für die Filmkunst? - Mit denjenigen, die noch nicht so ganz sicher sind, ob sie alle drei Fragen mit einem einfachen Ja beantworten wollen, verlassen wir für einen Moment das kleine Saarland.

## The Color Of Money – Der Weltmarkt...

Das örtliche und regionale Filmangebot läßt sich nur beurteilen, wenn man nicht ganz ignoriert, welche wirtschaftlichen Bedingungen den Kinobetrieb bestimmen. Darüber, welche Filme, wann, wo und wie lange zu sehen sind, wird heute vielleicht nichteinmal mehr zuallererst in den Studios in Hollywood und den Büros der großen Companies in Los Angeles bestimmt. (Erst weiter hinten in der Kette bis zum Endverbraucher kommen dann die nationalen Verleih(ableger, wohlgemerkt erst einmal die Großen.) Produktion, Vertrieb und schließlich Konsum der Ware Film spielen sich heute in ökonomischen Dimensionen ab, gegen die das Haushaltsvolumen eines kleinen Bundeslandes bescheiden wirkt, der Kulturetat der dazugehörigen Landeshauptstadt gerade mal als Handgeld für Komparsen durchgehen kann. - Und es geht um harte Dollars. 1990 war die Hälfte aller Filme, die in Deutschland in die Kinos kamen, US-amerikanische Produktionen. Fast 80% des deutschen Verleihumsatzes wurden mit Filmen aus den USA ge-



macht; insgesamt belief sich der hiesige Umsatz auf rund 350 Millionen DM. Die Zahl ist interessant, wenn man vergleicht, daß alleine der Film Terminator 2 (für die Gebildeten unter den Verächtern: Arnold Schwarzenegger als Androide aus dem Jahr 2029 - US-Start Juli 1991) in den USA inzwischen wahrscheinlich mehr Geld an den Kinokassen eingespielt hat. Die sieben erfolgreichsten Filme hatten 1991 dort zusammen ein Einspielergebnis von fast einer Milliarde Dollar!

Die Verwertung einer Großproduktion erfolgt mit generalstabsmäßiger Zeitplanung, multimedial wird die Werbung in die Köpfe geklopft, mit hunderten von Kopien wird der Film in die Kinolandschaft gedrückt. (Nochmal als Beispiel der Terminator 2, der mit 566 Kopien in Deutschland startete; im Saarland waren es 13, in der Woche nach dem Start kamen nochmal zwei dazu.) Inzwischen ist es keine Ausnahme mehr, wenn ein halbes Dutzend Filme gleichzeitig die Hälfte aller bundesdeutschen Kinos besetzt. Die Großverleiher bestimmen Starttermine und Einsatzzeiten, beschränken damit die Kinokapazitäten für Filme, die geringere Besucherzahlen erwarten lassen oder von Kleinverleihen vertrieben werden. Kinobesitzer lassen sich auf sogenannte Blockbuchungen ein, um dabei zu sein, wenn Ostern oder Weihnachten der neue Renner

kommt. In der Großstadt läuft dann eben in fünf Kinos derselbe Film und endlich kann man gelegentlich in Völklingen nur wenig zeitversetzt genau das gleiche sehen wie in Paris, Pittsburgh und (demnächst) Peking. - Kultur auf Weltmarktniveau.

### ... und die Heimat

Schluß mit dem Lamentieren! Haben wir das nicht genauso gewollt? Finden gerade Sie es nicht auch nett, wenn im UT-Kino oder in der Camera mal ein preview vor dem Bundesstart des Films läuft und man sich echt großstadtmäßig fühlt? (Sie merken, wir sind wieder zuhause!) Und ist es nicht für alle, die keine fanatischen Kinogänger sind, besser, sich dann für oder gegen einen Film entscheiden zu können, wenn die überregionalen Kritiken und eben auch die Werbung noch in Erinnerung sind? - Schwierige Fragen. Die Konzentration des Kulturbetriebes auf die Städte, die zunehmende Synchronisation kultureller Ereignisse und das Bedürfnis nach ständig wechselnder Angebotsvielfalt sind nun wirklich keine neuen Phänomene und beschränken sich nicht auf das Kino. Das vielbeklagte Kinosterben - in den 50er Jahren gab es im Saarland einmal 220 Kinos, Ende der 70er waren es

noch knappe 100, heute existieren noch 64 - ist inzwischen abgeschlossen, auf dem Land nicht mehr umkehrbar und nur in städtischen Bereichen deutet sich eine Wende an. Die Zwiespältigkeit solcher zentralisierenden Entwicklungen ist ein eher marginaler Ausdruck moderner Lebensverhältnisse. Auch die im folgenden bisweilen geäußerte Kritik, die das hiesige Angebot genau an diesen Gesichtspunkten einer vereinheitlichten (Kino)Kultur mißt, unterliegt unausweichlich diesem Zwiespalt - man muß ihn eben im Hinterkopf behalten.

Wir beschränken uns also im weiteren auf die Saarbrücker Spielstätten und nehmen dazu die Kinowerkstatt in St. Ingbert. Es gibt zwar im Saarland noch einige Kinos und kommunale Einrichtungen, die gelegentlich anderes als den Einheitsbrei der Erfolgsfilme zeigen, aber sie können kein nur annähernd vergleichbares Programm bieten. Einerseits handelt es sich damit um die typische Konstellation: Großstadt und abhängiges Umland. Wie so oft ist allerdings im Saarland alles doch noch mal ein wenig anders. Bedingt durch die politische Situation nach dem Krieg bildete sich eine besondere Verleihstruktur heraus. Bis in die fünfziger Jahre gab es zunächst mehrere konkurrierende Verleiher, die aus dem Ausland Bundesrepublik Filme importierten. Von ihnen überlebte die Saarfilm Union, deren heutiger Nachfolger unter neuem Besitzer die Saarfilm Verleihagentur und Filmtheaterbetriebe GmbH ist. Sie dominiert heute das saarländische Verleihgeschäft und hat Kooperationsverträge mit zwei der ganz großen Verleiher, Columbia und UIP, sowie einigen der kleineren. Und sie betreibt alle kommerziellen Kinos in Saarbrücken, also Passage, die Scala- und UT-Centers und - über ihre Tochtergesellschaft Studio-Kino GmbH - die Camera-Kinos. Damit ist hier eine Struktur schon beständig etabliert, die im deutschen Kinogeschäft eine noch nicht abgeschlossene Entwicklung ist: Verleiher werden Kino(ketten)besitzer, erfolgreiche Kinobesitzer gründen ihren eigenen Verleih - die Distributions- und die Konsumbedingungen werden bundesweit überwiegend von einer Handvoll Unternehmen bestimmt. Auf einige Folgen einer solchen Dominanz in der Region kommen wir noch zurück.

## Der Monopolist ...

Hier bei der Saarfilm wird - wie man mir nach zwei blöden Fragen gleich bedeutet - streng betriebswirtschaftlich gedacht. Filme müssen nunmal ausgewertet werden - und der Ausdruck ist genau zu verstehen: als Verwertung des Produkts unter strenger Auswertung der Ergebnisse seines (extrem kurzfristig beobachteten) Erfolges auf dem Markt. Was von Donnerstag bis Sonntag nicht läuft, fliegt entweder zum nächsten Programmwechsel ganz raus oder wandert - weil mit dem Verleih eine längere Abnahme vereinbart worden ist - in einen der kleineren (und unattraktiveren) Säle, je nachdem auch wie weit der Film unter den Erwartungen liegt und wie das Angebot an anderen Produktionen eingeschätzt wird. Auf die gleiche Weise wird entschieden, ob und wann Filme von Verleihern, mit denen keine Kooperation besteht, gezeigt werden.

Nicht daß den Leuten hier Filme piepegal wären: Wenn Thelma & Louise flopt, ist man nicht nur wegen des unerwarteten Mißerfolgs enttäuscht, sondern auch weil das „ein runder, schöner Film“ ist. Wenn nach Harry meets Sally mit 37 Wochen Spielzeit und Pretty Woman (38 Wochen) nun The Silence of the Lambs gerade in die 48. Woche geht, freut man sich daran auch, weil es doch wirklich ein qualitativ hochklassiger Thriller sei. Aber bei meiner naiv-euphorischen Nachfrage, ob der denn nun die 52 Wochen schaffen wird, holt man mich schnell wieder auf den Boden der Tatsachen zurück. Man ist zwar bereit, bestimmte Filme zu „pflegen“, jedoch wird hier niemand den gespitzten Bleistift aus der Hand legen.

## ... und sein Programm kino

Allgemein scheint jedoch in Saarbrückens Kinokreisen die Ansicht zu bestehen, daß das quasi-Monopol der Saarfilm sowohl Vor- als auch Nachteile mit sich bringt. In den beiden Camera-Kinos, seit 1977 an der Berliner Promenade, läßt sich das gegeneinander abwägen. Die Stadt hat aufgrund einer Abmachung mit der Saarfilm-Tochter Studio-Kino einen beschränkten Einfluß auf das Programm: zum einen gibt es ein subventioniertes Kinder- und Jugendprogramm und die VHS-Vorstellungen, desweiteren ist man an der Programmerstellung beteiligt und versucht, Einfluß auf dessen Qualität zu nehmen. Einmal monatlich setzt sich

der Leiter des Amtes für kommunale Filmarbeit, Albrecht Stuby, mit den Leuten der Saarfilm zusammen, um das Programm zu planen. Daß es hierbei um Aushandlungen und Kompromisse gehen muß, ist klar - und man kann es sich richtig schön vorstellen, Saarfilm mit dem Rotstift, Stuby mit den Festival-Katalogen in der Hand. Was dabei schließlich herauskommt, ist allerdings problematisch, wenn es sich um das einzige Programmkinos am Ort handelt.

Was herauskommt ist ein Art Mischprogramm: Es dominieren die Erstaufführungen, und überwiegend in diesen beiden Kinos werden die wichtigen aktuellen Filme gezeigt. Begleitend zu den Erstaufführungen kommen bisweilen frühere Filme der Regisseure für einen Tag ins Programm, wobei auch einmal Unbekannteres gezeigt wird. Ein schmutziger kleiner Film wie *Blood Simple* von Joel und Ethan Coen gehört nicht unbedingt zum Wiederaufführungsrepertoire der Saarfilm. Allerdings ist das Erstaufführungsprogramm in seiner Qualität schon sehr breit gestreut und bei den Wiederaufführungen kommt für mich allzuoft (und nicht nur im Sommer!) der bekannte Reigen der Publikumsliebhaber. Und die Lage wird nicht besser. Liefen früher circa 30 verschiedene Filme monatlich in den Camera-Kinos, so sind es heute im Schnitt noch 22. Zunehmend bleiben Publikumserfolge über mehrere Wochen im Programm und besetzen damit nicht nur die Plätze von Sondervorstellungen, sondern schieben auch die nächsten Starttermine weiter nach hinten. So liefen 1991 *Alice* und *Homo Faber* jeweils acht Wochen lang, eine ganze Reihe von Filmen mindestens drei Wochen; mit dem Konzept eines Programmkinos hat das wenig zu tun.

## Wer zu spät kommt ...

Ganz so einfach ist es mit dem Monopol der Saarfilm wohl doch nicht. Die Saarbrücker Zeitung hat denn auch in einem ergreifenden Kommentar am 12. März d.J. enthüllt, daß Helmut Dietls 15-Mio.-DM-Film *Schtonk!* in Saarbrücken nicht zum Bundesstart anlief, sie hat die Vorherrschaft amerikanischer Verleiher angeprangert und die verstörende Frage in den Raum gestellt: „Wie soll da der deutsche Film wieder auf die Beine kommen?“. *Schtonk!* kam eine Woche später ins UT I und wir werden sehen, ob der deutsche Film trotz dieser Zeitverschiebung aufzupäppeln ist. - Ergänzend

hierzu meine kleine Negativbilanz von wirklich verspäteten Kinostarts 1991, subjektiv und ausländisch: Jean-Luc Godards *Nouvelle Vague* lief gleich ab 3. Januar im Camera 2, Bundesstart war allerdings schon am 15. November 1990; 17. Januar war die Erstaufführung von Bertrand Bliers *Trop belle pour toi* im Camera I - Starttermin: 8. November 1990; am 7. März lief Kenneth Branaghs mit Preisen überhäufte *Henry V.* im Camera 2 an, der Bundesstart war bereits am 13. Dezember 1990. Naja, die paar Wochen, werden Sie vielleicht sagen. Aber ein Film, der nicht mit einem Regisseur wie Godard, einem Schauspieler wie Depardieu (*Trop belle...*) oder den Vorschußlorbeeren eines *Henry V.* daherkommen kann, geht auf diese Weise ganz schnell völlig unter. Ebenfalls im März, am 14., kam zum Beispiel Abel Ferraras *King of New York* ins Camera 2, Bundesstart am 11. Oktober 1990. Was es heißt, wenn ein eher düsterer, vielgelobter, aber mit nicht gerade heftiger Werbung ins Programm geschickter Film eines nicht unbekanntenen, aber eher unterschätzten Regisseurs derart zeitversetzt ins Kino kommt, konnte man in diesem Fall sauber vorgeführt kriegen - natürlich muß er flop-pen.

Die Zeitverschiebungen im Vorfrühling '91 sind noch steigerungsfähig: Am 21. März wurde schließlich Alan Rudolphs *Love at Large* im Camera 2 gestartet, hier war Bundesstart bereits am 2. August 1990. Aber auch das läßt sich mühelos überbieten: Wenn Sidney Lumet einen spannenden Polizeifilm mit Nick Nolte als Hauptdarsteller macht (*Q & A - Tödliche Fragen*), der in der gesamten überregionalen Presse - nach meiner Erinnerung überwiegend positiv - besprochen wurde und im Verleih der Tobis am 6. September 1990 startete - was passiert dann? Die Saarbrücker Erstaufführung (wir bedanken uns trotzdem) ist am 27. Juni 1991 im Filmcafé und der Streifen läuft vier Tage! Gleichzeitig wird das Camera I mit dem Kostümfilmschwachsinn eines gewissen Axel Corti verstopft, betitelt *Die Hure des Königs*, für dessen Beschreibung gerade mal eine Rezension aus dem Mannheimer Morgen erhalten kann. Das kommt dann auch noch mit einem busengrapschenden Timothy Dalton auf die Titelseite des Camera-Programmhefts (ein centerfold gab's allerdings nicht dazu). Es ist manchmal schon extrem peinlich. Wir könnten dieses Spiel durchs Jahr fortsetzen, brechen aber hier entnervt ab. ...Ach so: die Verleihe, die die genannten verspätet

teten Filme anbieten, sind neben Tobis Impuls, Kinowelt, Metropol, Prokino und die 20th Century Fox, nach unserer Information allesamt keine Vertragspartner der Saarfilm.

## Das Erstaufführungsprogramm

Trotz dieser Kritik wäre es ungerecht, das Saarbrücker Programm gering zu schätzen. Es ist ja so, daß solche Klagen nur einen Sinn haben, weil ein ernstzunehmendes Angebot - eine Grundversorgung sozusagen - vorhanden ist, das sich im Verhältnis zu anderen Städten gleicher Größenordnung durchaus sehen lassen kann - alleine schon quantitativ. Zum Vergleich das nordhessische Kassel, so groß wie Saarbrücken, nicht Landeshauptstadt, aber Zentrum eines eher größeren Umlandes und Sitz des Regierungsbezirks, mit Universität am Ort, aber wie auch Saarbrücken keine eigentliche Uni-Stadt: Dort wurden in der Woche vom 19. - 25. März '92 in sieben Kommerz-Kinos elf verschiedene Filme gezeigt, daneben gibt es ein Programmkino, das vier Filme anbot. Im gleichen Zeitraum brachten die Kinos der Saarfilm (einschließlich Camera) 20 verschiedene Filme, hinzu kommen zusammen sieben Filme, die in Filmhaus und Kino achteinhalb liefen. In etwas größeren Städten wie etwa Mannheim gibt es zwar ein paar Kinos mehr, aber dort laufen auch mehrfach die gleichen Filme bei Konkurrenzbetreibern. Man muß schon bis Frankfurt, um eine breitere Auswahl zu bekommen.

Das Angebot aktueller Filme über einen längeren Zeitraum betrachtet, belegt, daß Saarbrücken auch qualitativ alles andere als schlecht abschneidet. Ein Vergleich mit Premierens-übersichten 1991/92 zeigt, daß sehr vieles davon - und das meiste der wichtigeren Produktionen - irgendwann in Saarbrücken gelaufen ist. Neben den blockbusters von Costner (*Dances With Wolves*) und Demme (*The Silence of the Lambs*) und sicheren Erfolgsgeschäften wie JFK, Robin Hood, Home Alone, *The Naked Gun 2 1/2* und (jetzt aber zum letzten Mal) Terminator 2, gilt das besonders für die meisten der etwas kleineren Produktionen, die derzeit die Herzen der Kritiker höher schlagen lassen und mutmaßlich auch von einem nicht geringen Teil des Publikums bevorzugt werden, das diese Zeitschrift liest: Nennen wir sie mal die anspruchsvollen-aber-nicht-ganz-so-exotischen Filme. Wiederfinden kann sich also der Teil des Publikums, der den (aber bitte

nicht gar zu unprofessionellen) Autorenfilm europäischer Herkunft oder Prägung gerne vorzieht gegenüber diesen doch oft unmotiviert brutalen, hektisch-video-clip-artigen Ami-Filmen, die auch eher unpolitisch sind - oder wenn, dann so oberflächlich. Der Teil, der aber auch am amerikanischen Film den sichtbaren Aufwand mag, die Stars irgendwie schon liebt, die konventionellen Stories ganz gerne goutiert und dieses tolle blaue Licht in den Krimis, die rasanten Kamerafahrten und die souveräne Schnitttechnik bewundert.

Dieses Programmangebot in Saarbrücken hat sicher nichts mit den städtischen Zuschüssen zu tun. Mehr als das politische Wohlwollen, das sich dann gerne mit Ereignissen wie dem Ophüls-Festival schmückt, ist hierbei kaum zu bemerken. Vielmehr ist es das Engagement einzelner Leute für ein anspruchsvolles Kino, die Bereitschaft der Saarfilm, sich damit auseinanderzusetzen - sofern die ökonomischen Rahmenbedingungen stimmen - und eben die Publikumsresonanz, die das hiesige Filmangebot ermöglichen - und begrenzen.

## Erstaufführungen in Saarbrücken - Eine Auswahl

Ein paar Namen und Titel der letzten Zeit, die vielleicht auch bei Ihnen Erinnerungen wachrufen und dazu - wo wir schon dabei sind - gleich ein paar Urteile. Hollywood brachte: Woody Allens Alice, der, wenn ich mich nicht täusche, immerhin Europapremiere auf dem Ophüls-Festival '91 hatte, und kürzlich seinen sehenswerten *Shadows and Fog* - schon ein souveränes Alterswerk? Kathryn Bigelows *Point Break*, den ich immerhin perfekt-unterhaltsam fand; Miller's *Crossing* und Barton Fink von den endlich für ein größeres Publikum entdeckten Coen-Brüdern, Stephen Frears enttäuschende *Grifters* (nach den wunderbaren *Dangerous Liaisons*) und Terry Gilliams *The Fisher King*. Hal Hartleys eindrucksvoller Erstling *The Unbelievable Truth*, Dennis Hoppers schwacher *The Hot Spot* und Jim Jarmuschs *Night on Earth*, ein runder, schöner Film, der zeigt, daß Jarmusch inzwischen zu den stilprägenden Regisseuren gehört. Bei Spike Lees - nach dem überragenden *Do the Right Thing* - nur annehmbaren *Jungle Fever* konnte ich immerhin meine neue Schwäche für dunkelhaarige Frauen kultivieren, z.B. auf der Leinwand: Annabella Sciorra. Brian de Palma fiel beim Publikum durch mit

dem leider unterschätzten *The Bonfire of the Vanities* und Gus van Sant hat es mit *My Own Private Idaho* eher doch noch nicht geschafft. Schließlich noch Ridley Scotts *Thelma & Louise*, vielleicht etwas unausgewogen, aber doch sehr einnehmend, und *Green Card* von Peter Weir.

Längst nicht alles ist amerikanisch oder in Hollywood produziert: Schönes französisches Kino war zu sehen mit *Cyrano de Bergerac* von Jean-Paul Rappeneau und Patrice Leconte's *Le marié de la coiffeuse*; vielgelobtes mit Jacques Doillon's *Le petit criminel* - ich mochte das nicht zuende sehen. Von Jaco van Dormael aus Belgien kam der preisgekrönte *Toto, le héros*. Es gab wieder Aki Kaurismäki, diesmal mit dem arg abstrakten *I Hired a Contract Killer* und ab April '92 *La vie de bohème*. Das britische Kino hat Bestand: Nach Peter Greenaway's meisterlichem *The Cook, the Thief, His Wife and Her Lover*, lief nun sein recht experimenteller und wieder weniger besuchter *Prospero's Books*. Dazu kamen Philip Ridley's still-bedrückender und großartig fotografiertes *The Reflecting Skin*, Ken Loach mit *Riff-Raff* (alleine ein Satz wie „Depressionen sind etwas für die Mittelschicht, wir müssen früh aufstehen.“ lohnte den Besuch) - und Hanif Kureishis *London Kills Me*; wenn Mrs. Thatcher etwas sinnvolles erreicht hat, dann daß der britische Film an einer Gegnerin gewachsen ist. Aus Irland kamen Jim Sheridan's *The Field* und Alan Parkers *The Commitments*, offenbar ein Kassenschlager in Saarbrücken. Zum italienischen Kino fällt mir leider wenig ein: Guiseppe Tornatore's *Stanno tutti bene* und Ettore Scola's *Il viaggio di Capitan Fracasse*, dazu zwei alte Filme von Scola und Lina Wertmüller, die erst jetzt in die Kinos kamen. Erst nach Redaktionsschluß werden der vielversprechend klingende *La stazione* von Sergio Rubini aufgeführt (im Verleih der Tobis, Bundesstart 6.2.92 - bei uns 9.4., liebe Feuilletonisten der Saarbrücker Zeitung!) und Daniele Lucchetti's *Il portaborse*. Pedro Almodóvars *High Heels* (*Tacones Lejanos*) konnte ich noch nicht sehen, die grellbunten Standfotos und das absurde Personal erinnern aber wieder an die *Mujeres...* Prominentes aus dem Osten war mit Krzysztof Kieslowskis *La double vie de Véronique* ebenso vertreten wie Neues: Pavel Lungin's *Taxi Blues*, Emir Kusturica's richtig 'großes Kino' *Time of the Gypsies* und Nikita Mikhalkov's *Urga* - schon schön diese weiten Steppen.

Der deutsche Film, ein schwieriger Fall. Wie Marcel Reich-Ranicki befürchtet, den „großen deutschen Roman“ nicht mehr zu erleben, so jammert auch die hiesige Filmkritik - sagt und schlägt aber fast alles tot und wartet doch, daß es wieder jemand nach Hollywood schafft. Geschafft haben es derzeit Wolfgang Petersen mit *Shattered* (*Tod im Spiegel*) und Carl Schenkel mit *Knight Moves* (*Ein mörderisches Spiel*), beides spannende Filme, die als „echtes“ Hollywood wohl weniger Furore gemacht hätten. Nicht geschafft hat es Doris Dörrie mit der Mini-Roman-Verfilmung *Happy Birthday, Türke*. Mit *Homo faber* hat Volker Schlöndorff zwar einen richtigen Roman verfilmt. Als Suhrkamp mit der obszönen Reklame „Das Buch zum Film“ warb, wollte ich nicht mehr reingehen! Eine weitere Literaturverfilmung, Werner Schroeters *Malina*, war sicher künstlich und anstrengend, aber zu sehen war, daß man mit Kamera und Montage mehr machen kann als Romanfiguren zu filmen. Percy Adlons *Salmonberry* blieb ebenso ungesehen wie Werner Herzogs *Schrei aus Stein*. Mit Detlev Buck (*Karniggels*) hat es einer bundesweit ins Kino und in die Presse geschafft, der auf dem Ophüls-Festival (für Hopnick) schon sehr gelobt wurde und auch der gelungene Nie im Leben des 91er Preisträgers Helmut Berger sollte im September bundesweit starten, aber vielerorts war er nicht zu sehen - in Saarbrücken lief er! Zu Wim Wenders' *Bis ans Ende der Welt* würde ich am liebsten nichts sagen, weil es echt schmerzt. Gerade deshalb muß es sein: *Bis auf wenige überzeugend gefilmte Szenen in der ersten dreiviertel Stunde, war das ein künstlerisches und intellektuelles Desaster*. Die Botschaft, daß die Moderne nicht nur entzaubert, und nicht nur die Umwelt zerstört, sondern auch die Menschen bis in ihre sinnliche Wahrnehmung, ist so neu nicht, daß wir sie wie in einer Schulstunde erklärt bekommen wollen. Sicher, der Film ist aus sechs Stunden zusammengeschnitten, aber vieles wollte ich lieber nicht gesehen haben. Die Peinlichkeit etwa der Schlußsequenz - die schauspielernde Katastrophe Solveig Dommartin als *Greenspace-Madonna* in der Raumstation - war kaum noch zu fassen.

## Die „Kleinen“

Was darüber hinaus an Filmen, die von den Verleihern nicht gerade sowieso in die Kinos lanciert werden, zu sehen ist, das diesbezügliche Enga-

gement der hiesigen Filmleute und die Bereitschaft des Publikums sich mehr und anderes als die aktuellen Filme bekannterer Regisseure anzuschauen, müssen wir in den Häusern überprüfen, die nicht völlig den Marktgesetzen unterworfen sind oder sein wollen.

## Kino im Filmhaus

Nach einer sehr provisorischen Unterkunft des städtischen Kinos als Filmcafé in der Garage wurden Anfang diesen Jahres in der Mainzer Straße neue Räumlichkeiten bezogen. Das Kino im Filmhaus präsentiert sich nun in kühl-geschmackvoller Ausstattung als richtig schönes Filmtheater mit der viertgrößten Leinwand Saarbrückens, einem ordentlichen Gefälle im Saal und - einem Vorhang! Fraglich bleibt allerdings, wie weitgehend hier kommunale Filmarbeit, die sich allemal von einem (kommerziellen) Programm kino unterscheiden müßte, geleistet werden kann. Kulturdezernent Silkenbeumer bilanziert zwar für 1991 Steigerungsraten in D-Mark und Besuchern und redet jugendlich-charmant von einem „Superergebnis für ein kommunales Kino“. Aber Albrecht Stuby wirkt im Gespräch eher verquält, weil er weiß, wohin diese wirtschaftlichen Erwartungen führen. Das Personal des Kinos ist nicht Teil der städtisch bezahlten Film-Amt-Crew, außerdem soll das Kino eine Miete an die Stadt entrichten. Stuby rechnet damit, in diesem Jahr 210.000 DM erwirtschaften zu müssen und das bedeutet für ihn Konzessionen bei der Programmgestaltung.

Die Arbeit eines kommunalen Kinos sollte sich besonders dadurch auszeichnen, daß einzelne Filme in einen Kontext gestellt und z.B. in einer (epochen-, genre-, national-, regisseur-)bezogenen Reihe präsentiert werden. Außerdem wäre es wünschenswert, daß nicht nur die - ob Neu- oder in Wiederaufführung - gerade sowieso angesagten Streifen gespielt werden, sondern dem Publikum auch einiges Unbekannte vorgestellt wird. In den Filmreihen in Filmcafé bzw. Filmhaus wird dagegen vielfach das zugegeben aus der Sicht des Film-Interessierten - sowieso schon Gängige und Beliebte noch einmal übersichtlich vorgestellt. Themenbezogene Reihen gab es im letzten Jahr nur wenige: fünf Filme in einer Reihe „théâtre et cinéma“, teils in Originalfassung, teils untertitelt; eine „Tschechoslowakische Filmwoche“ mit sechs Filmen, darunter Jiří Menzels

„Lerchen am Faden“ von 1969; eine Reihe mit französischen Dokumentarfilmen (in Originalfassung); schließlich am Jahresende die Mozart-Filmtage mit vier Filmen. Anders als in der offiziellen kulturpolitischen Darstellung, die solche Reihen in das „Superergebnis“ einbezieht, meint Amtsleiter Stuby, daß Reihen dieser Art gar nicht so gut laufen, und gibt einer Ausweitung wenig Chancen.

Einige Reihen präsentierten berühmte oder derzeit populäre Regisseure: Eine kleine Retrospektive mit fünf Filmen von Claude Chabrol, die jeweils an einem Tag in Originalfassung liefen; Aki Kaurismäki war eine Werkschau mit sechs Filmen gewidmet (darunter vollständig die „proletarische Trilogie“); ebenfalls im Sommer liefen sechs Filme Pedro Almodóvars; eine umfangreiche Werkschau, parallel zu seinem neuen Film, stellte zwei Kurzfilmprogramme und acht Spielfilme von Wim Wenders vor; schließlich war das Filmcafé mit zwei Filmen an der Präsentation des Werkes von Andrej Tarkovskij beteiligt. Auch im Filmcafé/Filmhaus laufen schließlich die Erst- und Wiederaufführungen teils zu lange; mir kommt es so vor, als habe seit Sommer '91 ein deutlicher Umbruch zu mehr Wochenprogrammen stattgefunden. Hier drückt sich, so darf man vermuten, die Abhängigkeit von den Verleihern und nicht zuletzt der Saarfilm aus. Und es laufen Filme, die eigentlich in „einem kulturellen Zentrum“ (Silkenbeumer) nichts zu suchen haben. Nicht weil sie schlecht sind, sondern weil sie in ein ganz normales Programm kino gehörten und nicht zwei Wochen lang in eine kommunale Einrichtung - zuletzt zum Beispiel Herbert Ross' *My Blue Heaven* mit Steve Martin.

Was man an neuen Filmen gar nicht erst zu sehen bekommt, läßt sich schlecht anmahnen. Hier sollte man sich auf unsere Fachleute verlassen können, die Verleihangebote und Zeitschriften kontrollieren und die Festivals besuchen. Allerdings habe ich selten den Eindruck, einen (relativ) neuen Film im Programm zu finden, der nicht sowieso schon in Zeit, FR, FAZ usw. besprochen wurde, also von den Verleihern überregional in die (Programm)Kinos gebracht wird. Gehört man zur puristischen Seite des Cineastenpublikums, dann ließe sich derzeit einiges Fehlende beklagen. Dreißig Jahre Junger Deutscher Film etwa fanden leider nur in RTL-Plus statt; der 60. Geburtstag Alexander Kluges im Februar war entsprechend ebenfalls kein Anlaß für eine Retrospektive im kommunalen Kino. - Weil niemand

hingehen würde? Dann doch wenigstens der 100. Geburtstag von Ernst Lubitsch, schon im Januar in allen Feuilletons zelebriert; von ihm könnten nun wirklich einige der sophisticated comedies ähnlich gut ankommen wie in diesem Winter George Cukors *The Women*, selbst ein Stummfilm ließe sich unterbringen und Lubitschs Nazi-Satire *To be or not to be* ist eher besser als Chaplins *The Great Dictator*. Bisher Fehlanzeige. - Und das gilt leider auch für die übrigen nichtkommerziellen Kinos, die wir nun näher in Augenschein nehmen.

## Kino achteinhalb

Nach dem Umzug aus der Feuerwache besteht seit April 1990 im Nauwieser Kultur- und Werkhof das Kino achteinhalb mit eigenem Saal und Büro für die Kinomacher. Das Kino hat trotz oder wegen seiner Garagen-Atmosphäre mit dem flotten Notausgang einen ganz eigenen Charme, das Publikum wirkt meist recht studentisch. Die „Gruppe Filmbegeisterter“, die hier laut Selbstbeschreibung „nichtgewerbliche Kinoarbeit leistet“, besteht aus um die zehn Leuten, die teils ehrenamtlich, teils über ABM finanziert, das Programm auf die Beine stellen. Man erhielt zuletzt 20.000 DM Zuschüsse vom Land, für 1992 sind Verhandlungen, auch mit der Stadt, noch im Gange. Regelmäßig Freitag- und Samstagabend und zusätzlich an ein bis zwei Wochenterminen gibt es Vorstellungen, wobei ein großer Teil des Programms zu Filmreihen arrangiert ist, mindestens zweimal monatlich wird Kinderkino gezeigt. Das Programm außerhalb der Filmreihen ist buntgemischt, es werden Klassiker verschiedener Genres gezeigt, Streifen, die filmhistorisch wichtige Einschnitte bedeuten, Wiederaufführungen begleitend zum neuen Film eines Regisseurs in den Erstaufführungshäusern, gelegentlich kleinere deutsche Produktionen. Etwas wie die typischen Programmkinos-Publikumsliebhaber muß man eher suchen. Einige Beispiele der letzten Monate: John Fords *Edelwestern Stagecoach* von 1939, Elia Kazans *On the Waterfront* (Die Faust im Nacken); *Le mépris*, Godards Film im Film von 1963, Antonioni mit *Blow Up* und *Zabriskie Point*, Kenneth Loachs *Family Life*; mit einem guten Riecher für das 92er Ophüls-Festival Dietmar Kleins Solinger Rudi, rechtzeitig im Februar Rivettes *La bande de quatre*, als Erstaufführung Joe Comerfords *Reefer and the Model*, zuvor nur im ZDF zu sehen. Nicht

zu vergessen: Zum Jahresabschluß Michael Ciminos *Heaven's Gate* in der korrekten Vier-Stunden-Fassung - ein echtes Weihnachtsgeschenk.

Filmreihen bilden jedoch aus der Sicht der Gruppe den Schwerpunkt des Programms und sind hier auch häufiger themenbezogen. Und auch im achteinhalb ist zu hören, daß vieles schlechter ankommt als man das vielleicht erwarten könnte. Das trifft wohl am ehesten zu auf die Polnische Filmreihe im letzten Frühjahr, die Veranstaltungsreihe „Arbeitslos und Filmreif“ im Herbst und die Reihe zum Lebensalltag von Emigranten in der Fremde unter dem Titel „Welcome“, wo - an verschiedenen Spielstätten außerhalb Saarbrückens gezeigt - auch bekannte Filme von Bohm (Yasemin) und Charef (*Le thé au harem d'Archimède*) nicht zu großem Andrang führen dürften. Größeren Zuspruch erfuhren - wen wundert's - die Musikfilme ab letzten April und die Reihe „Fast der ganze Tarkovskij“ im November. In Zusammenarbeit mit dem Film-Amt wurden sieben Spielfilme des inzwischen kultisch verehrten Russen gezeigt und dazu gab es ein (ausgebuchtes) Seminar. Es wurde eine kleine Reihe mit drei Filmen von Rudolf Thome geboten, zu der der Regisseur auch eingeladen war (Berlin Chamissoplatz, System ohne Schatten - zwei der deutschen Filme, die häufigere Aufführungen verdient hätten - und Rote Sonne von 1969, eine sehenswerte Thome-typische Auseinandersetzung mit den Themen APO, Gewalt und Frauenbewegung). Schließlich läuft seit März mit monatlich zwei Teilen vollständig Krzysztof Kieslowskis Dekalog.

## Kinowerkstatt St. Ingbert

Eine noch einmal andere (Kino)Welt betreten wir in der Kinowerkstatt in St. Ingbert. Hier redet man nicht ungefragt über Geld, man hat keines. Vielmehr werde ich als erstes mal aufgefordert, mir den Vorführraum anzuschauen, ein winziges, vollgestopftes Kabuff am Ende des mit alten Theatersesseln ausgestatteten Jugendhaussaals. Seit sechzehn Jahren machen sie in St. Ingbert kommunales Kino und müssen immer noch um lachhafte Beträge rangeln. 2.000 DM gab die Stadt zuletzt als Zuschuß zu den Programmkosten, eine Stelle wird derzeit (und gesichert nur bis Jahresende) anteilig von Stadt und Land finanziert; dabei ist der Betrieb eigentlich ein Full-time-Job für mindestens zwei Leute. Doch wie gesagt, es geht nicht um Geld.

Sondern zunächst um Bildformate: Zahlen wie 1.85 und 1.66, die das Verhältnis von Breite und Höhe des Filmbildes ausdrücken, fliegen herum, von der Verwendung falscher Masken bei der Projektion des Filmes ist die Rede, ich schweige beeindruckt. (Sowas interessiert Sie nun überhaupt nicht? Verständlich, nur wenn in der Filmvorführung die Köpfe abgeschnitten sind oder alles irgendwie optisch verzerrt wirkt, wenn die Schärfe mal eben wieder von Hand nachgestellt wird, das stört Sie dann aber schon ein bißchen.)

Sind das hier jetzt Freaks, denen die technisch korrekte Vorführung über alles geht? Im Gegenteil, man hat dezidierte Vorstellungen zum Programm, sowohl bei Auswahl und Zusammenstellung der Filme, als auch im Blick auf die Zuschauer. Es soll dem interessierten Saarbrücker Publikum etwas geboten werden, ganz besonders geht es darum, den Leuten in Kleinstadt und Umland Filme zu zeigen, die sie am Ort sonst nicht sehen könnten. Die Auswahlkriterien scheinen vergleichbar dem Kino achteinhalb. Auch hier ein paar Beispiele aus der letzten Zeit: So gab es Bogdanovichs *The Last Picture Show* als dessen neuer *Texasville* in die Kinos kam, Fassbinders *Chinesisches Roulette* von 1976, Nichettis *Ladri di saponette*, Wolfgang Murnbergers *Ophüls-Festival-Beitrag* von 1990 *Himmel oder Hölle*, Barry Levinsons *Rain Man* im Original mit Untertiteln - eine schöne Idee. Die Qualitätsansprüche scheinen hoch: einen Film wie Peter Weirs *Dead Poets Society* mag man eigentlich schon nicht mehr zeigen. Daneben werden, weil man ja auf dem Land ist, Saarbrücker Erstaufführungen nachgespielt; zuletzt die neuen Filme von van Dornael, Jarmusch und Wenders.

Viel Wert wird auf eine regelmäßige Kinderkino-Arbeit gelegt. Gibt es sowieso einmal monatlich Kinovorstellung für Kinder, so werden darüber hinaus Kinderkino-Wochen, ein mobiles Kino für Schulen und eine Kinderkino-Gruppe angeboten. Filmreihen kommen natürlich ins Programm - teils in Zusammenarbeit etwa mit dem Saarbrücker Filmbüro/Filmamt oder der VHS in St. Ingbert (zum Beispiel Schauspielereien, Männliche Stars, Die Geschichte des amerikanischen Tonfilms, Frauenfilmtage, Hollywoods Außenseiter-Regisseure). Der Programmumfang und der Anteil von Filmreihen müssen dabei sicher unter Berücksichtigung der dezentralen Lage gesehen werden. - Insgesamt ein eindrucksvoller Aufwand mit einem für das Saarland einmaligen Ergebnis.

## Ärgerliches, das angeblich nicht zu ändern ist

An der spezifisch deutschen Unart, alle fremdsprachigen Filme zu synchronisieren und der entsprechenden Bequemlichkeit des Publikums, können Kinobetreiber sicher wenig ändern. Von nichtkommerziellen Kinos muß man die ernsthafte Absicht jedoch verlangen und es ist zwar lobenswert, aber nach wie vor zu wenig, wenn die Kinowerkstatt *Rain Man*, das achteinhalb mal *Nanni Moretti* und das Filmcafé alte *Chabrols* im Original vorführen. Gerade die Erstaufführungen im Filmhaus - und soweit Einfluß besteht, in der Camera - sollten jeweils auch einmal in der Originalfassung gezeigt werden. Und schließlich bringen andernorts auch kommerzielle Betreiber Filme, die über Wochen laufen, gelegentlich in Sondervorstellungen in der Originalfassung. Das macht etwas Organisationsarbeit, wäre aber eine schöne Leistung.

Ein regelmäßiges Spätprogramm sollte in einer Stadt, in der unter der Woche nicht ständig alle möglichen Live-Veranstaltungen laufen, doch einige Attraktivität ausstrahlen - so könnte man meinen. Falsch geraten. Obwohl die Innenstadtkeipen auch wochentags guten Zuspruch genießen, sieht es im Kino eher düster aus. Für die 22-Uhr-Vorstellungen in Camera und Filmhaus schätzt Albrecht Stuby im Schnitt die Hälfte der Zuschauerzahl des Hauptprogramms um 20 Uhr, oftmals sei es nicht mehr Publikum als in der (normalerweise programmgleichen) 18.30-Uhr-Vorstellung. Im achteinhalb stellt man sich zu dieser Frage eher lustbetont und verweist darauf, daß kaum einer der Truppe - bei der vielen Arbeit, die sonst anfällt - noch um diese Zeit vorführen mag (gelegentlich gibt es mal einen Film um 22 Uhr). Draußen in St. Ingbert tut man sich mit einem solchen Angebot naturgemäß schwer, immerhin lief Heiligabend um 23 Uhr *Gone With the Wind*, 219 Minuten Spieldauer, beachtlich!

Ein eigentliches Nachtprogramm gibt es gar nicht: Nur freitags und samstags beginnt die letzte Vorstellung in Camera I um 23 Uhr. Daß der Kunde dann mit der Kinokarte einen Getränkebon erwirbt, ist eher ein schlechtes Zeichen. Statt sich um den Eintritt drängeln zu müssen, werden an die, die noch kommen, kleine Geschenke verteilt. Im 91er Programm des achteinhalb fand ich eine 23.30-Uhr-Vorstellung, sinnigerweise Taverniers Jazzfilm *Round Midnight*. In der Kinowerkstatt wurde das

Getränkethema vor längerer Zeit in zwei langen Bier-Film-Nächten verarbeitet, offenbar mit Erfolg. Es liefen Rudolf Steiners Fünf Bier und ein Kaffee, Achternbuschs Bierkampf und Kaurismäkis Lenin-grad Cowboys..., der letzte Film Samstagabend ab eins. - Natürlich kann und will nicht jeder dauernd nachts im Kino hocken, ich auch nicht. Aber die hiesige, den Nichtsaarländern gegenüber immer wieder penetrant betonte, kulturell ambitionierte Lebensfreude und umtriebige Aushäusigkeit scheint hier doch schneller an Grenzen zu stoßen, als es dem Saarbrücker Selbstbild lieb sein mag. Vielleicht entschließt sich am Ort doch mal jemand dazu, die Lücke gelegentlich zu füllen.

## Was will eigentlich das Publikum?

Aber vielleicht läuft das alles nun mal nicht?! Albrecht Stuby, der seine Saarbrücker zu kennen scheint, hat dafür eine Erklärung parat. Saarbrücken sei nun mal keine Universitätsstadt, unter der Woche laufen die Vorstellungen zu schlecht, die Studenten kommen dann nicht in die Stadt (stimmt's?), am Wochenende fährt der saarländische Student (respektive die Studentin) nach Hause auf's Dorf, kaum jemand will Originalfassungen sehen etc. Auch beim Gespräch im achteinhalb klingt ein diffuses Mißbehagen darüber an, daß das Kino als Freizeitbeschäftigung irgendwie auf verlorenem Posten stehe. Das hört sich denn schon sehr resigniert an. Gehen denn nur Studenten ins Kino? Auf dem Campus werden im Semester regelmäßig montags und dienstags Filme gezeigt. Am Montag gibt es ein anspruchsvolles Programm, reichlich Originalfassungen, viel an früher Filmkunst, ganz sicher eine Menge Unbekannteres. Und von Unifilm ist zu hören, daß dann manchmal eine Handvoll Leute sich im Audimax tummeln. Dienstags kommt ein gemischtes Unterhaltungsprogramm, das zuletzt von E.T. und The Doors bis zu Flatliners und Total Recall reichte, dazu Dauerbrenner wie Easy Rider und One Flew Over the Cuckoos Nest. Dann ist die Resonanz so gut, daß sich die Montagsanstrengungen offenbar finanzieren lassen - bei drei Mark Eintritt nur zu verständlich. Sind also zu wenig Leute an ausgefalleneren Filmen interessiert? Ist das Angebot zu unübersichtlich (gar zu groß?) Wird schlecht informiert oder geworben? Ist der Kinobesuch einfach zu teuer? - Wir können hier keine Publikums-

analyse bieten, aber noch ein paar spotlights zu Kritik, Werbung und Zuschauerresonanz.

In der Saarbrücker Zeitung werden regelmäßig zu den örtlichen Erstaufführungen seriöse Filmbesprechungen gebracht, es gibt eine richtige Filmseite. Das ist hervorzuheben, weil es - und das schon seit langen Jahren - für eine Provinzzeitung alles andere als selbstverständlich ist. Das mag kein Ersatz für das überregionale Feuilleton sein, aber die Hinweise (und teils recht guten Artikel) sind dann eben zeitgleich mit den Aufführungen. Wie weit die typischen Kinogänger-Gruppen allerdings zugleich SZ-Leser sind, wage ich nicht zu beurteilen. - Die Programmhefte der Nicht-Kommerziellen achteinhalb und Kinowerkstatt sind liebevoll gemachte Broschüren, die in der Regel in zweimonatigem Rhythmus erscheinen und einen guten, lesbaren Überblick über das eigene Programm geben. Ausführlich werden aus Filmzeitschriften oder -geschichten Beschreibungen der Streifen gegeben, ergänzt um Hinweise zu ihrer Einordnung in das Gesamtprogramm und um persönliche Einschätzungen. Insgesamt also recht nützliche Hefte, in ihrem Gestus jedoch eher an den Fan gerichtet.

Auf seine Art virtuos löst das monatliche Programmheft der Saarbrücker Kinos Camera und Filmcafé/Filmhaus das Dilemma der Unübersichtlichkeit: Hier wird mit viel Aufwand eine Menge interessante Information geboten, es werden zu jedem Film circa drei Nacherzählungsvarianten aus Kritiken zitiert, das ganze jedoch in winziger Schrift und eingebettet in eine graphische Gestaltung, die noch den willigsten Leser verzweifeln läßt und daran erinnert, daß sich seine ästhetischen Ansprüche gefälligst auf die annoncierten filmischen Darstellungen zu beschränken haben. Die direkte Wirkung scheint dementsprechend gegen Null zu gehen. Mit acht Leuten saß ich kürzlich in einer Abendvorstellung von Atom Egoyans The Adjuster, der mit einem Zitat aus der Süddeutschen folgendermaßen angekündigt wurde: „Atom Egoyan (...) ist derzeit wohl der kühnste, gnadenloseste und innovativste aller jungen Regisseure.“ Nicht besser war nach meinem Eindruck zuletzt die Resonanz auf London Kills Me. Daß mit Kureishi jemand Regie führte, der die Drehbücher für Stephen Frears My Beautiful Laundrette und Sammy and Rosie Get Laid geschrieben hat - was im Programmheft akribisch aufgeführt wird, schien jedenfalls noch keine motivierende Wirkung zu haben.

Aber natürlich läuft es dann doch wieder. Eine Szene von Mittwoch, 11. März '92, 22 Uhr: Das Filmhaus-Foyer ist brechend voll, gezeigt wird der im Programmheft ganzseitig angekündigte New-York-Film eines ebendort lebenden russisch-stämmigen bildenden Künstlers namens Roussimoff - nur heute und in Anwesenheit des Regisseurs. Man ist der feinen Unterschiede wegen allgemein in schwarzes Leder gekleidet... Alles entpuppt sich logischerweise als riesiger Schwindel: Der Typ sieht zwar aus wie Ivan Rebroff, ist aber nur halb so unterhaltsam, die vorab laufende Performance besteht aus einem hübschen blonden cheerleader, die eine Romanov-Fahne schwenkt, dann müssen wir des Künstlers Gemälde in Diaprojektion zur Kenntnis nehmen. Nix New York, stattdessen russische Heimat. Schließlich kommt der Film (amerikanisch, keine Untertitel!) und man weiß nach fünf Minuten, daß der sechzehnjährige Martin Scorsese New York interessanter gefilmt hätte. - Das macht aber alles nichts, schließlich kamen die Leute wie gesagt scha-

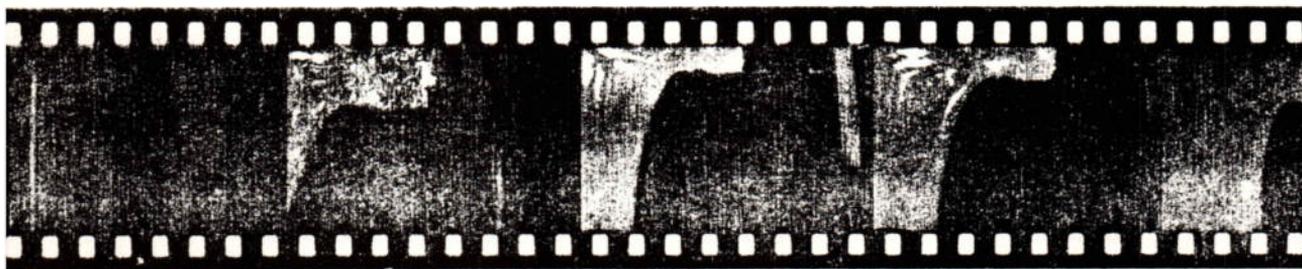
machen können. - Abschließend deshalb nur noch ein Blick darauf, was es demnächst vielleicht vorge-  
setzt bekommt.

## Die schöne neue Kinowelt

*„Man nehme dem Volk und der Jugend nicht die Schundliteratur noch den Kientopp; sie brauchen die sehr blutige Kost ohne die breite Mehl-  
pampe der volkstümlichen Literatur und die wässrigen Aufgüsse der Moral. Der Höhergebildete aber verläßt das Lokal, vor allem froh, daß das Kinema -  
schweigt.“*

Alfred Döblin, 1909

So war das damals, bevor Kino nicht nur die Massen anzog, sondern auch als Teil der „Hochkultur“ akzeptiert wurde; wenige Jahre später schon war es vom Mittelklasse-Publikum frequentiert, das die Theatergarderobe mitbrachte und auf eine entsprechende Ausstattung Wert legte. Für einige



renweise und gingen um eine Erfahrung reicher.

Das ließe sich ohne weiteres wiederholen, mit Jazz-Musikern aus Krakau, japanischen Papierdrachen-Bauern... Worauf ich hinaus will? Ein kommunales Kino, das nicht mit sechsstelligen Beträgen ausgestattet ist, muß sicherlich auf Zuschauerbedürfnisse reagieren, es kann diese aber genauso gut, etwas pfiffiger als es meist geschieht, antizipieren und gelegentlich subtil steuern. Wenn das Puristenprogramm hier überhaupt nicht laufen sollte, dann bitteschön eine Mischung, die das Publikum davon überzeugt, dabeisein zu sollen. Und eben bitte nicht sechs Tage lang Bruder Capras Wendezeit! Schlüssig können wir nach alldem die interessanteste Frage: Kriegt das Publikum das Programm, das es verdient? aber nicht beantworten. Die Kinomacher wollen jedenfalls den Eindruck vermitteln, daß sie bei dem Publikum nicht mehr (soll heißen: anderes)

Jahrzehnte, mit Höhen und Tiefen, war das Kino ein zentraler Unterhaltungsort, in den Städten mit riesigen Filmpalästen, aber genauso auf dem Dorf vertreten. Die 50er Jahre brachten das Fernsehen als die neue Form der Massenunterhaltung und entfernten auch das anspruchsvollere Publikum wieder vom Kino, die 60er waren der Einbruch für das uninspirierte Kommerzkino, im künstlerischen Film (auch beim deutschen Nachwuch) innovativ, aber für die meisten nicht anziehend und sehr kurzlebig. - Dann kamen die Schachtelkinos der 70er. Es begann mit dem deutschen Kinokönig Heinz Riech und dem Hamburger Ufa-Palast, der in vier, dann acht, zwölf, 16 Säle geteilt wurde. Das Konzept war bestechend: Reduzierung der Personalkosten und Auswertung von Erfolgen, die nach und nach in immer kleinere Säle wandern. Die Nachspieler im Umland der Großstädte gingen an den Kinocenters

unwiederruflich kaputt. Diese „Abspielstätten“ mit Zugängen wie Sozialamtsflure, verdreckte Kartons oder Schläuche mit unmöglicher Projektion und Geräuschen vom Film nebenan, die die (älteren) Besucher, für die Kino noch ein Ereignis war, restlos vertrieben, sind seit einiger Zeit passé. In den letzten Jahren wurden allerorts die Kinocenters renoviert und etwas aufgepeppt, in Saarbrücken ist es in dieser Hinsicht durchweg erträglich - ein Kino wie Scala 6 ist natürlich ein Witz. Seit zunehmend auch der junge Mensch gerne Art-deco-Ausstattungen, High-Tech oder Philippe-Starck-Möbel um sich sieht und zudem sich die Alterspyramide zuungunsten des jugendlichen Publikums verschiebt, müssen ganz neue Ideen her.

Jetzt wird vielleicht auch hier alles ganz anders. Ein Multiplex-Kino soll ab Herbst die Kinolandschaft umkrepeln; ein in diesen Großprojekten erfahrener süddeutscher Investor und ein Hannoveraner Multiplex-Besitzer und Verleiher sind im Gespräch. Das neue Großkino-Konzept verspricht die Rückkehr zum Erlebnis alter Kinopaläste, verbunden mit neuester Technik in Bild und Ton und den aus großstädtischen Einkaufspassagen und Museumscafés bekannten Lifestyle-Elementen. Auf Photos beeindrucken die Kinosäle, der Rest ist eben der nicht mehr neue Glitzerkram, der seit zehn Jahren die Zwei-Drittel-Gesellschaft sinnfällig werden läßt. Das mag für viele, die sich an das Schmuttelkino gewöhnt haben oder schon damit aufwuchsen, eine etwas mulmige Vorstellung sein, wie immer in solchen Fällen wohl auch eine Stilfrage. Alle Saarbrücker Gesprächspartner reagieren in dieser Hinsicht auf das Multiplex erfreulich gelassen, auch wenn sie durchaus beurteilen können, was da Neues hereinkommt.

Daß jährlich mindestens eine Million Menschen dieser Lockung nachgeben werden - etwa so viele wie in den letzten Jahren jeweils insgesamt im Saarland Vorstellungen besuchten, die Saarfilm-Kinos brachten es dabei alleine auf 450 Tausend Zuschauer - hält von den hiesigen Kinoleuten allerdings niemand so recht für möglich. Die Einschätzungen sind eine Mischung aus Verunsiche-

rung und entspannter Erwartung. Bei der Saarfilm wird auf die eigenen schlechten Erfahrungen mit dem Gloria-Palast und dessen City-Randlage verwiesen; im übrigen hält man es für unrealistisch, auf das französische Publikum zu setzen. Albrecht Stuby hält diese Zuschauerzahl für völlig überzogen und vermutet, daß eine Mischnutzung der Säle für verschiedene Veranstaltungen geplant sei. In acht-einhalb und Kinowerkstatt ist man gespannt auf die neue Verleiherkonkurrenz und die Aktivitäten der Saarfilm im Bereich Kinotechnik. - Vielleicht bleibt auch alles beim alten, da sich heftiger Unmut der Schlittschuhfahrer regt. Deshalb nehmen wir schließlich gerne noch die schöne Klatschgeschichte auf, wonach die Saarfilm angeblich die Bürgerinitiative zur Rettung der Eissporthalle finanziell unterstützt. Wobei die Frage bleibt, ob dies nun Sport- oder Kultursponsoring wäre.

Falls das Multiplex kommt, wird das aber in jedem Fall einschneidende Folgen für die saarländische Kinolandschaft haben. Saarfilm und die Multiplex-Betreiber werden um das gleiche Publikum konkurrieren müssen; naheliegend ist also, daß nun auch in Saarbrücken in mehreren Kinos dasselbe laufen wird. Ein mögliches Szenario wäre: Die anspruchsvollen Filme bekannterer Regisseure werden in Zukunft etwa im UT statt in der Camera abgespielt, entsprechend werden dort Kapazitäten frei für Filme, die eher ein kleineres Publikum ansprechen und bisher verspätet, im Filmhaus oder gar nicht laufen. Ob die Konsequenz dann heißt: mehr Ausgefallenes, Schräges, Unbekanntes im Filmhaus, ist aber zumindest fraglich, schließlich muß auch hier ein Umsatz erwirtschaftet werden. Eine andere, unschöne Variante ist ebenfalls vorstellbar: Die Saarfilm bringt mehr Minderwertiges in UT und Scala, um sich ökonomisch zu behaupten, dafür wandern noch mehr wochenlang laufende (mehr oder weniger qualitätsvolle) Produktionen ins Camera. Das Kino im Filmhaus kann dann den neuen Almodovar-Jarmusch-Kaurismäki zeigen und wird das, schließlich gibt es ein Publikum, vier Wochen lang tun müssen. - Damit allerdings wäre das Saarbrücker Programm kino so ziemlich am Ende.

# Salli Palli

Von Bernd Nixdorf



Über geheimnisvolle Kanäle ist den SAARBRÜCKER HEFTEN ein „Streng geheim!“ gestempeltes Drehbuch zugespielt worden, von dem wir bisher nicht wissen, ob es dem nächsten „Tatort“-Krimi des Saarländischen Rundfunks zur Vorlage dienen soll, oder ob es sich um den Plan zu einem gegen die Unabhängigkeit des Saarlandes gerichteten Putsch handelt. In beiden Fällen halten wir es für unsere journalistische Pflicht, die Bevölkerung zu warnen, damit sie sich rechtzeitig in Sicherheit bringen kann. Bei dem, was wir hier schon alles durchgemacht haben, kommt es auf eine weitere Evakuierung ja nicht an.

Die Handlung des Drehbuches ist zwar wesentlich stringenter aufgebaut als alle bisherigen „Tatorte“. Trotz der erhöhten Beimischung von dramaturgischer Logik ist aber auch sie nicht in Worten wiederzugeben. Irgendwie ist die ganze Sache „pollidisch, international, mit Mord, CIA, FBI unn was wähs ich alles“, wie Kommissar Pallis Assistent Äh Woddsen klar erkennt.

## **Hier die Hauptpersonen:**

*Marcel Palli*

Hauptkommissar, z. Z. Aushilfs-Hilfspolizist, hört am liebsten französische Chansons während er Ludwig Harig liest und Rotwein trinkt.

*Lou-Lou*

Seine Ex-Frau, Professorin für französische Literatur, Nobelpreisträgerin und uneheliche

Tochter von J.-P. Sartre und S. d. Beauvoir.

*Chou-Chou*

Seine Ex-Freundin, schreibt an einer Dissertation über Rimbaud.

*Frou-Frou*

Seine Ex-Ex-Freundin und derzeitige Lebensgefährtin, Verkäuferin bei Schröder, hält VHS-Kurse über mittelalterliche

französische Literatur.

*Dr. Peter Bern'ard*

Sein Chef, Dissertation über die französischen Ursprünge des Shakespeareschen Gesamtwerks.

*Kalle*

Taschendieb, schreibt z. Z. an einer Dissertation über Baudelaire.

*Lilly,*

eigtl. Lulu, möchte aber nicht mit Lou-Lou verwechselt werden.

Ex-Prostituierte, Restaurant-Besitzerin, schreibt erotische Gedichte in französischer Sprache und ist Pallis Rohr zur Unterwelt.

Äh, duu... (auch: „Äh duuh dooh“, oder auch nur „Äh“).

Pallis Assistent, ehemaliger Psychotherapeut mit Schwerpunkt Identitätsproblematik, z. Z. Umschüler zum Hauptkommissar.

*Herr und Frau Müller*

Ein Ehepaar aus Deutschland, das seine Tochter besucht, die hier gerade eine Dissertation über Marcel Proust und seinen Einfluß auf die Innenpolitik de Gaulles schreibt.

*Lieschen Müller*

Eben jene Tochter

*J. Edgar Hoover*

Ehemaliger Verteidigungsminister der USA, der jetzt in Saarbrücken groß rauskommen will. *Eine zweifelhafte Gestalt, eine Sekretärin, ein Kellner, eine Hure, verschiedenes Gesindel, Polizisten, eine Händlerin, drei Penner, Renaults, Citroëns, 2 CVs, Gitanes, mehrere LeichInnen, ein Fahrrad (Marke Peugeot).*

***Den Schauplatz des Dramas errät der ortskundige Zuschauer an folgenden Bildern:***

I. Akt

5. SZENE

Außen, Vormittag, Saar-Galerie. Über dem Haupteingang hängt ein großes Schild mit der Aufschrift: „Kriminalpolizeiamt des Saarlandes“.

6. SZENE

Innen, Vormittag, Dr. Bern'ards Sekretariat.

Palli betritt den Raum und will gleich zu Dr. Bern'ard gehen. Aber...

*Sekretärin:*

Servus, Pervus.

*Palli:*

Termine, Sabine.

*Sekretärin:*

Nix, nix. Eerschemoh bezahle Sie moh widderemoh was in die Rotwein-und-Käs-Kass.

*Palli:*

*Schonn widder? Isch hann doch ersch vor zwei Woche was bezahlt unn war seit demm ersch ähmo do.*

*Sekretärin:*

Ähmo reischd jo bei ihne. De Notarzt hamma ruhfe müsse.

*Palli (erstaunt):*

Eschd? Wäs isch gar nimmi.

*Sekretärin:*

Wunnert misch nedd.

7. SZENE

Innen, Vormittag, Dr. Bern'ards Büro. Vom Panorama-Fenster hinter Bern'ards Schreibtisch aus hat man einen herrlichen Ausblick auf die Saarschleife. Ein Bild von Oskar Lafontaine hängt an der Wand. Daneben ein Bild von Ludwig Harig in Rousseau-Kleidung mit Sprechblase: „Je suis un Pariser“.

***Wer es noch nicht verstanden hat, dem hilft vielleicht dies:***

II. Akt

8. SZENE

Außen, Tag, Ludwigskirche. Über dem Haupteingang hängt ein Schild mit der Aufschrift: „Kriminalpolizeiamt des Saarland's“.

9. SZENE

Innen, Tag, Dr. Bern'ards Büro. Vom Panorama-Fenster hinter Bern'ards Schreibtisch aus hat man einen herrlichen Ausblick auf den Eiffelturm.

***Oder besser das?***

III. Akt

14. SZENE

Außen, Mittag, Centre Pompidou. Über dem Haupteingang hängt ein Schild mit der Aufschrift: „Saarland's Super-Cops“.

15. SZENE

Innen, Dr. Bern'ards Büro. Vom Panorama-Fenster hinter Dr. Bern'ards Schreibtisch hat man einen herrlichen Ausblick auf die Tower-Bridge.

***Mit wachsender Spannung wird der Schauplatz immer großartiger:***

IV. Akt

8. SZENE

Außen, Vormittag, Taj Mahal. Über dem Haupteingang hängt ein Schild mit der Aufschrift: „Kriminalpolizeiamt des Saarlandes, Abteilung Mord und Totschlag. (We're coming to take you away, haha!)“

Dr. Bern'ard und Palli verlassen das Gebäude und werden sofort von Reportern bedrängt. Sie drängen sich ohne zu antworten durch die Fragenden. Es wird durcheinander geredet „Herr Kommissar, ist die Polizei machtlos?“, „Wird der Bürgerpark zum Würgerpark?“, „Haben Sie eine Vermutung, wer der Ripper sein könnte?“ usw.

**Und nun einige Kostproben. Zunächst erleben wir das Ehepaar Müller aus Deutschland, das irgendwas im Schilde führt gegen unsereins, dafür aber hart büßen muß:**

II. Akt

I. SZENE

Innen, Abend, ein vornehmes Restaurant.

Das Ehepaar Müller aus Deutschland hat seine Tochter Lieschen zum Abendessen eingeladen. Der Kellner will gerade die Bestellung entgegennehmen.

*Kellner:*

Haben die Herrschaften schon gewählt?

*Herr Müller:*

Ja, ... äh, nein, eigentlich äh, wir sind uns noch nicht schlüssig. Wir haben etwas Schwierigkeiten, die Karte zu lesen.

*Kellner:*

Aah so. Ja, die ist auch funkelnelneu von einer aus Saarbrücken stammenden weit über die Grenzen hinaus bekannten Künstlerin entworfen worden. Sie hat eine etwas eigenwillige Handschrift.

*Herr Müller:*

Oh, nein, nein, die Handschrift ist schon in Ordnung, wo wir her kommen, lernt man diese Art der Kalligraphie bereits in der Untersekunda. Es ist eher das, was es heißen soll. Zum Beispiel hier (mit etwas Widerwillen): Hooriche.

*Kellner:*

Hoorische. Ja, das sinn also so ganz kloore Kadoffel... Ähem, es handelt sich hierbei um eine spezielle Art von Kartoffelklößen aus rohen...

*Herr Müller:*

Und Gefillde?

*Kellner:*

Das sinn Horrische mit Schweinslewwer, äh... mit Chweineleber oder Hackfleisch gefüllt.

*Herr Müller:*

Und Geheirade?

*Kellner:*

Kartoffel und Mehl-Knepp, -Knöpfe.

*Herr Müller:*

Haben Sie vielleicht irgendetwas ohne Kartoffeln?

*Kellner* (nach hinten rufend):

Lissbett, hamm mir ebbes ohne Krumbeere?

Die Familie schaut sich ratlos an.

*Kellner:*

Lisbett. Heersche nedd!?

*Ein Gast vom Nebentisch:*

Herr Ober.

*Kellner:*

(Zum Gast) Jetz wahddochemo. Sisch doch, daß isch am bediene bin. (Nach hinten) Lissbett! Herrschaftszeide nochemoh. Wo bische dann schon widder! (Zu den Müllers) Wenn Sie mich bitte entschuldigen würden. Ich muß jetzt doch einmal guggen, was dieses Weip in der Kösche chon wieder treipt.

*Gast vom Nebentisch:*

Herr Ober, könnten Sie bei dieser Gelegenheit...

*Kellner:*

Isch komme jo gleich nommo. Es werd jo noch e bissjse Zeit hann.

Der Kellner geht in die Küche. Die Müllers und der Gast vom Nebentisch schauen sich ratlos an.

*Gast vom Nebentisch* (entschuldigend):

Es ist nur... (er zeigt auf seine Frau, die röchelnd am Boden liegt) wegen meiner Frau.

*Kellner* (in der Küche brüllend):

Heer moh, hasch du de Ahschuff. Isch hann do drauße de Lade voll Leid unn du huggsch do unn schneidsch da die Zehwäschesel.

Nach einem kurzen, undeutlichen Gemurmel kommt der Kellner wieder aus der Küche.

*Gast vom Nebentisch* (verzweifelt):

Herr Ober, meine Frau...

*Kellner* (betrachtet verächtlich die röchelnde Frau):

Heer mo gudd zu, Freundsche. Wass mennschdann du, was mir alles schon durchgemach hann. (Bemüht hochdeutsch) Die vielen Kriege, 1870/71, erscher Weltkriesch, zwedder Weltkriesch, Anschluß an Frankreich, Anschluß an Deutschland, Tschernobyl, Ozonloch...

*Gast:*

Herr Ober, Sie sind doch erst höchstens 25 und Tschernobyl und Ozonloch sind sicher nicht persönlich gegen sie gerichtet.

*Kellner* (nimmt den Gast beim Kragen):

Jetz pass mo gudd uff, Freundsche. Isch loss mir von dir nedd sahn, isch wär paranoisch. Mit uns hannas jo schon immer gehadd, ihr Scheiß-Ausländer. Awwa mit mir nedd. Iss das klar?

*Gast* (ängstlich zu seiner Frau blickend):

Ja, ja, ist gut. Ich glaube sie ist sowieso gerade erstickt. Lassen Sie sich nur Zeit.

*Kellner:*

Schonn besser. Schon vill vill besser. (Zu den Müllers) Ohne Kartoffeln könnte ich den Herrschaften heute Dibbelabbes empfehlen. Da sind zwar auch Kartoffeln drin, aber nur wenig, und auch nicht so richtig, eher so kleingedatscht.

## 2. SZENE

Außen, Abend, vor dem Restaurant.

Die Müllers verlassen das Restaurant.

*Frau Müller:*

Also ich muß sagen, es hat wirklich ausgezeichnet geschmeckt, trotz der etwas ... merkwürdigen Umstände und dieser kleinen harten Stückchen.

*Herr Müller:*

Ja, in der Tat, meine Liebe, es war besser als ich befürchtete. Aber du, meine zarte Tochter, wie hältst du es in diesem wilden Land nur aus.

*Lieschen:*

Ach lieber Papa, die Menschen hier sind vielleicht beim ersten Mal etwas komisch, etwas fremdscheu vielleicht, aber wenn man sie einmal näher kennt, dann weiß man schon, daß in der ach so rauhen Schale meist nichts anderes als liebenswerte hohle Nüsse sich verbergen.

**Schreckliche Abenteuer hat Kommissar Palli zu bestehen:**

III. Akt

## 2. SZENE

Außen, Tag, St. Johanner Markt. Palli steht an einem Baum und beobachtet einen Buchladen. Im Fenster des Ladens hängt ein großes Schild mit der Aufschrift: „Wir führen Bücher in deutscher Sprache.“ Das Akkordeon-Thema der Palü-Serie ist zu hören. Palli wird immer nervöser. Er dreht sich um und gibt einem Akkordeon-Spieler ohne Beine auf einem Roll-Brett einen Zehn-Mark-Schein. Der hört sofort auf zu spielen und rollt weg. Palli wendet sich wieder dem Buchladen zu. Entfernt erklingt wieder das Palü-Thema. Es

kommt langsam näher, das Thema wird jetzt von mehreren Akkordeons in verschiedenen Tonarten und Tempi gespielt. Palli dreht sich um. Hinter ihm sind 27 Akkordeon-Spieler ohne Beine auf Roll-Brettern und blicken ihn auffordernd an.

## 3. SZENE

Außen, Tag, Bahnhofstraße.

Palli verfolgt einen verdächtig aussehenden Mann in einem grauen Mantel, der eine Aktentasche in der Hand trägt und auf dessen rechter Schulter mit Kreide ein „M“ geschrieben steht. Der Mann betritt das Restaurant, in dem die Müllers kürzlich waren. Palli bleibt erstaunt, fast schockiert stehen.

## 4. SZENE

Innen, Tag, Pallis Wohnung.

Palli und Äh sitzen bei Rotwein und Käse zusammen.

*Äh:*

Und er ist in Lillys Restaurant gegangen?

*Palli:*

Jo.

*Äh:*

Bist du ihm nachgegangen?

*Palli:*

Jo.

*Äh:*

Unn?

*Palli:*

Ei pass uff.

## 5. SZENE

*Beginnt am Ende von Szene 3.*

Palli geht dem Mann nach. Er betritt das Restaurant. Der Verdächtige zieht gerade seinen Mantel aus. Es ist der Kellner.

## 6. SZENE

Wie Szene 4.

*Äh:*

Dann ist es ja nicht verwunderlich.

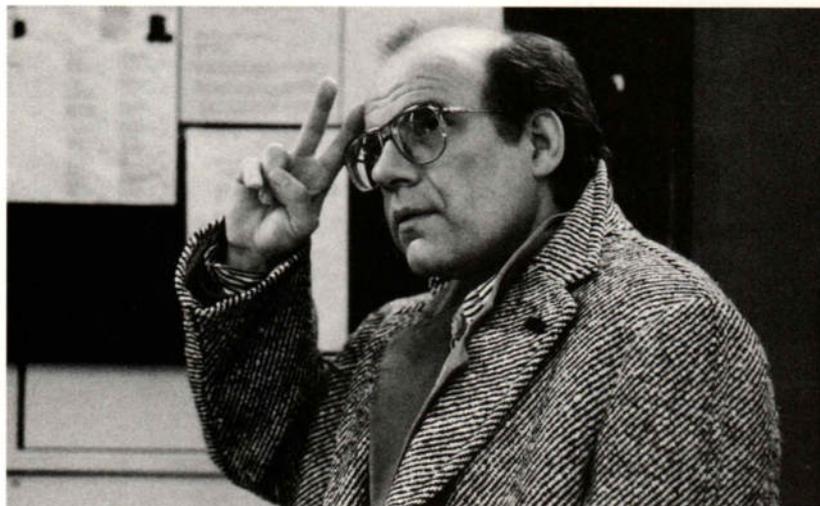
*Palli:*

Wahd's ab.

## 7. SZENE

Lillys Restaurant.

Der Kellner hat Palli noch nicht bemerkt und geht in die Küche zu Lilly. Palli schaut durch die offene Küchentür. Man sieht jetzt, daß es sich bei Lilly um die Frau aus Akt I, Szene 8 handelt. Der Kellner gibt ihr die Aktentasche, sie öffnet sie, schaut hinein und macht einen sehr



zufriedenen Eindruck.

*Lilly:*

Das hasche gudd gemacht, Spätzje.

*Kellner:*

Wa ganz leischd.

*Lilly:*

Hadd disch jemmand gesiehn?

*Kellner:*

De Palli is ma bis doher nohgehoff. Der stehd jetz sischer an da Dier unn macht große Ohre.

Palli erschrickt. Er will sich umdrehen und verschwinden, wird aber plötzlich niedergeschlagen.

#### 8. SZENE

Innen, ein spärlich beleuchteter Kellerraum.

Palli sitzt gefesselt und geknebelt auf einem Stuhl. Er kommt langsam zu sich und sieht Lilly, den Kellner und Lieschen Müller in Nazi-Uniformen.

*Palli:*

Lilly!

*Lilly:*

Salli Palli.

*Palli:*

Lieschen!

*Lieschen:*

Bonjour Parcour.

*Palli:*

Kellner!

*Kellner:*

Tach Pach.

*Palli* (die drei anderen sprechen das Folgende gelangweilt mit):

*Wo binnisch? Wassiss passiert?*

*Wie kommissch hierher?*

*Lieschen* (von ihrem Gehabe her eindeutig als der bereits erwähnte Gruppenleiter zu erkennen):

Mein lieber Marcel Palli. Sie sind hier an einem Ort, an dem sie uns nicht schaden können.

*Palli:*

Wie sollt isch eusch schaden?

*Lieschen:*

Sie wissen zuviel!

*Palli:*

He?! Isch wäs zuviel? Isch wäs gar nix.

*Lieschen:*

Dann werde ich es ihnen jetzt erzählen.

*Palli* (verzweifelt):

Näh, bloß nedd. Isch will's gar nedd wisse. Iss ma eschd egal. Loss'n misch doch ähmfach gehn.

*Lieschen:*

Oh nein, so leicht kommen sie nicht davon. Sie werden jetzt schön zuhören.

#### 9. SZENE

Wie Szene 4 und 6.

*Äh:*

Und weiter?

*Palli:*

Isch wäs nimme.

#### 10. SZENE

Der Keller.

In rascher Schnittfolge sieht man, wie Palli von Lilly und dem Kellner betrunken gemacht wird, während Lieschen ihm irgendetwas erzählt. Dann setzen sie Palli in ein Auto und lassen ihn losfahren.

Er wird von einer Streife angehalten.

Er gibt Dr. Bern'ard seinen Führerschein und Dr. Bern'ard gibt ihm einen kleinen Schlüssel.

Palli sperrt mit dem Schlüssel ein Fahrradschloß auf und fährt nach Hause.

#### 11. SZENE

Wie Szene 9.

*Äh:*

Und du kannst dich wirklich an nichts erinnern?

*Palli:*

Näh, eschd nedd. Nur so e bißje was von Franzose und Deutsche

unn de Schorsch wär Fahrräder ... näh Quatsch ... e Varäher gewähn unn irjendebbes vom Dr. Bern'ard.

#### **Es fließt viel Blut:**

IV. Akt

4. SZENE

Außen, Tag, Bürgerpark.

Eine Spaziergängerin findet Lillys Leiche. Zuerst erschrickt sie, fängt sich aber schnell, versichert sich, daß niemand sie gesehen hat, zieht Lillys Ring vom Finger und steckt ihn ein. Dann schreit sie.

#### 5. SZENE

Außen, Tag, Innenhof des Kulturcafés.

Hochgradig moderne Kunst ist im Hof ausgestellt. Ein gelangweilter Fußgänger entschließt sich, sich das einmal anzusehen. Er betritt den Hof und betrachtet eine Zeitlang gelangweilt die ausgestellten Gegenstände. Plötzlich bleibt er fasziniert stehen, begeistert von einem der Objekte. In einem spitzen und scharfkantigen Ausstellungs-Stück steckt die Leiche von Lieschen Müller.

#### 6. SZENE

Außen, Nacht, ein Parkplatz.

Ein Streifenpolizist macht seine Runde. In einem Wagen sieht er eine anscheinend schlafende Person. Er klopft ans Fenster. Keine Reaktion. Er geht langsam um das Auto herum und sieht, daß die Person im Wagen (der Kellner) eine Axt in der Brust stecken hat. Der Polizist flüstert „Scheiße“ und schleicht sich davon. Die Leiche wird am nächsten Morgen vom Parkplatz-Wächter gefunden.

## 7. SZENE

Artikel aus verschiedenen Tageszeitungen werden eingeblendet.

Frankfurter Allgemeine:

„Drei Morde an einem Tag. Saarbrücker Rekord.“

Stuttgarter Allgemeine:

„Das Grauen hat eine neue Heimat.“

Bild:

„Mein Gott, wird es nie ein Ende nehmen!“

Saarbrücker Zeitung:

„Lyoner soll schon wieder teurer werden.“

**Die Spannung entlädt sich schließlich in einem finale furioso:**

V. Akt

## I. SZENE

Außen, Dämmerung, auf dem Dach der Saar-Galerie. Man hat einen wunderbaren Ausblick auf Saarbrücken. Im Osten der Eifelturm, im Westen die Tower-Bridge, das ganze vor der Sky-Line von Manhattan.

Ein paar Penner sitzen an einem kleinen Lagerfeuer. Sie lassen eine Rotweinflasche rumgehen.

1. Penner:

Ein ausgezeichnetes Tröpfchen.

2. Penner:

Ja, da bin ich ganz deiner Meinung, mein Freund. Vielleicht noch ein wenig jung, aber da steckt das Potential für einen Jahrhundertwein drin.

3. Penner:

Na ja.

2. Penner:

Doch, glaub mir. Wir lassen die anderen Flaschen mal noch ein paar Jahre liegen. Du wirst dich wundern.

3. Penner:

Nein, nein, ich kann mir nicht vorstellen, daß da noch viel passiert. Der 90er ist zwar nach-



weislich ein ausgezeichneter Jahrgang, aber der hier, der ist gepanscht.

1. Penner:

Was!? Spinnst du? Weißt du, wo ich den her habe?

3. Penner:

Ja, ja, ist mir schon bewußt. Aber ich kenne da einen kleinen Weinbauern im Elsaß, ... ich meine, also da kommt nicht jeder dran, zugegeben. Der hat eine so geringe Produktion, und der macht das halt eben auch nur aus Spaß, überhaupt nicht kommerziell, daß, nachdem die Stammkundschaft ihre Vorbestellungen abgeholt hat, nur noch ein paar Flaschen übrig bleiben. Und die kriegt wirklich nur der, den der Wein glücklich macht. Verstehst du? Nicht irgendjemand, der mal eine Kiste kaufen will. Wenn der merkt, daß man probiert und Ahnung hat und weiß, was man da trinkt und daß es einen glücklich macht, dann kriegt man mal ein paar Flaschen.

2. Penner:

Okay, das ist klar. Aber du sagst ja selbst, daß man da nicht so leicht dran kommt. Also realistisch betrachtet ist der, den wir hier haben, ja wohl gut genug. Außerdem mußt du ihn mal probieren zu einem Kohlrabi-rahmsüppchen. Da wirst du verrückt. Wie der Geschmack sich entfaltet, den Kohlrabi erst nur zart überdeckend, dann aber sich langsam, wirklich langsam, ohne jede Hetze, ich sage dir, er drängt sich deinem Gaumen überhaupt nicht auf, wie er sich also aufteilt in deinem Mund, du glaubst, deine Geschmacksnerven zählen zu können, wenn dieser wunderbare Wein nach und nach jeden einzelnen ... äh,

wie soll ich sagen, ... antippt, massiert, streichelt, ich sage dir ...

*I. Penner:*

Still.

*2. Penner:*

Ja, das ist ein gutes Wort. Der Wein stillt sich quasi, wenn ich Heidegger mal paraphrasieren darf, in das Sein deiner Geschmackswahrnehmung, läßt also eine Art ... Stille des Seins des Geschmacks in der Lichtung der Wahrheit anwesen.

*I. Penner:*

Sei doch mal ruhig.

*2. Penner:*

Ja, und ruhig. Eine ruhige Zufriedenheit in all den Unbilden dieser lauten und hektischen Welt ...

*I. Penner:*

Psst. Ich hör was.

*2. Penner:*

... wird hörbar. Man könnte also sagen (überlegt kurz): In der Anwesenheit der Stille des Seins des Geschmacks in der Lichtung der Wahrheit machen sich Zufriedenheit und Ruhe im Chaos der Zeit und des Raumes als sie selbst von ihnen selbst her kommend hörbar als das, was sie in sich selbst sind. Ja. Wenn man diesen Rotwein trinkt. Und dabei ein Kohlrabisrahmsüppchen schlürft. Denn Kohlrabisrahmsüppchen muß man schlürfen. Nur wenn man Kohlrabisüppchen schlürft, gibt man ihm die Möglichkeit, in den unendlichen Wahrnehmungskombinationen der unterschiedlichen Geschmacks- und Geruchsseindheiten seinen Zugang zur letztlich wahren Geschmacks-Geruchs-Kombination, als jener, die vom Sein für es bestimmt ...

*I. Penner:*

Verdammt, da kommt ein Auto.

Ein Wagen ist zu sehen. Die drei Penner treten das Feuer aus und verstecken sich.

2. SZENE

Innen, Morgen, Äh Woddsens Wohnung.

Palli schläft noch immer. Äh Woddsen schleicht sich aus der Wohnung und sperrt die Tür von außen zu.

3. SZENE

Dach der Saar-Galerie. Luftaufnahme.

Ein zweiter Wagen kommt die Auffahrt hoch und hält mit einigen Metern Abstand gegenüber dem ersten Wagen. Kurz danach kommt ein dritter, dann ein vierter Wagen.

4. SZENE

Äh Woddsens Wohnung.

Palli wird wach. Er hat Kopfweh.

5. SZENE

In einem Auto auf dem Dach der Saar-Galerie.

*Dr. Bern'ard:*

Worauf warten wir noch?

*Hoover:*

Auf den Chef.

Dr. Bern'ard blickt ihn überrascht an.

6. SZENE

Äh Woddsens Wohnung.

Palli schiebt ein paar Croissants zum Aufbacken in den Backofen.

7. SZENE

In einem anderen Wagen auf dem Dach der Saar-Galerie.

*Kalle:*

Auf wen warten wir noch?

*Chou-Chou:*

Auf den Chef.

Kalle blickt sie überrascht an.

8. SZENE

Äh Woddsens Wohnung.

Palli nimmt die leicht angebrannten Croissants aus dem Backofen. Er öffnet eine Dose Bier.

9. SZENE

In einem anderen Wagen auf dem Dach der Saar-Galerie.

Lou-Lou klopft nervös mit den Fingern auf das Lenkrad.

10. SZENE

Äh Woddsens Wohnung.

Palli will losgehen, bekommt aber Magenkrämpfe und rennt zur Toilette.

11. SZENE

In einem anderen Wagen auf dem Dach der Saar-Galerie.

*Herr Müller:*

Hoffentlich kommt er gleich.

*Frau Müller:*

Hoffentlich hat er uns nicht reingelegt.

12. SZENE

Vor Äh Woddsens Haus.

Palli pumpt sein Fahrrad auf. Ein Wagen von der Straßenreinigung kommt vorbei und spritzt ihn naß. Der Fahrer ruft aus dem Seitenfenster: „Sorry, Porry!“

13. SZENE

Die Saar-Galerie in Totale.

Ein Hubschrauber nähert sich.

14. SZENE

Luftaufnahme der vier Autos auf dem Dach der Saar-Galerie.

Aus allen vier Autos hört man gleichzeitig den erleichterten Kollektiv-Aufschrei: „Na endlich!“

## 15. SZENE

Morgendlich leergefegte Bahnhofstraße.

Palli auf dem Fahrrad.

## 16. SZENE

Karstadt-Passage.

Palli, sein Fahrrad auf der Schulter, läuft die Treppen runter.

## 17. SZENE

Dach der Saar-Galerie.

Der Hubschrauber landet.

## 18. SZENE

Wilhelm-Heinrich-Brücke.

Palli, sein Fahrrad auf der Schulter, kommt die Treppe hoch. Oben steht eine Plakatwand mit der Aufschrift: „Schlecht gelaunt? Unfreundlich? Hassen Sie Radfahrer? Dann sind Sie unser Mann: Werden Sie Busfahrer bei den Saartal-Linien!“

## 19. SZENE

Dach der Saar-Galerie.

Die Tür des Hubschraubers öffnet sich. Äh Woddsen wird gefesselt und geknebelt hinausgeworfen.

## 20. SZENE

Luftaufnahme. Die vier Wagen, der Hubschrauber, Äh Woddsens zusammengekrümmter Körper am Boden.

Die Insassen der vier Wagen steigen aus. Eine Person steigt aus dem Hubschrauber.

## 21. SZENE

Seitenansicht der Saar-Galerie.

Palli, das Fahrrad auf der Schulter, rennt die Treppe hoch. Irgendwann fällt ihm ein, daß er es eigentlich nicht mehr braucht. Er wirft es verärgert weg und läuft weiter.

## 22. SZENE

Dach der Saar-Galerie.

Nacheinander sind die erstaunten Gesichter von Chou-Chou, Lou-Lou, Kalle, Dr. Bern'ard und den Müllers zu sehen. Nur Hoover grinst zufrieden. Die Person, die aus dem Hubschrauber gestiegen ist, ist Frou-Frou. Sie hat eine MP in der Hand.

*Frou-Frou:*

Los do, Vohde hoch und riwwer mid eisch!

Sie zeigt auf das Geländer. Die anderen gehorchen ängstlich. Hoover durchsucht sie und sammelt ihre Waffen ein. Er legt sie in den Hubschrauber.

*Frou-Frou (zu Hoover):*

Dange, Ahschloch. Kannsch disch grad näwedrahn stelle.

Hoover blickt sie ungläubig an.

*Frou-Frou:*

Na los! Werd's ball!

Er tut, was sie gesagt hat. Frou-Frou bindet Äh Woddsen los.

*Frou-Frou:*

Hoffendlich hasschda nedd weh gedohn.

*Äh Woddsen:*

Nein, geht schon. Ich frage mich nur wozu das gut war.

*Frou-Frou (überlegt):*

Stimmt. Warum hamman das üwwerhaupt gemacht?

Die drei Penner, die das alles die ganze Zeit beobachtet haben, kommentieren das Folgende mit Gesten und Mimik.

Äh Woddsen reißt ihr die Waffe aus der Hand.

*Äh Woddsen:*

Los, stell dich zu den andern! Mörderin!

*Frou-Frou:*

Jetzt wähs isch's wiedder.

Die drei Penner amüsieren sich noch mehr.

*Hoover:*

Okay, Franky, das hast du sehr

gut gemacht.

Er geht grinsend auf Äh Woddsen zu. Beide grinsen sich an. Hoover reißt ihm die Waffe aus der Hand.

*Hoover:*

Okay, Franky, stell dich da rüber! Mörder!

Äh Woddsen geht zu den andern. Frou-Frou blickt ihn schadenfroh an.

*Chou-Chou und Lou-Lou (gleichzeitig):*

Okay, Eddy, das war sehr gut ...

Sie blicken sich überrascht an. Erwartungsvoll blicken sie auf Hoover. Der grinst und gibt Lou-Lou ein Zeichen, daß sie zu ihm kommen soll. Sie geht zu ihm und reißt ihm die Waffe weg.

*Lou-Lou:*

Okay, Eddy, surück auf deine Plass. Mörrdär!

Die drei Penner beginnen sich zu langweilen. Palli kommt erschöpft die Treppe hoch.

*Dr. Bern'ard:*

Gudd gemacht, Lou-Lou. (Er nimmt ihr die Waffe ab) Los, stell disch do riwwer, Mörderin!

*Palli (außer Atem):*

Alles klar?

Alle außer Dr. Bern'ard im Chor: Nanü, Palü!?

*Dr. Bern'ard (zu Palli):*

Logo.

*Palli:*

Hasche die Babiere?

*Dr. Bern'ard:*

Die müsse im Hoover seim Koffer sinn.

Palli geht zu Hoovers Wagen und holt den Koffer raus. Er will ihn mit Gewalt öffnen.

*Hoover:*

Nein!

Palli hält inne.

*Hoover:*

Sie sprengen uns alle in die Luft.



Palli wirft ihm den Koffer zu. Die drei Penner ziehen die Köpfe ein. Das Folgende wird weiterhin durch Gesten und Mimik der drei Penner kommentiert.

*Palli:*

Dann machen sie ihn auf.

*Hoover:*

Dazu brauche ich einen zweiten Schlüssel.

*Palli:*

Wo ist der?

*Frou-Frou:*

Im Hubschrauer.

*Palli:*

Holl ne.

*Frou-Frou (schnell):*

Der iss imme Spezial-Fach, fa das isch e zwedder Schlüssel brauch.

*Palli:*

Unn wer hat denne?

*Herr Müller:*

Ich.

*Palli:*

Her demmit.

*Herr Müller (überlegt):*

Er ist in meinem Wagen.

*Palli:*

Holl ne.

*Herr Müller (schnell):*

Dazu brauche in einen zweiten Schlüssel.

*Palli:*

Wer hat denne?

Äh Woddsen und Chou-Chou wollen gleichzeitig „Ich“ rufen, Äh Woddsen gibt ihr den Vortritt.

*Chou-Chou:*

Isch.

*Palli:*

Unn wahrscheinlich brauchsche e zwedder Schlüssel, um drahnzekerme.

*Chou-Chou:*

Näh.

*Palli:*

Dann her demit!

*Chou-Chou (überlegt):*



Ich brauch e ... e ... eine ... siebenstellige Kombination für das Spezial-Fach in meinem Wagen.

*Palli:*

Wer kennt die?

*Lou-Lou:*

Isch.

*Kalle:*

Awwa die kennt nur die erschde vier Stelle.

*Palli:*

Und du kennschd die letschde drei?

*Kalle:*

Jo.

*Palli:*

Gudd.

*Kalle:*

Awwa isch hannse vagess.

*Palli:*

Unn?

*Kalle:*

Isch hannse uff e Zeddel geschrieb.

*Palli:*

Wo iss der Zeddel?

*Kalle* (nachdem ihm nichts einfällt):

Wähs ich nedd.

*Äh Woddsen:*

Ich weiß es aber.

*Palli:*

Wo?

*Äh Woddsen* (blickt sich suchend um):

Er ist, ... äh, ... er ist in ... einem Spezialfach ...

*Palli* (ungeduldig):

Das is nix Neues.

*Äh Woddsen:*

Er ist in einem Spezialfach im äh, ... hmmm, im Hubschrauber.

Er ist im selben Spezialfach im Hubschrauber wie der zweite Schlüssel zum Koffer.

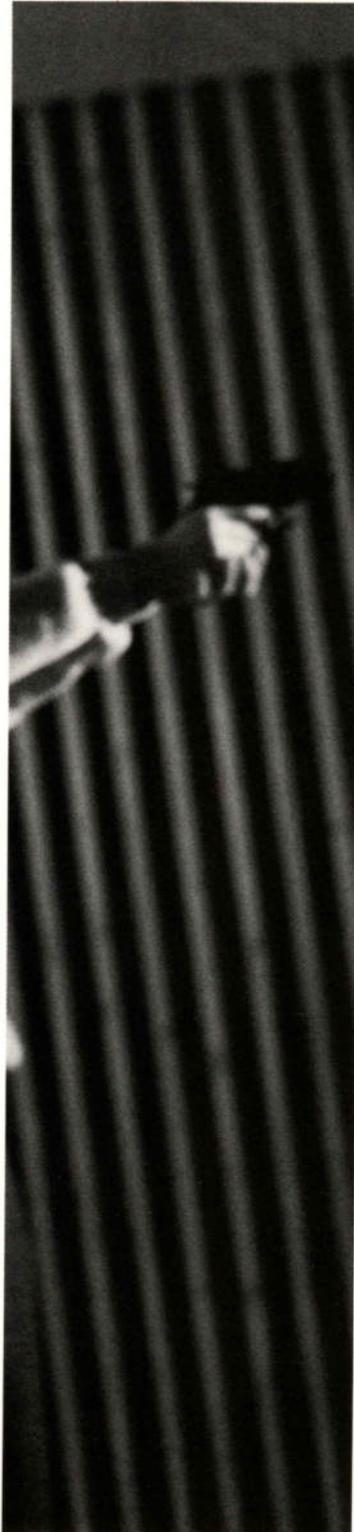
*Palli:*

Wäsche, was das heischd?

*Äh Woddsen* (stolz):

Ja.

Er blickt sich zufrieden um. Alle



geben sich zustimmende Zeichen über diese gelungene Aktion.

*Palli:*

Hmm. Also, dann muß isch emohl kurz nodengge.

Der 2. Penner kommt langsam und vorsichtig aus dem Versteck.

*2. Penner:*

Entschuldigung. Äh, hallo. Darf ich was sagen?

*Palli* (erstaunt):

Ei was iss'n das do jetz schon widder?

*2. Penner:*

Ja, äh ..., wissen sie, wir, meine Freunde und ich, äh ..., wohnen hier und da wurden wir nun unfreiwillige Zeugen dieser äh, nun ja, dieser noch im Werden befindlichen Verhaftung.

*Palli* (mit seinem Pass-uff-wasde-sahschd-Blick):

Unn?

*2. Penner:*

*Nun ja, wenn ich frei sprechen darf ...*

*Palli* (bemüht hochdeutsch):

Dies ist ein freies Land.

*2. Penner:*

Dazu vielleicht später mehr. Aber, wie ich soeben hier mit ansehen und anhören konnte, handelt es sich bei diesen Menschen um solche, die einem gerüttelt Maß an Dreistigkeit nicht im Geringsten verlustig gehn.

*Palli* tut so, als hätte er alles verstanden.

*2. Penner:*

Ich hielte es insofern also für nicht allzu gewagt, wenn wir, nur um in der Sache vorläufig einen Schritt weiterzukommen, die folgende Arbeits-Hypothese aufstellen würden: Dieser Koffer enthält keinen Sprengsatz.

*Palli:*

Also näh, das iss absoluter

Quatsch. Das würd bedeude, daß die ganze Leid misch do algebraare in de ledschde paar Minudde ahngeloh hann.

2. Penner:

Ja.

Palli:

Das glahwischnedd.

2. Penner:

Statistisch würde das bedeuten, daß auf sieben Lügner ein Dummkopf kommt. Das ist realistisch.

Palli:

Na gudd. Unn was machma dann?

2. Penner:

Wir können, wie man so sagt, auf Nummer Sicher gehen und den Koffer einfach vom Dach werfen.

Palli:

Gudd.

Der 2. Penner reißt Hoover den Koffer aus der Hand und wirft ihn vom Dach. Den Koffer.

### 23. SZENE

Straße vor der Saar-Galerie.

Der Koffer fällt auf die Straße und springt auf. Ein Spaziergänger hebt ihn auf, schaut sich die Akte an und fängt an zu lachen.

### 24. SZENE

Außen, Tag, Schloß Versailles. Über dem Haupteingang hängt ein großes Schild mit der Aufschrift: „Pallis Zentrale. Damit sie kriegen, was sie verdienen“.

### 25. SZENE

Innen, Pallis Büro. Vom Panorama-Fenster hinter Pallis Schreibtisch hat man einen herrlichen Ausblick auf Monaco.

Palli ist gerade dabei, einen Stadtplan von Saarbrücken auf eine Korkwand zu pinnen. Ein informelles Klopfen an der Tür

und Dr. Bern'ard kommt herein.

Palli:

Unn?

Dr. Bern'ard:

Alles klar. Soweit.

Palli:

Soweit?

Dr. Bern'ard:

Jo. De Minischderpressidännnd iss (bemüht hochdeutsch) sehr zufrieden mit unserer Anndakawwa-Aktion.

Er schweigt betreten.

Palli:

Ja unn? Was noch?

Dr. Bern'ard:

Na ja, er hat halt so Anspiehlunge gemach.

Palli:

Mein Gott, jetz schwetz nedd drumrum. Was dann?

Dr. Bern'ard:

Ihm hat halt die Äcktschen gudd gefall und die Werbung in de Zeidunge.

Palli:

Unn?

Dr. Bern'ard:

Er hat gemennt, mir sollte in Zukunft enger mimm Verkehrsverein sesamme schaffe.

Palli:

So e Quatsch!

Dr. Bern'ard:

Außerdem will er ess Nuddevierddel ausbaue unn de Mähde mo a paar eschd heiße Klääder spendiere, du sollsch in e Französisch-Kurs unn die Vorderlischder an unsere Autos will er gelb färwe losse.

Palli:

Das iss doch absoluter hirnverbrannder Kabbes!

Dr. Bern'ard:

Das hasche scheen gesaht.

Palli:

Dangge.

Dr. Bern'ard:

Bidde.

Sie schweigen kurz.

Palli:

Ferddisch?

Dr. Bern'ard:

Ferddisch.

Palli:

Eigentlich würd isch jo gähr de ledschde Satz sahn.

Dr. Bern'ard:

Von mir aus.

Palli:

Ei du loschd mich jo nedd.

Dr. Bern'ard:

Ei woher soll isch dann wisse, daß du nix meh sahn willsch.

Palli:

Isch will jo noch was sahn.

Dr. Bern'ard:

Ei was dann?

Palli:

Ei de ledschde Satz.

Dr. Bern'ard:

Ei dann mach doch.

Sie schweigen wieder kurz.

Palli:

Wähsche was?

Dr. Bern'ard:

Was?

Palli:

Isch losses liewer.

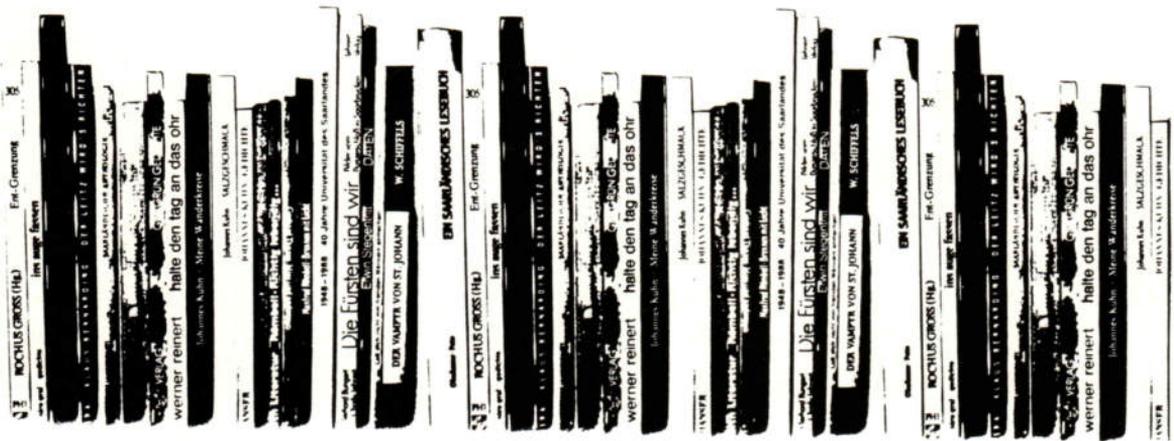
Dr. Bern'ard:

Fa wa?

Palli:

Isch glaab, das nemmt sonsch kah Enn meh.

LE FIN



## Hinunterschlingen oder Ausspucken?

Alfred Gulden: *Ohnehaus, Roman*, List Verlag, München 1991

Es gibt Romane, so hat es Musil einmal formuliert, „in denen die Augen stecken bleiben, als ob man einen großen Teller in Schnaps getränkter Makkaroni hinunterschlingen würde“. Andere Romane verschlingt man keineswegs so gierig. Man kaut auf ihnen herum, kommt nicht vom Fleck mit ihnen und spuckt sie wieder aus, kaum daß man richtig begonnen hat. Und noch eine dritte Sorte Romane gibt es: Das sind die, bei denen man weder richtig angetan noch richtig abgeneigt ist. Man liest bzw. kaut sich so durch und weiß auch am Schluß noch nicht, was man von ihnen halten soll.

Alfred Guldens neuer Roman „Ohnehaus“ gehört ganz bestimmt nicht zur dritten Kategorie. Wer ihn liest, denke ich, hat nur die Wahl zwischen Zustimmung und Ablehnung, zwischen Hinunterschlingen und Ausspucken. Entweder man empfindet ihn als ungenießbar und legt ihn nach wenigen Seiten mit allen Anzeichen des Entsetzens

und des Genervtseins aus der Hand, oder man fühlt sich von ihm beinahe unwiderstehlich angezogen, fühlt sich in ihn hineingezogen und verschlingt ihn mit Haut und Haaren – wie Musils Teller Makkaroni.

Worum geht es?

Nils – Guldens Hauptperson und alter ego – fährt durch das nächtliche Frankreich Richtung Atlantik. Während der Fahrt, bei der er am Steuer einnickt und um ein Haar einen Unfall baut, verfolgen ihn die Erinnerungen an sein bisheriges Leben: an die Kindheit, das Elternhaus, die Schule. Am Ziel seiner Reise, es ist St. Nazaire, angekommen, mietet sich Nils – er ist Schriftsteller – in einer kleinen, eher schäbigen Pension ein. Auch in St. Nazaire beschäftigen ihn, mal als Tagträume, meistens jedoch als Alp- und Fieberträume, die Erinnerungen an früher: an die Kindheit, an die Eltern, an das Internat im bischöflichen Konvikt in Prüm, an seine jugendlichen Verliebtheiten und Lieb-schaften.

Mehr und mehr interessiert er sich aber auch jetzt für seine neue Umgebung. Er unterhält

sich mit Monsieur Silvain, dem Portier und Faktotum der Pension, er sitzt im Café am Hafen, unternimmt Ausflüge in die Umgebung und schwärmt für die schöne Verkäuferin im Comicladen, die aussieht wie eine Comicfigur.

Viel aufregender als diese Geschichten und Geschichtchen des Romans ist jedoch die Art und Weise, wie sie erzählt werden, sind Stil und Sprache des Romans. Wie ein Orchester, das aus dem Stand heraus mit allem, was es hat – presto, fortissimo –, einsetzt, legt er los und überschüttet den Leser von der ersten Seite an mit einem verbalen Trommelfeuer, einem Wortgewitter, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Ein Sturzbach von Wörtern, Kurzsätzen, Wortpaaren, Wortgruppen und Wortreihungen geht auf ihn nieder, ein Hagel von Sprüchen, Sentenzen, Wortspielen, Abzählreimen, Kinderversen und Zungenbrechern. Wörter und Sätze sprudeln nur so hervor, ein Wort provoziert das andere, alles ist mit allem verbunden, Gegenwart und Vergangenheit, Realität und Einbildung, Nahliegendes und Weit-

hergeholtes. Die aktuelle Migräne, die Abenteuer- und Indiangeschichten aus den Schmökern der Kindheit, das Unglück im Dorfgasthaus vor dreißig Jahren, die erotischen Fantasien im Stau bei Paris, die Ermahnungen der Eltern, die Unbilden der nächtlichen Autofahrt, das alles vereint sich bei Gulden zu einem schier endlosen Wörterstrom.

Eine Kostprobe: *„Eingeschlafen bin ich. Ich muß eingeschlafen sein! Fest tief. Ich darf nicht daran denken! Mitten im Fahren! Und nichts, nichts gemerkt. Und noch überholen wollen. Gott! Ich hätte mich zu Tode erschrecken können! Dieser Verrückte! Hupt mir ins Ohr! Jericho. Teufel nein! Und dann die Angst, daß sie weggeht, diese Angst, daß sie wegbleibt! Plötzlich weg ist! Mund breit, Mund rund und um Ulm und um Ulm herum. In Ulm, um Ulm, und um Ulm herum. Gut. Immer noch da. Nicht weggegangen. Mich nicht im Stich, hat mich nicht sitzenlassen. Zittert mit mir sogar! Jetzt: nur ruhig! Ruhig! Halt Ruhe. Locker Dich. Du, Dein ganzer Körper, locker, entspannen, lockert sich, werd locker, ist ganz gelockert. Locker und leicht jetzt. Leicht und luftig. Frank und frei, gehüpft wie gesprungen, auf und davon, durch dick und dünn, doppelt und dreifach, da und dort, los und ledig, hör auf! Aufhören! So nicht. Kann nicht. Wird nichts. Wie ich da krampf! Das kann nichts werden. Schnell ab! Mach los! Mach dich erst frei. Lehne runter. Flach liegen. Beine lang, die Arme. Erst einmal abzappeln. „Halt doch mal Ruhe! Bleib doch einmal nur für fünf Minuten, für fünf Minuten nur*

*ganz ruhig sitzen! Doch der Philipp hörte nicht, was zu ihm der Vater spricht. Er gaukelt und schaukelt, er trappelt und zappelt auf dem Stuhle hin und her. Philipp, das mißfällt mir sehr.“* (14-15)

Daß Sprache in Guldens Texten schon immer einen hohen Stellenwert – im Vergleich zum Inhalt – hat, ist für Gulden-Leser nichts Neues. Gulden dazu: „Ich schreibe, um Sprache sichtbar zu machen.“ Es geht Gulden nie nur um die Geschichte, die er erzählt, sondern immer auch um das Material, aus dem sie geformt ist: die Sprache. Nicht immer gelingt es Gulden jedoch, dieses Programm, diesen Vorsatz literarisch überzeugend umzusetzen.

Der „Greyhound“ beispielsweise, Guldens Amerika-Roman von 1982, ist nicht nur ein Horrortrip bis an die Grenzen der Belastbarkeit für den ‚Helden‘ des Romans, sondern auch bis an die Grenzen der Belastbarkeit strapaziös für den Leser. Endlosätze, die sich über zwanzig, dreißig Seiten, ja ganze Kapitel erstrecken und die Qualen des Romanhelden sinnfällig machen sollen, werden für den Leser selbst zur Qual. Was im „Greyhound“ nicht gelungen ist, ist im „Ohnehaus“ geglückt. Hier wirkt die Sprache, trotz ihres Hin und Her, trotz ihrer Sprünge und Kapriolen, trotz ihrer Atemlosigkeit jederzeit authentisch, nachvollziehbar und plausibel. Sie ergibt sich beinahe wie von selbst aus dem Inhalt, konkret aus den Eigenheiten und der Lebenssituation der Hauptfigur. Reden – Stakkatoreden – ist für Nils die einzige Möglichkeit, um sich in Angst- und Streßsituationen zu

behaupten. Reden heißt für ihn überleben. Also redet er. Redet, damit er nicht am Steuer einschläft, redet, weil er Angst hat, seine Stimme zu verlieren, redet, weil rasendes Kopfweh ihn fast zur Verzweiflung bringt.

Aber auch das hat mir gefallen an Guldens neuem Roman: Ich fand ihn – auf seine ganz besondere Art – ausgesprochen spannend. Ich fand es über weite Strecken richtig aufregend, diese Dauerrede von Nils/Gulden zu verfolgen. Ich las und dachte immerzu: Wie lange hält er das wohl noch durch? Dieses Tempo kann er unmöglich durchhalten! Ihm muß doch irgendwann einmal die Luft ausgehen! Und noch etwas hat mir an diesem Roman imponiert: Er ist über weite Strecken, was ja keineswegs selbstverständlich ist, mit seinen Sprachspielen, seiner Derbheit, seinem galligen Humor eine ausgesprochen amüsante, witzige und kurzweilige Lektüre.

Wer so loslegt auf den ersten hundert Seiten wie Gulden, der hat es natürlich schwer, sein Tempo bis zum Schluß zu halten. Und genau das ist auch Guldens Problem. Dem Roman geht im Schlußdrittel, also in den Teilen II und III, leider etwas die Puste aus. An die Stelle der mitreißend-spontanen Wörterflut von Teil I treten mehr und mehr harmlos-wohlgesetzte Tagebuchaufzeichnungen der Hauptfigur. Der Autor wird zwar einwenden, das sei gewollt und liege in der Konstruktion des Romans: Da Nils sich in St. Nazaire allmählich beruhigt, komme auch die Sprache zur Ruhe. Das stimmt natürlich, und das ist sicherlich auch sehr erfreulich für den arg verhetzten Nils. Dem Roman tut

es aber überhaupt nicht gut. Er büßt sein Tempo, seinen Biß und seine Originalität ein.

Mancher Leser wird sicher auch an der Bezeichnung von Guldens Text als ‚Roman‘ Anstoß nehmen. Mit einigem Recht, denn mit einem Roman im klassischen Sinne hat dieses Geschichtenpotpourri nicht allzu viel zu tun. Aber mit der Bezeichnung ‚Roman‘ ist es ja längst wie mit dem Abseits im Fußball: Abseits ist, wenn der Schiri Abseits pfeift. Also: Roman ist, wenn der Autor seinen Text Roman nennt.

Obwohl Gulden mit Orts- und Zeitangaben ausgesprochen zurückhaltend ist, merkt der Leser sehr schnell, daß Nils Saarländer ist und daß er in den 50er und 60er Jahren im Saar-

land groß geworden ist. Da ist vom „Güterzug mit weißglühendem Stahl aus dem nahen Hüttenwerk“ (34) die Rede, da gröhlen die jungen Fußballer: „Cindy, oh Cindy ...“ und andere Gassenhauer der 50er Jahre, und auch der „Westwallbunker hinter dem Garten der Eltern“ (116) ist nicht nur der Lieblingsspielplatz der Kinder, sondern weist auf die frühe Nachkriegszeit im Grenzland hin. Dennoch hat Gulden alles andere als ein Buch über das Saarland und die Saarländer geschrieben. Sein Thema ist ausschließlich sein unbehauster Nils, dessen Fluchtbewegungen aus den familiären und schulischen Fesseln und seine Versuche, in seiner neuen Umgebung in St. Nazaire wieder Boden unter die Füße zu bekom-

men. Dennoch hält der Roman für den Leser – quasi en passant – auch eine ganze Menge Informatives, Amüsantes und Interessantes über Land und Leute an der Saar in der Nachkriegszeit bereit: über das katholische Milieu, über die Sprüche und den Jargon der Zeit, über die Sexpraktiken und -bräuche der Teenager damals, kurz, über diese ganze spießige, verklemmte Cremeschnittchen- und Nierentischzeit, die im Nachhinein ja fast schon wieder sympathisch wirkt. Der Rezensent jedenfalls, selber in diesen Jahren groß geworden, hat diese Passagen mit großem Vergnügen gelesen.

**Dietmar Schmitz**

## Existenzerhellung durch Bewurf mit Denkschleiern

*Heinrich Kalbfuss, Bluffologie oder Die Kunst, sich durchzumogeln, Langen-Müller/Herbig, München 1991.*

Ein ganz wichtiges Kapitel fehlt in dem Buch „Bluffologie oder Die Kunst, sich durchzumogeln“. Gerade von Heinrich Kalbfuss hätte man erwartet, daß er prädestiniert sei, den alltäglichen Bluff in der Literaturver-

mittlung zu entlarven. Das Thema läßt sich zwar im letzten Kapitel „Bluffologie als Lebenstechnik...“ erahnen; es taucht auch andeutungsweise unter „Bluff in den Medien“ auf: „Wer den vielen Moderatoren, Kommentatoren und Vielrednern... zuhört, mag gelegentlich wünschen, daß auch die Ohren kotzen können“; auch das Vorwort schürt kühne Erwartungen: „Bluffologie bedeu-

*tet also nichts anderes als eine wissenschaftliche Methode zur Existenzerhellung durch Bewurf mit Denkschleiern“; - trotz all dieser Versprechungen und Andeutungen unterläßt es Kalbfuss, dem interessierten Leser mitzuteilen, wie man ein Buch rezensiert, ohne es gelesen zu haben.*

Die hier abgedruckten Zeilen wollen nun nicht das fehlende Kapitel mutwillig ergänzen. Da-

zu mangelt es dem Verfasser an den bluffologischen Grundkenntnissen, die man in erster Linie bei der „Academy of Bluffology in Middledeedleddy“ erwerben kann, die – wie könnte es anders sein – akademische Grade vergibt, nämlich den „MB: Master of Bluffology“ und als höchsten Grad den „AB: Artist of Bluffology“.

Dem Verfasser dieser Rezension fiele es darüber hinaus schwer, dem satirischen Ton von Kalbfussens Text in angemessener Form zu entsprechen, ganz zu schweigen vom Unvermögen der sprachlichen Durchdringung des komplexen Gedankengeflechtes. Denn *„der Gegenstand bluffologischer Forschung läßt sich... beschreiben als Lebens-technik, die auf kritischer Untersuchung sozialer Interaktionen und schichtspezifischer Verhaltensweisen gründet, um so in systemtranszendierender Weise durch metaerotische Impulse Ichstärke zu stabilisieren und zum Kampf gegen Fremdbestimmung durch das Über-Ich zu befähigen.“* Nein – der Rezensent gibt es lieber offen zu: Er hat das Buch nicht gelesen, jedenfalls nicht ganz.

Natürlich gibt es dafür keine Entschuldigung, allenfalls vielleicht diejenige, die Heinrich Kalbfuss selber anbietet: *„Es gehört zur Mittelmäßigkeit, sein Selbstwertgefühl vorwiegend aus der Arbeit zu ziehen und die Freizeit totzuschlagen, statt sie in Muße zu genießen. Der Bluffologe wird nach der Erkenntnis leben, daß der Fleiß der Mittelmäßigen mehr Schaden anrichtet als die Faulheit der Begabten.“* Nun mag es auf den Leser dieser Zeilen arrogant wirken, daß sich

der Verfasser offenbar mehr Begabung als Mittelmäßigkeit zu-rechnet; andererseits soll einem ausnahmsweise witzigen Buch im Reigen der todernsten Ratgeberliteratur nicht durch übermäßigen Fleiß unnötig geschadet werden.

Dann fällt sogar die Einsicht leicht, daß man selber doch zum Mittelmaß gehört. Dazu Heinrich Kalbfuss: *„Die Herausforderung des Bluffologen besteht darin, diesen Zustand zu reflektieren und dadurch zu transzendieren.“* Eine Seite weiter ergänzt er: *„Denn das Recht auf Dummheit wird schließlich von der Verfassung geschützt, es gehört zur Garantie der freien Entfaltung der Persönlichkeit. Andererseits: Der Klügere unter den Mittelmäßigen, also der Bluffologe, darf nicht nachgeben, wie das geläufige Sprichwort nahelegt. Er würde dadurch die Weltherrschaft der Dummen beschleunigen.“*

Nachgeben kann man guten Gewissens der Versuchung, das Buch quer, häppchenweise und nach und nach sogar ganz zu lesen. Es bietet für pluralistischste Neigungen eine adäquate „multidimensionale Reflexibilitäts-Struktur“, als da wären: Bluffologie in der Medizin, in der Liebe, in der Psychologie, auf Reisen, in der Politik, in der Wissenschaft, in der Talk-Show, in der Pädagogik, im Wirtschaftsleben, in der Jurisprudenz und in der Kirche.

Das Buch ist mit Sicherheit im Vergleich zu all den sonstigen Ratgebern die weit intelligentere Klo-Lektüre; schade nur, daß dieses eine verdammte Kapitel fehlt. Möglicherweise hat Kalbfuss das Manko schon vorhergesehen. Zwar rekurriert er nicht

schon auf die Problematik einer zu erstellenden Rezension; er beschreibt jedoch eine Gesprächssituation mit einem Reporter. Kalbfuss merkt an: *„Es lohnt sich, ein bluffologisch aufbereitetes Papier vorzulegen mit der Bemerkung, darin fände der Reporter alles, was er für seinen Beitrag brauchen könne, er möge sich nur beliebig daraus bedienen. Selbstverständlich erfährt der Reporter durch die ihm überlassenen Auskünfte auch von früheren Veröffentlichungen des Autors...“* Der Rezensent nimmt dieses Angebot gerne an und offeriert der staunenden Leserschaft den bisherigen publizistischen Werdegang eines hierzulande zu Unrecht unbekannt gebliebenen Autors: *„Aztekische Humordefizite unter der spanischen Conquista«, ein Beitrag für die kolumbianische Akademie der Wissenschaft, »Elemente feministischer Theologie im Frühwerk des Thomas von Aquin«, als Sonderdruck des Vatikanischen Verlags 1972 erschienen, »Die Bedeutung der Röhrengige (Hu kin) und der Wölbrett-Zither (Tjin) in der Chinesischen Kulturrevolution«, als Aufsatz in »Chinese Sciences«, Hongkong 1983, nicht zu vergessen »Die Sexualneurose des Apostel Paulus, ein psychoanalytischer Beitrag zur Exegese des Römerbriefes«, Paderborn 1987.“*

Das 1991 im Wirtschaftsverlag Langen-Müller/Herbig erschienene Oeuvre „Bluffologie oder Die Kunst, sich durchzumogeln“ reiht sich nahtlos und konsequent in die stringente Werkthematik von Heinrich Kalbfuss ein.

**Dirk Bubel**

# Courage in der Provinz

Klaus Bernarding, *Der Leitz wird's richten. Berichte aus Wortura, dipa-Verlag, Frankfurt 1991*

Klaus Bernarding versteht sich als ein politischer Schriftsteller. Er beruft sich gern auf den Franzosen Claude Tillier (1801-1844), der bei uns als Verfasser des Romans „Mein Onkel Benjamin“ bekannt ist. Ihm hat Bernarding *„nachgelesen, nachgedacht, ja nachempfunden: einem, der Lehrer war wie ich, aber nicht nur Lehrer sein wollte, der vier Kinder hatte, wie ich sie habe“*, der *„in der tiefsten Provinz geblieben“* ist und nicht *„nach der Weltstadt gegangen, um dort Karriere zu machen. So wenig, wie ich seinerzeit nach Hamburg oder Berlin gegangen bin“*. Tillier, *„ein Verfasser von Streitschriften gegen alles, was unter der Herrschaft Louis-Philipp konservatives Gedankengut des Systems ist“*. Dafür hat er seine Existenz aufs Spiel gesetzt und so ein Musterbeispiel abgegeben für *„Courage in der französischen Provinz“*. Bernarding hat Tilliers politische Pamphlete ins Deutsche übersetzt und bei uns bekanntgemacht. Ist er selber ein Beispiel für Courage in der saarländischen Provinz?

1972 beispielsweise hat Klaus Bernarding die „regierungs-v-erklärung“ veröffentlicht, eine satirische Zitaten-Collage aus Franz-Josef Röder und Fürst Wilhelm-Heinrich. Mit solchen Publikationen konnte man sich damals vom politischen Konsens nahezu aller Intellektuellen des Landes getragen fühlen. Was aber tut ein oppositioneller Autor wie Klaus Bernarding, der nicht nur zahlendes Mitglied ist, sondern von sich sagen lassen

kann: *„Er hat ja auch einiges getan für unsere Partei“* („Glückauf und nieder“, München 1978, S. 59) – was tut er, wenn seine Partei eines Tages die Wahlen gewinnt und wenn er, der Schriftsteller, dadurch an den äußeren Rand des inneren Zirkels der Macht gerät? Wenn er persönlich vom großen politischen Umschwung profitiert, indem er endlich dem ungeliebten Lehrerberuf entkommt?

Ein erster, nach drei Jahren gescheiterter Ausbruchversuch aus dem Lehrerberuf hinein ins Kulturamt der Stadt Sulzbach war in den 70er Jahren dadurch ausgelöst worden, daß jemand ihm an der Theke den Floh ins Ohr gesetzt hatte: *„Ich sag Dir's, Du wirst eines Tages Kultusminister werden!“* („Glückauf“, S. 17) Es dauerte dann noch rund zehn Jahre, bis Bernarding zwar nicht Minister, aber immerhin ins Kultusministerium abgestellt wurde und dort vom Oberlehrer über den Rektor zum Schulrat aufrückte. Ein Schriftsteller im Ministerium – in Frankreich wäre es nichts Außergewöhnliches, im Saarland hat der 1987 verstorbene Werner Reinert vorgemacht, wie man das mit Anstand durchstehen kann, und Bernarding selber hat noch kürzlich sein Vorbild Tillier mit dem Satz zitiert: *„Wenn ich mir mein Brot erbeteln müßte, dann nicht in den Vorzimmern der Minister.“*

Bernardings erstes Buch nach der saarländischen Wende war ein Band mit Prosastücken. „Peñiscola“ (Lebach 1988) hätte man als ein Zurückweichen von der Politik lesen können. In Wahrheit war der Verzicht auf das im engeren Sinne Politische Bernardings literarische Chance.

„Peñiscola“ ist, meiner Meinung nach, Bernardings bestes Buch geworden. So nah wie in dieser Prosa war er sich bis dahin nie gekommen.

Mit „Der Leitz wird's richten“ ist Klaus Bernarding nun wieder zur objektivierenden Schreibweise zurückgekehrt. Sein Material sind die Erfahrungen, die er seit 1985 im Innern der Bürokratie, der Exekutive machen konnte. Eine Abrechnung mit Diether Breitenbach, der Bernarding damals in sein Ministerium geholt hatte? Grund genug hätte er, so viel kann man sich aus dem Buch zusammenlesen. Es macht sicher keinen Spaß, wenn man, selber Schriftsteller, Glückwunschschriften an den saarländischen „Staatsdichter“ (Ludwig Harig?) entwerfen muß (S. 144f). Es ist enttäuschend, wenn der Genosse Dienstherr immer öfter *„den Herrn herausschälen“* läßt (S. 59) und man sich selber in der Dichotomie von *„Untenisten“* und *„Obenisten“* auf den Platz eines Untenisten verwiesen sieht. Es ist frustrierend, wenn der Chef der oberste Lektor ist und einem die Mehrzahl der Ausarbeitungen als *„unbrauchbar zu höheren Zwecken“* zurückgibt, wenn man erfahren muß, daß die eigenen Leistungen als *„in letzter Zeit sehr unbefriedigend“* beurteilt werden und wenn einem die Kollegin sagt: *„Er will Dich nur kaltstellen“* (S. 79). Toni Klammer, alter ego des Autors, fühlt sich schließlich zur Sache erniedrigt: *„Ich, eine Büroklammer von gewöhnlicher Herkunft (...)“* (S. 24).

Die letzte Demütigung ist dann, daß Toni Klammer über seine bevorstehende Versetzung nicht zuerst vom Vorgesetzten

unterrichtet wird, sondern von einem Kollegen, der ihm zuraut: „Wie, ich habe gehört, Sie wollen uns verlassen“ (S. 11). Klaus Bernarding wurde von Breitenbach in Brunhilde Peters Ministerium für Arbeit und Frauen abgeschoben, und als dieses wenige Monate später aufgelöst wurde, durfte Bernarding mit dem Bildungsministerium von Marianne Granz das dritte Ressort von innen kennenlernen. Viel Stoff für ein Buch, auch wenn Bernarding sich auf die Zeit bei Breitenbach beschränkt. Schon einmal, nach dem Weggang aus Sulzbach, hat Bernarding die Chance genutzt, die der Schriftsteller gegenüber den Verwaltern der Macht hat: seine Version von der Geschichte zu überliefern. Ergebnis war das schon zitierte Buch „Glückauf und nieder – Willkommen in Sultzwiller“.

In Bernardings neuem Buch figuriert Breitenbach als Minister Pompou, das Saarland heißt Saraffia, Oskar Lafontaine ist König Ola, der ehemalige Saarbrücker Oberbürgermeister Koebnick findet sich unter dem Namen Mühlich erwähnt, die SPD firmiert als Partei der Bewegung, und so weiter.

Aber die wenigen eingestreuten Indiskretionen über Regierung und Partei würden die Lektüre des Buches nicht lohnen. Daß Breitenbach im Programm des Saarländischen Sommers mehr Tanzveranstaltungen sehen wollte, weil seine Schwiegermutter eine begnadete Seniorentänzerin ist – es mag so gewesen sein. Daß der Minister – falls ich Bernardings umständliche Anspielungen richtig deute – ein gewisses Faible für weibliche

Schönheiten hat -, man nimmt es zur Kenntnis. Daß der Ministerpräsident seinen Anweisungen schon mal mit der Drohung Nachdruck verleiht: „Sonst trete ich dir in die Eier“ – man hält es für nicht ausgeschlossen. Aber das war's auch schon. Wer glaubt, in „Der Leitz wird's richten“ eine Schlüsselgeschichte über die Machtausübung der Sozialdemokraten an der Saar vor sich zu haben, der wird in seinen vordergründigen Erwartungen enttäuscht.

Thema des Sulzbach-Buches waren, laut Klappentext: „Motive und Abläufe von Entscheidungen auf der Ebene der Gemeinde, Praktiken der Verwaltungsspitze, der Gegensatz von Eigenwohl und Gemeinwohl“. Löst das „Leitz“-Buch nun für die Landesebene ein, was „Glückauf und nieder“ für die kommunale versprochen hatte? Verschafft es Einblicke in die Mechanismen der Ministerialbürokratie, legt es Strukturen der Machtausübung frei? Das Buch enttäuscht auch diese, nun legitime, Erwartung. Wer es nicht wußte, erfährt zwar (und glaubt es vielleicht gar nicht), daß es in den Ministerien eine Hierarchie der Farben gibt, wobei die grüne Tinte dem Minister vorbehalten bleibt (S. 57). Oder daß bei Dokumentationen gelegentlich mit Zahlen manipuliert wird (S. 36). Oder daß beim Abfassen von Protokollen Nützlichkeit vor Wahrheit geht (S. 48). Aber es bleibt bei punktuellen Formulierungen, bei Andeutungen in vagen Zusammenhängen. Nichts wird so konkret, daß sich dem Leser eine Erkenntnis erschließen kann. Alle Spuren sind mehrfach verwischt, statt Spuren

zu lesen sieht man nur noch Verwischungen.

Bisweilen tut das Buch so, als hole es aus zur großen politischen Abrechnung eines enttäuschten Genossen, der die Wahlversprechungen seiner Partei einklagt. „Nein, es hat keine Juli-Revolution gegeben!“, hatte Claude Tillier eine seiner Schriften genannt. Schon am Wahlsonntag im März 1985 fragt Bernarding: „Würden wir nun die anderen sein?“ (S. 10). Sein Toni Klammer war zunächst „noch blauäugig genug, um an eine Hochzeit zwischen der Macht und dem Geist glauben zu können“ (S. 91). Aber dann registriert er, wie sich die Gewinner binnen kurzem „von Altrot über Neurosa ins bläßlichste Pink“ verfärbten (S. 39). Mehr bietet das Buch nicht an politischer Kritik. Doch, es gibt noch eine gute Formulierung, die vom „abgekarteten Absolutismus“ an der Saar (S. 61).

Was Kritik aus den eigenen Reihen angeht, so ist man beim freien Schriftsteller Klaus Bernarding schlechter bedient als bei einem offiziellen Partei-Organ. Im „Juso-Telegraph“ schrieb Ulrich Ackermann vor kurzem: „War die Partei noch Mitte bis Ende der achtziger Jahre von engagierten Mitgliedern aus der Friedens-, Umwelt- und Gewerkschaftsbewegung geprägt, so geben heute angepaßte Karrieristen den Ton an. Dies gilt nicht nur für den Verwaltungsapparat auf Landes- und Gemeindeebene, sondern mittlerweile auch für Parteitage und -vorstände. Durch ein Geflecht von Abhängigkeiten wird jede kritische Initiative von unten im Keim erstickt.“

Bernardings Buch fußt auf Karteikarten, auf denen er am

Feierabend Erfahrungen, Einsichten, Formulierungen aus dem Berufsalltag notierte. Diese ursprünglichen Notate haben sich mit dem Herannahen des Publikationstermins offensichtlich in schlechte Abstraktheit aufgelöst. Und der Autor hat sich diesmal nicht nur hinter dem schon aus seinen früheren Büchern bekannten „Chronisten“ Kolas versteckt, sondern zusätzlich hinter dessen „jüngeren Ebenbild“ Toni Klammer. Aus realen Erfahrungen ist jetzt, alphabetisch in kleine „Sachkapitel“ geordnet, ein Geklingel mit Worten geworden.

Schade. Literatur ist für Bernarding hier kein Medium der Verdichtung, sondern der Verflüchtigung von Erfahrungen. Der Verflüchtigung in den unverbindlichen Selbstlauf des Satzschwalls, ins leere Wortspiel. Jedenfalls kann ich in Erörterungen über den Unterschied zwischen einer Sitzung und einer Stehung (S. 14), zwischen einem Auto und einem Autor (S. 16), zwischen „beinhalten“ und „Bein halten“ (S. 18), zwischen Berufung und Behufung (S. 21), zwischen Federführung und der Benutzung eines Kugelschreibers (S. 48) nichts Erhellendes entdecken.

Wenn „Der Leitz wird's richten“ im Saarland als ein politisches Buch begriffen würde, so würde das ein erschreckendes Licht auf die herrschenden Verhältnisse. Wäre die Angst vor dem Aussprechen der Wahrheit, die hier aus jeder Zeile spricht, berechtigt – wir lebten nicht mehr in einer Demokratie.

„Ein Beamter schweigt und sitzt“, schreibt Bernarding (S. 137). Ein Schriftsteller schwiege besser auch, wenn er uns nichts sagen will.

**Rainer Petto**

## Zauberei und Hexenwerk

*Eva Labouvie: Zauberei und Hexenwerk. Ländlicher Hexenglaube in der frühen Neuzeit, Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt a. M. 1991*

Lauers Barbell, um 1540 in Merchingen bei Merzig geboren, hatte in noch jungen Jahren ihr Dorf verlassen und sich in ein Dienstverhältnis bei einem Bauern in Esch begeben. Dort ließ sie sich mit einem Knecht ein, wurde schwanger, verlor daraufhin ihre Stelle und bald später durch eine Fehlgeburt ihr Kind. Sie kehrte nach Merchingen zurück, wo sie schließlich einen angesehenen Bauern heiratete. Gerüchte über ihr Schicksal in

der Fremde hielten sich jedoch hartnäckig, wurden noch verstärkt durch ihren Kontakt zu einer als Hexe gescholtenen Frau und durch einen über viele Jahre schwelenden Konflikt mit der Familie ihrer Schwester Sunna. Deren Familie hatte das Gerücht in die Welt gesetzt, Barbell habe durch Schadenzauber den Tod eines ihrer Pferde verursacht. Dieser Vorwurf war der Auftakt einer langen Reihe von Gerüchten – Todhexen ihres Schwagers, Schadenzauber an den Haustieren ihrer Schwester, Todhexen eines Erntehelfers durch einen Trank – und einiger Besagungen durch verurteilte Hexen. Lauers Barbell wurde schließlich der

Hexerei angeklagt und am 7. Oktober 1593 lebendig dem Feuer übergeben.

Barbells Schicksal ist nicht ungewöhnlich für eine in der Mitte des 16. Jahrhunderts im Saarraum geborene Frau. Dies ist nachzulesen in einer grundlegenden Studie über Zauberei und Hexenglaube in der frühen Neuzeit, die Eva Labouvie, Historikerin an der Universität des Saarlandes, in der historischen Reihe des Fischer Taschenbuchverlages vorgelegt hat. Die äußeren Fakten, hinter denen sich eine Unmenge Leid, Verzweiflung und Elend verbergen, sind rasch berichtet: Labouvie hat für den Saarraum insgesamt 591 Hexen-

prozesse nachweisen können, von denen etwa 460 mit der Hinrichtung endeten. Die Hauptverfolgungszeiten lagen zwischen 1569 und 1634, nur vereinzelt fanden noch Prozesse bis Ende des 17. Jahrhunderts statt. Die Opfer waren meist ältere Frauen aus den unteren sozialen Schichten. Doch grundsätzlich konnte jeder unter Hexereiverdacht geraten, ausgenommen waren nur der Adel, hohe Beamte, Angehörige angesehener Berufsgruppen und Kinder. In Relation zu seiner damaligen Bevölkerung gehörte der Saarraum zu den verfolgungsintensivsten Gebieten Mitteleuropas. Hexenprozesse und brennende Scheiterhaufen gehörten mancherorts zum Alltag der Landbevölkerung.

Zu den unrühmlichsten Kapiteln der Hexenverfolgungen, die zeitlich verschieden und verschieden intensiv ganz Europa erfaßten, sind in den letzten Jahren zahlreiche Publikationen mit unterschiedlichsten Theorien und Deutungsansätzen erschienen: soziale Konflikttheorien, Sozialdisziplinierungstheorien, Ausrottungs-, Krisen- und Angsttheorien, um nur einige zu nennen. Neuere Untersuchungen operieren gar wieder mit der unhaltbaren „Sündenbocktheorie“ oder mit der These von der aus bevölkerungspolitischen Gründen von der Kirche initiierten Ausrottung heilkundiger Frauen und Hebammen (Heinsohn/Steiger: Die Vernichtung der weisen Frauen), einer These, die Labouvie überzeugend zurückweisen kann. Jenseits von neuer Mythenbildung, monokausalen Erklärungsversuchen und regionale wie zeitliche Unterschiede nicht erfassenden Globalstudien

bemüht sie sich um einen sehr differenzierten Zugang zum Phänomen des Hexenglaubens. Ausgehend von Hexenprozeßakten aus dem Raum Saarland, Lothringen, Kurtrier und Pfalz-Zweibrücken und unter Berücksichtigung der konfessionellen und herrschaftlich-administrativen Heterogenität des Saarraumes sowie einer „Perspektive von unten“ geht sie in ihrer Untersuchung weit über die reine Analyse des Prozeß- und Verfolgungsgeschehens hinaus und lenkt die Aufmerksamkeit auf bisher in der Forschung nicht oder nur marginal thematisierte Aspekte. In den Mittelpunkt der Studie treten Fragen nach den Merkmalen eines spezifisch dörflichen Hexenglaubens und seinen Bezügen zu magisch geprägten Denk- und Handlungsmustern der Dorfbevölkerung, nach der Verfolgungs- und Aussagebereitschaft der Dorfmitglieder, nach dem sozialen Umfeld von Jäger und Opfer, nach den Zusammenhängen von Verfolgungswellen mit gesellschaftlichen Veränderungen.

Die Ergebnisse überraschen: Die Initiative zum Hexenprozeß gegen Lauers Bebell ging von ihrem unmittelbaren Lebensumfeld, ihrer Heimatgemeinde, aus. Nicht obrigkeitliche Hetzkampagnen leiteten im Saarraum die Verfolgungswellen ein, sondern die Landbevölkerung selbst. Und das mit System: Seit etwa 1580 entstanden in allen Herrschaftsgebieten des Saarraums dörfliche Hexenausschüsse, unter der Dorfllinde von der männlichen Bevölkerung gewählte „herrschaftlich unabhängige Interessenkörperschaften“, wie Labouvie betont. Je nach Größe der Ge-

meinde waren in den Ausschüssen zwischen einem und vier Dorfmitglieder vertreten. Deren Auftrag bestand in der Vorbereitung und Einleitung der strafrechtlichen Verfolgung vermeintlicher Hexen und Zauberer und in der Wahrnehmung der dörflichen Interessen während des Prozeßgeschehens, Funktionen, die in anderen deutschen Territorien obrigkeitliche Hexenjäger und Beamte übernahmen. Tatkräftig unterstützt von der Bevölkerung oblag den Ausschüssen u. a. die Zeugenbeschaffung, die Überprüfung vermuteter Schandzauberfälle, die Untersuchung von Gerüchten und Besagungen, die Erstellung der Anklageschrift mit Hilfe eines schreibkundigen Notars, die Kontaktaufnahme mit den zuständigen Hochgerichten, die Einreichung und der Vortrag der Anklagepunkte, bisweilen auch die Wahrnehmung polizeilicher Funktionen.

Der eigentliche Verfahrensverlauf bestand aus einem Vorverfahren und dem eigentlichen Hauptverfahren mit der „gütlichen Befragung“ durch Richter und Schöffen und der „peinlichen Frage“ durch den Scharfrichter. Nur wenige überstanden die Folter, ohne ein Geständnis abzulegen. Häufig belasteten sich die Angeklagten nicht nur selbst, sondern beschuldigten auch andere Personen der Hexerei. Labouvie gelingt es, aus den Gerichtsakten komplette Besagungsnetze zu rekonstruieren, wechselseitige Beschuldigungen, die zu immer neuen Prozessen führten. So besagte auch Lauers Barbell ihre Schwester Sunna, diese wiederum ihren eigenen Sohn. Beide endeten

ebenfalls auf dem Scheiterhaufen. Den Abschluß des Verfahrens bildete das zur Abschreckung öffentlich inszenierte Hinrichtungsritual. Bei lebendigem Leib oder nach vorheriger Strangulierung wurden die Verurteilten dem „reinigenden“ Feuer übergeben.

Die Autorin macht deutlich, daß der gesamte Verfolgungs- und Prozeßverlauf durch eine enge Kooperation der gemeindlichen Hexenausschüsse mit dem obrigkeitlichen Justizapparat gekennzeichnet war. Allerdings übernahmen die Ausschüsse den aktiveren Part. Immer wieder haben sie über Petitionen Druck auf die Obrigkeit ausgeübt. Da über die Schöffen auch die Gerichte gemeindlich besetzt waren, hatten die Gemeinden auch einen direkten Einfluß auf den Prozeßverlauf.

Die Voraussetzung für das Engagement der Landbevölkerung bei den Verfolgungen von Hexen war die Herausbildung eines typisch dörflichen Hexenglaubens, einer Synthese aus tradierten volksmagischen Vorstellungen und der kirchlich-dogmatischen Hexenlehre. Die „Hexenbulle“ (1484) und der berühmt-berüchtigte „Hexenhammer“ der „Inquisitores haereticæ pravitatis“ (1487) Heinrich Insistoris und Jakob Sprengers bildeten den Abschluß einer langen Entwicklung, die zur Ausformulierung der kirchlichen Hexenlehre führte. Anfänge dieser Entwicklung reichten bis ins Mittelalter zurück, wurden gespeist von einer verstärkten Rezeption älterer dämonologischer und frauenfeindlicher Schriften und dem seit dem 12. Jahrhundert von der Kirche geführten

Kampf gegen Ketzler und Sekten. Nach der dogmatischen Hexenlehre gehörten Hexen und Zauberer einer teuflischen Sekte an, paktierten mit dem Teufel, „fuhren“ zur Teufelsanbetung und Beuhlschaft zum Hexentanzplatz und bewirkten mit Hilfe des Teufels Schadenszauber an Menschen, Tieren und Nahrungsmitteln.

Diese von der Kirche propagierte Lehre, der sich die gesamte geistige Elite Europas verpflichtet fühlte, drang in einem fast hundertjährigen Vermittlungsprozeß, vornehmlich via Kanzel, in die Vorstellungswelt der Landbevölkerung ein. Sie fiel hier auf fruchtbaren Boden, weil magische Denk- und Handlungsformen fester Bestandteil der ländlich-bäuerlichen Kultur waren. Gegen existentielle Gefährdungen wie Krankheiten von Mensch und Tier, Mißernten und Hunger, Diebstahl und Unwetter galten die verschiedenen Formen der Magieausübung als geeignete Abwehrmaßnahmen. Neben von allen ausgeübte Formen der Magie gab es in den Dörfern auch besonders magieerfahrene Personen, wie beispielsweise die „Zaubersche“, die mit magischen Mitteln und Substanzen helfend und heilend („weiße Magie“), aber auch ebenso schadenstiftend („schwarze Magie“) operieren konnten. Eben dieser in der volksmagischen Tradition schon ausgeprägte und angstproduzierende Glaube an zumeist heimlich ausgeübte Schadenzauberei war das Bindeglied zur kirchlichen Hexenlehre, die die Hexe als schadenstiftendes teuflisches Werkzeug akzentuierte. Allerdings weist Labouvie nach, daß der dogmati-

sche Hexenglaube der dörflichen Lebenswelt und dem Magieverständnis der Landbevölkerung in einem langen Rezeptionsprozeß angepaßt wurde. Die typische „Dorfhexe“ war eben kein willfähiges Instrument des Teufels, sondern eher eine im Verborgenen agierende schadenstiftende Zauberin, der das Handwerk gelegt werden mußte, Hexentreffen entsprachen eher dörflichen Festen denn orgiastischen Teufelsanbetungen, dämonologische Elemente der kirchlichen Hexenlehre wurden mit volkstümlichen angereichert, und auf Hexerei zurückzuführende Schädigungen hatten keine andere Wertigkeit als von Krankheitsdämonen verursachte und konnten auch entsprechend mit einem ganzen Repertoire magischer Abwehrrituale bekämpft werden. Lieferte die Kirche durch päpstliche Bullen und bischöfliche Synodal- und Konzilsbeschlüsse die Legitimation für die Hexenjagd, so schufen die landesherrlichen Obrigkeiten auf der Basis der „Carolina“ (1532) die rechtlichen und institutionellen Voraussetzungen für das Strafdelikt „Hexerei“. Durch die Popularisierung der kirchlichen Hexenlehre und die Kriminalisierung der Hexe durch die weltliche Obrigkeit, im Saarraum ergänzt durch die Hexenausschüsse, entstand ein effizientes Verfolgungssystem.

Die Infiltration der dogmatischen Hexenlehre in das Handlungs- und Denkmuster der Landbevölkerung wirkte wie ein Katalysator auf angstbesetzte volksmagische Vorstellungen und führte zur Ausbildung eines Hexendeutungsmusters, das die Ausgrenzung schadenstiftender Magieformen auf Dauer zu er-

möglichen schien. Der einzelne hatte die Möglichkeit, eine schadenstiftende Hexe zu identifizieren, Abwehrmaßnahmen zu ergreifen und sie gegebenenfalls der weltlichen Gerichtsbarkeit zuzuführen.

Labouvie rekonstruiert mehrere Merkmalgruppen, die einen Hexereverdacht begründeten. Primäre Merkmale waren Besagungen durch andere angeklagte oder verurteilte Hexen und Zauberer sowie Gerüchte, die oft aus freundschaftlichen oder verwandtschaftlichen Beziehungen zu Verdächtigten, Hexereibeschimpfungen oder ungewöhnlichen, magisch besetzten Verhaltensweisen resultierten. Hinzu kamen sekundäre Merkmale: nonkonformes Verhalten innerhalb des dörflichen Moralkodexes und Moralsystems, erhöhte Konfliktbereitschaft oder auch Auffälligkeiten eines Gemeindemitgliedes durch besonderen ökonomischen Erfolg

Bestand für die kirchlichen Begründer die Funktion der Hexenlehre insbesondere in der Diskriminierung und Kriminalisierung außerhalb der Kirche stehender volksmagischer Praktiken und der Ausgrenzung ihrer Anhänger z. B. durch Kirchenstrafen, so sind für den ländlichen Hexenglauben drei Hauptfunktionen erkennbar. Seine psychisch-mentale Funktion bestand darin, daß er ein Erklärungsmodell lieferte für nicht-alltägliche und unerklärliche Ereignisse. Zweitens hatte der Hexenglaube innerhalb der Dorfgemeinschaft vor dem Hintergrund der im 16. und 17. Jahrhundert stark sich verändernden Sozialstruktur eine entlastende Wirkung. Das dadurch

in den Dörfern gestiegene Konfliktpotential wurde mangels alternativer Konfliktlösungsstrategien über die Hexenausschüsse kanalisiert und abgebaut. In den meisten Fällen gingen der Bereitschaft der Dorfmitglieder als Zeugen, Kläger und Denunzianten selbst gegenüber Nachbarn, Freunden und Verwandten aufzutreten, lang schwelende Streitigkeiten voraus. Schließlich dienten den Gemeinden Hexenverdächtigungen der Sozialdisziplinierung, der Stabilisierung dörflicher Harmonie und des ökonomischen Kräftegleichgewichtes, die für das Funktionieren der frühneuzeitlichen Dorfgemeinschaft von existentiellstem Interesse waren.

In ihrem abschließenden Kapitel geht Labouvie auf die Gründe für den allmählichen Zerfall des Hexenglaubens und das Ende der Hexenprozesse im Laufe des 17. Jahrhunderts ein. Sie verweist vor allem auf neue Entwicklungsprozesse im gesellschaftlich-sozialen, im ökonomischen und nicht zuletzt im mentalen Bereich. Eine der Ursachen für das Ende der Hexenprozesse war demnach die durch den Dreißigjährigen Krieg im Saarraum ausgelöste Zerstörung der Dorfgemeinschaften sowie der herrschenden Gewalt und Institutionen, wodurch wichtige Voraussetzungen für die Verfolgungen wegfielen. Zum anderen kritisierten fortschrittliche Juristen nach 1650 verstärkt die Verfolgungs- und Prozeßpraxis. Auch innerhalb der Landbevölkerung verlor der Hexenglaube als selbstverständliche Denkkategorie seine Wertigkeit, wurde verdrängt durch eine stärkere „Realitätsorientierung“ der Ge-

meindemitglieder. Schließlich gewannen neue Denk- und Handlungsweisen, die die Autorin am Beispiel des Armen- und Bettlerwesens aufzeigt, an Bedeutung. Die in der Mitte des 17. Jahrhunderts einsetzende Verlagerung der Armen- und Bettlerfürsorge von den Gemeinden auf obrigkeitliche Institutionen entlastete die Gemeinden ökonomisch und führte zu einer Reduktion des ländlichen Konfliktpotentials.

Mit ihrer Untersuchung ist es Eva Labouvie gelungen, wissenschaftlich fundiert und überzeugend, erstmals auf die „Inquisition von unten“ aufmerksam zu machen. Wenigstens im Saarraum war das Volk nicht Opfer weltlicher oder kirchlicher Willkür, sondern Täter und Opfer zugleich. Sie hat in ihrem Buch nach jahrelangen Forschungen Ergebnisse vorgelegt, die in der Diskussion des Hexenproblems eine herausragende Rolle spielen werden. Ferner kommt der Autorin das Verdienst zu, den Blick geschärft zu haben für die Bedeutung volksmagischer Praktiken, die jenseits unseres heutigen rationalen Weltbildes das Denken und Handeln der ländlichen Bevölkerung bestimmten und die Genese eines ländlichen Hexenglaubens bedingten. Man kann gespannt sein auf ihre nächste Untersuchung, die der Volksmagie als ein alternatives Denk- und Handlungsmuster zum Umgang mit der ländlich-bäuerlichen Lebenswelt gewidmet ist. Sie erscheint unter dem Titel „Verbotene Künste. Volksmagie und ‚ländlicher Aberglaube‘ in den Dorfgemeinden des Saarraums“ im September 92.

**Armin Schmitt**

# Prädikat: Nicht unerlässlich

Reinhold Wacker, *Das Land an Mosel und Saar mit Eifel und Hunsrück. Strukturen und Entwicklungen 1815-1990*, Speyer-Verlag, Trier 1991, 2. überarbeitete Auflage, 585 Seiten.

Ausweislich des Geleitwortes des Trierer Regierungspräsidenten versteht sich das zu rezensierende Buch als Festschrift zum 175jährigen Bestehen der am 22. April 1816 gebildeten ehemals preußischen Bezirksregierung in Trier und will „vor dem Leser ... in Schwerpunkten eine Verwaltungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Bezirkes von 1816 bis 1990“ entfalten. Dieser zugegebenermaßen für einen einzelnen Autor schwierigen Aufgabe hat sich der Leitende Regierungsschuldirektor Reinhold Wacker, Leiter des Referates Realschulen in der Trierer Bezirksregierung, unterzogen. Er selbst beschreibt seine Motivation mit den Worten: „Das Schicksal des einst großen preußischen Regierungsbezirks Trier, der vor dem I. Weltkrieg über das drittgrößte Industriepotential Deutschlands verfügte und eine bedeutende Verwaltungs- und Wirtschaftseinheit darstellte, forderte wegen einer mehrfachen territorialen Beschneidung mit der Folge einer drastischen wirtschaftlichen Abwärtsentwicklung meine Anteilnahme und mein politisches Gerechtigkeitsempfinden heraus.“ Aus dieser Blickrichtung ergibt sich notwendigerweise die einseitige Betrachtung der saarländischen Sonderentwicklung als bedauerliche Abspaltung vom Trierer Kernraum. Die allgemeine Erkenntnis über die Wirkkraft der Wirtschaftsstruktur und wirtschaftlicher Vorgänge für die Bildung funktionaler Raumein-

heiten bleibt außen vor. Das Buch enthält aber weit größere Lücken als dieses aus spezifisch saarländischer Sicht auffallende Defizit.

Die Gliederung des Stoffes nach einem sachthemen-chronologischen Mischschema in zehn Hauptkapitel (1. Die Eingliederung des Verwaltungsbezirks Trier in das Königreich Preußen, 2. Verwaltung und Volksrepräsentation bis 1850, 3. Strukturpolitische Maßnahmen zur Entwicklung der Region Saar-Mosel-Eifel-Hunsrück bis zur Reichsgründung, 4. Die Entwicklung des Erziehungs- und Bildungswesens bis zum I. Weltkrieg, 5. Die Entwicklung der Industrie und des Handels bis zum Ersten Weltkrieg, 6. Die Entwicklung der Städte und Gemeinden, 7. Die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Erschütterungen durch den I. Weltkrieg und ihre Folgewirkungen in der Weimarer Republik, 8. Das Trierer Land unter der nationalsozialistischen Herrschaft, 9. Der Regierungsbezirk Trier unter amerikanischer und französischer Militärverwaltung, 10. Der Regierungsbezirk Trier im Bundesland Rheinland-Pfalz) läßt schon Zweifel aufkommen, ob das Buch wirklich die vom Verfasser eröffnete Perspektive (S. 13) „nicht in erster Linie die Geschichte der Verwaltung zu beschreiben, sondern vielmehr auf den Hintergrund der landschaftlichen, geschichtlichen und politischen Bedingungen Strukturen und Entwicklungen in den für diesen Raum typischen Bereichen wie Land- und Forstwirtschaft, Weinbau, Bergbau und Hüttenwesen, Straßen- und Eisenbahnbau, gewerbliche Wirtschaft und Bildung“ darzustellen, wirklich erfüllt; denn aus der

Gliederung ergibt sich das Fehlen eines Kapitels über die Entfaltung des parteipolitischen Lebens zwischen 1850 und 1914. Tatsächlich enthält das Buch keine Angaben über das Entstehen von Parteien und anderen gesellschaftlich und politisch relevanten Vereinen und Verbänden in dieser Zeit, nichts über die großen Streiks und nur einige knappe Sätze über die schulischen Auswirkungen des Kulturkampfes, auch für die folgenden Jahrzehnte keine Ergebnisse der Reichstags-, Landtags- und Kreistagswahlen, abgesehen von den Wahlen zu den Nationalversammlungen im Frühjahr 1919. Eine Schilderung der Organisation der Arbeiterschaft und die gerade für Trier interessante Einflußnahme des Bischofs auf die Bildung der katholischen Arbeitervereine fehlt ebenso wie genaue Auflistungen der Erwerbsstruktur der Bevölkerung oder die Beschreibung der für das Moselland typischen Milieus. Die im Vorwort angekündigte „Sozialgeschichte“ beschränkt sich anscheinend auf einige, keineswegs durchlaufende Zahlen zur Bevölkerungsentwicklung des Bezirkes und einiger Städte und auf spärliche Hinweise auf Löhne und Lebenshaltungskosten. Noch fragmentarischer behandelt der Verfasser die NS-Zeit. Die „Verfolgung der politischen Gegner“ wird auf 1 1/2 Seiten abgetan. Davon verwendet er 13 Zeilen auf das Badeverbot für Juden im Trierer Stadtbad i. J. 1935. Für Mord und Terror dieser Zeit findet er ganze neun Worte: „Etlliche (Juden) erlitten schließlich das schreckliche Schicksal der sogenannten ‚Endlösung‘.“ Pogrome mit brennenden Synagogen, Deportationen, das im Regierungsbezirk Trier gelegene KZ-

Lager Hinzert werden nicht erwähnt. Dagegen lese ich auf Seite 376, daß sich das Dritte Reich „noch einmal schwer an dem Regierungsbezirk Trier versündigen (!) (sollte), als durch den politischen Einfluß des Gauleiters Simon von Koblenz-Trier der Restkreis St. Wendel-Baumholder 1937 zusammen mit dem oldenburgischen Kreis Birkenfeld dem Regierungsbezirk Koblenz angegliedert wurde“. Hier endet mein Verständnis für die individuelle Gewichtung geschichtlicher Ereignisse.

Von der Thematik her dürfte man erwarten, daß die preußischen Saarkreise bis zu ihrer Lösung aus dem Regierungsbezirk Trier, für die der Autor dem Leser die Wahl zwischen drei Terminen läßt: 1.1.1920 (S. 327), 1.2.1920 (S. 320 u. 333), 20.2.1920 (S. 298), ihrem wirtschaftlichen und politischen Gewicht entsprechend breit in die Darstellung einbezogen sind. Es stört mich eigentlich nicht, daß dies nicht der Fall ist und sie, abgesehen von den Unterabschnitten über die hiesige Montanindustrie, nur beiläufig erwähnt werden. Was mich aber bei der Lektüre und der Durchsicht des Literaturverzeichnisses in zunehmendem Maße frustrierte, ist, daß der Autor das Ergebnis einer rund vierzigjährigen saarländischen Geschichtsforschung nicht zur Kenntnis nimmt. Er zitiert und exzerpiert und referiert die Werke von Haßlacher (1912), Kloevekorn (1929), Kell (1925) und die Festschrift „25 Jahre Großstadt Saarbrücken“ (1934). Sein Literaturverzeichnis enthält 34 Titel von Monographien, Sammelwerken und Aufsätzen zur Geschichte des Saarlandes oder einzelner Städte, davon 25

aus der Zeit vor 1935. Dies ist um so unverständlicher, als die seit 1964 im Zweijahresturnus erscheinende „Saarländische Bibliographie“, von der inzwischen 14 Bände vorliegen, eine schnelle Orientierung über Neuerscheinungen zur saarländischen Landesgeschichte und Landeskunde ermöglicht.

Manche Daten der saarländischen Geschichte sind falsch: 1673 Annektion des Fürstentums Nassau-Saarbrücken durch Frankreich (vermutlich Verwechslung mit der militärischen Besetzung im Zuge von Kampfhandlungen oder mit der Reunion 1681), 1679 Frieden von Rijswijk (S. 30 u. 571), (richtig 1697), 1873 Gründung der Völklinger Hütte durch Karl Röchling (S. 278) (richtig gegründet 1873 durch Kölner Hüttenleute, 1881 von Karl Röchling käuflich erworben).

Eine Reihe von Formulierungen erinnert an die früher übliche nationalstaatliche Betrachtungsweise: „das deutsche Herzogtum Lothringen“ (S. 63), die „Rückkehr Saarbrückens unter preußische Herrschaft“ (S. 84), die Wiedergutmachung eines „auf dem Wiener Kongreß geschehenen Unrechtes“ (S. 29). Der Verfasser verstellt sich selbst dadurch ein Verständnis für die von Frankreich geforderte Revision des Zweiten Pariser Friedens und damit auch für die durch den Versailler Vertrag verfügte Beschneidung des Trierer Regierungsbezirks. Seit dem Reichstagsabschied von 1542 galt im Herzogtum Lothringen, zu dem auch Teile der Saargegend gehörten, nicht mehr die volle Souveränität des Reiches. Die von Frankreich auf lothringischem Gebiet angelegte Festung

Saarlouis wurde im Frieden von Rastatt 1714 bei Frankreich belassen und der Erbfall des gesamten Herzogtums Lothringen an Frankreich im Wiener Frieden von 1738 im Zuge einer umfassenden Regelung der in Europa anstehenden Erbfolgefragen zwischen den europäischen Mächten ausgehandelt, nicht ihnen von Frankreich in Form eines Diktatfriedens aufgezwungen. Von daher war es für Frankreich schon ein herber Verlust, wenn im Zweiten Pariser Frieden die Festung Saarlouis und gut zwei Dutzende früher herzoglich lothringischer, dann französischer Dörfer zwischen der Mosel und dem Warndt dem König von Preußen, der hier nie Besitz gehabt hatte, zugewiesen wurden. Anders der Fall Saarbrücken, hier war die Änderung von 1815 die Annullierung einer nicht gerechtfertigten Abweichung von der Grenze des Normaljahres 1792 im Ersten Pariser Friedensvertrag.

Der Würdigung des Buches durch den Trierer Regierungspräsidenten im Geleitwort, wonach der Verfasser ein wichtiges Stück rheinischer und rheinlandpfälzischer Landesgeschichte gesichert und die landesgeschichtliche Literatur beachtlich bereichert habe, vermag ich mich nicht anzuschließen. Dem im Regierungsbezirk Trier wohnenden Leser mag es eine unterschiedlich gewichtete Zusammenfassung mit deutlichen Akzenten auf der Schulgeschichte und mit großen Lücken in der politischen Geschichte sein. Für die Handbibliothek der saarländischen Geschichtsfreunde und Heimatforscher ist es nicht unerläßlich.

**Hans-Walter Herrmann**

# Christliche Politik an der Saar

*Markus Gestier, Die christlichen Parteien an der Saar und ihr Verhältnis zum deutschen Nationalstaat in den Abstimmungskämpfen 1935 und 1955, W. G. Röhrig Verlag, St. Ingbert 1991.*

Die von Karl Dietrich Bracher betreute Dissertation untersucht die Haltung der christlichen Parteien an der Saar während der beiden schicksalhaften Abstimmungskämpfe 1935 und 1955, die beide, freilich unter verschiedenen Vorzeichen und in unterschiedlichen historischen Situationen, die Rückkehr des Saargebiets zu Deutschland zum Inhalt hatten. Das „christliche Lager“, dem die politisch keineswegs enthaltsame katholische Geistlichkeit zugezählt werden muß, repräsentiert den überwiegenden Teil der zu über 70 % katholischen Saarbevölkerung, war aber mitnichten einheitlich, was sich in erster Linie aus der besonderen Situation des zweimal wegen seiner wirtschaftlichen Bedeutung von Deutschland abgetrennten Gebietes erklärt. Zunächst entstand in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts entlang den Bruchlinien des Kulturkampfes, einer allgemein deutschen Entwicklung folgend, die Organisation der Zentrumspartei mit ihrem breiten Rückhalt in katholischen Arbeiter- und christlichen Gewerkvereinen, im katholischen Milieu und an der teils eine soziale Vorkämpferrolle übernehmenden Geistlichkeit. Gegenüber dem konservativen oder liberalen preußischen Beamten- und Wirtschaftsbürgertum vertrat sie die Masse der katholischen Bevölkerung, die infolge der industriewirtschaftli-

chen Entwicklung und der damit verbundenen Einwanderung auch im Gebiet der ehemals protestantischen Territorien wie Nassau-Saarbrücken angewachsen war. Eine gewisse Homogenität der Führungsschicht des Zentrums ergab sich daraus, daß diese einer Bildungsschicht aus Angehörigen von Handwerker-, Bauern- und Arbeiterkreisen entstammte, die im Trierer Priesterseminar, in den Bildungseinrichtungen der Christlichen Gewerkschaften in Deutschland und in den Lehrerbildungsanstalten des saar-lothringischen Raumes geprägt worden waren.

Gestier vermag nun nachzuweisen, daß das Zentrum als stärkste politische Kraft in der Zeit der Völkerbundsverwaltung, die dem sog. Landesrat nur Anhörungs- und Beratungsrechte einräumte, eine latent und offen nationale Ausrichtung erfuhr, die zu seiner früheren, mehr naturrechtlich und sozial, und gegen den übertriebenen Nationalismus des Kaiserreichs gerichteten Haltung kontrastierte. Da andererseits die christlich-weltanschaulichen Fundamente des Programms, konkretisiert in den Forderungen nach Elternrecht, christlicher (nun deutscher) Schule, Schutz der Familien, Rechtsstaat und Sozialpolitik, intakt blieben, war die große Zerreißprobe unvermeidlich, in welche die Partei zwischen 1933 und 1935 geriet. Die 1935 bevorstehende Abstimmung über die Rückkehr zum „Reich“, einem zunehmend emotional aufgeladenen Begriff, schien die Erfüllung der bisher hochgehaltenen, nach Niederlage und Abtrennung verstärkten nationalen Orientierung zu bringen. Doch

das von den Nationalsozialisten nach der Machtübernahme proklamierte „Neuheidentum“, die Inhaftierung katholischer Geistlicher und Laien, die Aufhebung der katholischen Vereine, die Auflösung der Deutschen Zentrumspartei als der ersehnten politischen Heimat führten zu starker Verunsicherung bei Geistlichen und Parteiangehörigen, zur Polarisierung des Kirchen- und Parteivolkes. Diese wurde durch die Aktionen der NSDAP und die Bildung der am Führerprinzip ausgerichteten Deutschen Front verstärkt und endete häufig in unvermittelbar gegensätzlichen Stellungnahmen. Obwohl die nationale Orientierung bei dem Trierer Bischof Bornewasser und den meisten Priestern dominant blieb, schienen nur der Rückzug aus der Politik, die Konzentration auf das Religiöse und die Seelsorge einen Neutralität wahrenen Ausweg zu bieten, den denn auch die Kurie ergriff. Die aus Prinzipien des traditionellen Zentrumsprogramms gespeiste Status-quo-Bewegung, die zunächst Rückhalt in der an der Saar unverhältnismäßig starken christlichen Gewerkschaftsbewegung fand, schuf sich eine Organisation in dem „Deutschen Volksbund für christlich-soziale Gemeinschaft“, ein Presseorgan in der Neuen Saarpost und auswärtige Kontakte durch Reisen ihrer Anführer in den Vatikan und nach England. Das Engagement gegen den Nationalsozialismus vermochte aber kein der Rückkehr ins Reich adäquat konkurrierendes, zugkräftiges und massenwirksames Ziel anzugeben. Im mutigen, wenngleich aussichtslosen Kampf gegen den

Nationalsozialismus lag die besondere Leistung des Vollblutpolitikers Johannes Hoffmann, des sprachgewaltigen Chefredakteurs der Neuen Saarpost und späteren Ministerpräsidenten mit bedeutender Zukunftsperspektive. Sie wird etwas dadurch verdunkelt, daß Hoffmann den alten Zentrumsgefährten Pfarrer Bungarten, den die Nationalsozialisten verfolgt hatten, unter seiner Regierung zum Verlassen des Landes zwang. Aus seiner angemessen historisierenden Perspektive gelangt Gestier, Patrik von zur Mühlens These kritisierend, zu dem begründeten Schluß, daß infolge des geschickten Taktierens Bürckels, der unter dem Völkerbundregime und nach 1918/19 verstärkten prodeutschen Haltung der Bevölkerung, aber auch infolge der Eingriffe deutscher Regierungsstellen und der Terror verbreitenden NSDAP, die überwältigende Mehrheit der Saarbevölkerung aus einer „patriotisch-nationalen Einstellung“ für Deutschland votierte und die teils äußerst massiv geäußerten Bedenken gegenüber dem Unrechtssystem, so erschreckende Dimensionen es heute in der Rückschau angenommen hat, sozusagen westimmte.

Die Jahre zwischen 1945 und dem Referendum über das Saarstatut bieten eigentlich wenige Parallelen zu den Jahren vor 1935. Die interkonfessionell, christlich-demokratisch ausgerichtete Christliche Volkspartei (CVP) beschritt mit ihrer Billigung der Wirtschaftseinheit mit Frankreich und des Autonomiestatus neue Wege, behielt aber die traditionelle Verankerung in der christlichen Kulturpolitik bei

und zeigte sich im Jugend- und Familienschutz und in der Sozialpolitik anscheinend stärker der Zentrums Geschichte verpflichtet als die Christlich-Demokratische Union (CDU) der Bundesrepublik Deutschland. Erkenntniszuwachs gegenüber der bisherigen Literatur ergibt sich vor allem für die frühe Geschichte der CDU Saar zwischen 1950 und 1955. Von Adenauer zeitweise als Störenfried des europäischen Einigungsprozesses betrachtet, war die CDU Saar auf die Akzeptanz durch Bonner Stellen um so mehr angewiesen, als sie die prodeutsche Alternative zu der an Frankreich angelehnten Autonomiekonzeption Hoffmanns ergriff. Ihr zunächst nicht selbstverständliches Nein zum Saarstatut schälte sich aufgrund der Volksstimmung, des Drucks von unteren Parteigliederungen, der allgemeinen Opposition gegen die Freiheitsberaubungen der autoritären Hoffmann-Regierung und ihrer „Heimatbund“-Verbindung mit den eindeutiger prodeutsch gesinnten Liberalen und Sozialdemokraten immer deutlicher heraus. Die Auswüchse, Gewalt von der Straße und Polizeidruck, die den turbulenten Referendumskampf vor dem 24. Oktober 1955 kennzeichneten, verurteilt der Verfasser zu Recht. Aber er bemerkt auch, ohne dies als tröstliche Botschaft gegenüber den ins Unheil führenden Vorgängen von 1935 ausdrücklich herauszustellen, daß es in dem bis 1955 zum Kummer der Bischöfe von Trier und Speyer nachhaltig gespaltenen „christlichen Lager“ um Gegensätze im Rahmen eines übergreifenden Horizonts ging: Während die CVP, sicherlich in

Verkenning mancher Realitäten, das Saarland auf dem Königsweg nach Europa führen, es zum Musterland und Regierungsmittelpunkt („District of Columbia“) der europäischen Einigung erheben wollte, ordnete die CDU Saar ihre patriotischen Wallungen, nicht zuletzt aufgrund der Fingerzeige aus Bonn, ebenfalls einer europäischen Konzeption unter, die Ähnlichkeit mit Charles de Gaulles Vorstellung vom Europa der Vaterländer aufwies.

Der beigegebene Anlagenteil fiel zu breit aus, zuweilen fehlen Hinweise auf die Herkunft der Anlagen. Man vermißt das Personenregister, das eine Parteigeschichte enthalten sollte. Lohnd wäre im Anschluß an diese Arbeit sicherlich eine Untersuchung der Christlichen Gewerkschaften im Saarland. Diese spielten eine wesentliche Rolle in den Auseinandersetzungen um Hitler vor 1935, wie schon Elfriede Nebgen in ihrer Biographie über Jakob Kaiser und jüngst Michael Schäfer in seiner Biographie über Heinrich Imbusch (München 1990) angemerkt haben. Das Verschwinden der Christlichen Gewerkschaften zugunsten der Einheitsgewerkschaft nach der Rückgliederung dürfte, neben dem auch im Saarland voll durchschlagenden Säkularisierungstrend, eine Erklärung für die jüngsten politischen Entwicklungen im kleinsten Bundesland bieten.

**Winfried Becker**

# Grüß Gott und Heil Hitler

*Bernhard Hauptert, Franz-Josef Schäfer, Jugend zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Biografische Rekonstruktion als Alltagsgeschichte des Faschismus, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 952, Frankfurt 1991*

Bernhard Hauptert und Franz-Josef Schäfer haben den kühnen Versuch gewagt, die Biografie eines Menschen zu rekonstruieren, der kaum Selbstzeugnisse hinterlassen hat. Sie haben sich auf Erinnerungen gestützt, die ihnen 45 Jahre nach dem Tode ihres Helden mündlich mitgeteilt wurden, sie haben ausgewertet, was sie zur Sozialgeschichte seiner unmittelbaren Umgebung zusammentragen konnten, und sie haben die Fotos interpretiert, die von ihm überliefert sind. Das Ergebnis ist ein erstaunlich ausführliches und detailliertes Charakterbild eines saarländischen Bergmannsbauernsohnes, das zudem exemplarisch zu sein beansprucht für die Hitlerjüngengeneration.

Quellen- und methodenkritisch begründete Skepsis ist indessen angebracht. Die Interviewpassagen, die die Autoren wiedergeben, transportieren nicht das Bild einer Zeit oder einer Generation, sie zeugen allenfalls von der Sprachlosigkeit der saarländischen Dorfbewölkerung. Die Quellenlage erlaubte offensichtlich keine mikrologische Untersuchung der sozialen Handlungsrahmen in Familie, Dorf, Lehrwerkstatt, Kirche und HJ. Dieser Mangel wurde überbrückt, indem sehr allgemeine soziologische Weisheiten über die Mentalität von Bauern, katholisches Milieu, dörfliche Sozialisation usw. auf den eben zu

untersuchenden individuellen Gegenstand übertragen wurden. Und die Methode der „Objektiven Hermeneutik“, auf die sich die Autoren bei ihrer Fotoanalyse berufen, scheint eher subjektive Spekulationen zu begünstigen. Eine stringente und plausible Herleitung der Ergebnisse aus dem historischen Material kann folglich nicht bescheinigt werden.

Der Titel des Buches verspricht eine Untersuchung über das Spannungsfeld von Katholizismus und Nazismus. Der aufmerksame Leser allerdings gewinnt den Eindruck, daß von diesem Spannungsfeld auf dem untersuchten Dorf wenig zu spüren war. Zwar mögen dessen Einwohner vor und nach 1935 wenig im Sinn gehabt haben mit nationalsozialistischer „Weltanschauung“. Ihre Orientierung an überlieferten, stark von der Kirche beeinflussten Werten haben sie sicher nicht über Nacht aufgegeben. Dies aber trieb sie keineswegs in Konflikt mit dem Nazisystem, dessen Loyalitätsanspruch offensichtlich mit den vorgefundenen Verhaltensweisen reibungslos zu vereinbaren war. Anhaltend guter Kirchenbesuch und verbreitetes Mittun in den Naziorganisationen schlossen sich nicht aus. Der Vater unseres Helden grüßte „Guten Tag, Heil Hitler!“ (Wie er auf den „Euthanasie“-Mord an seinem Bruder reagierte, erfahren wir nicht). Der „Widerstand“ der katholischen Lehrerschaft bestand anscheinend in einigen in den Bart gebrummelten Worten. Verhaftet wurde einer der wenigen Kommunisten, nicht etwa der Pfarrer. Der hielt am Erntedankfest, bevor ein Festzug mit Nazisymbolen

stattfand, seinen Gottesdienst ab. Warum sollte da just sein Meßdiener, eben jener Dorfjunge, von dem Hauptert und Schäfer erzählen, in Seelennöte geraten sein, als er wie die meisten seiner Altersgenossen zur „Hitlerjugend“ ging? Genaues erfuhren die Autoren nicht. „*Ich weiß nur, daß er drin war. Ich war nicht drin,*“ ist die einzige Auskunft, die ihnen Oral History einbringt. Angesichts der offenkundig glatten Vereinbarkeit von katholischem und arbeiterbäuerlichem Milieu und Nazisystem wirken die aufwendigen Vermutungen, die Hauptert und Schäfer über das Innenleben ihres Helden anstellen, aufgesetzt und gekünstelt. Das wird wohl so wenig zerrissen gewesen sein wie seine schicksalsergebene Umgebung.

**Hans Horch**

# „Im übrigen ist nach den Bestimmungen des Rderl. vom 14.01.43 IV D 2 Kl.C.-450/4 2Kl.6-8I zu verfahren“

*Hans-Henning Krämer, Inge Plettenberg, Feind schafft mit ... Ausländische Arbeitskräfte im Saarland während des Zweiten Weltkriegs, Ottweiler Druckerei und Verlag, Ottweiler 1992*

Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs arbeiteten rund 70.000 Ausländer, teils Zivilisten, teils Kriegsgefangene, im Saarland. Wenn ältere Bürger sich dieser Zeiten erinnern, so erzählen sie gern von den Plünderungen und den Übergriffen gegen die einheimische Bevölkerung, die sich die meist russischen und polnischen Zwangsarbeiter während der Besetzung des Landes durch amerikanische Truppen zuschulden kommen ließen. Über die Ereignisse der vorangegangenen vier Jahre ist dann üblicherweise wenig zu erfahren.

Wer sich dafür interessiert, kann sich nun bestens informieren in dem hier anzuzeigenden Buch. Krämer und Plettenberg geben einen detaillierten, streng gegliederten, nüchternen Bericht, der um zahlreiche Fotos ergänzt ist. Sie zeigen, wie der anhaltende Krieg die Industrie vor das Problem des Arbeitskräftemangels stellte, und mit welchen Methoden welche Dienststellen dieses Problem lösten: Kriegsgefangene wurden von der Wehrmacht preisgünstig vermietet, Millionen von Zivilisten wurden unter Zwang oder unter Ausnutzung der in den besetzten Ländern herrschenden Not ins Reich verschleppt und dort zur Arbeit gezwungen. Im Bergbau und in der Hüttenindustrie des Saarlandes konzentrierten sich große Massen solcher Arbeitssklaven, aber auch Handwerksbetriebe, Bauernhöfe und Privathaushalte

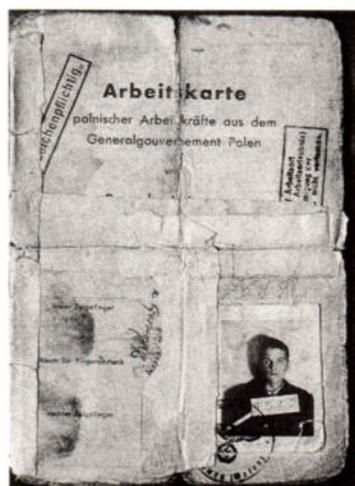
kamen nicht zu kurz. Die Arbeitsbedingungen insbesondere in der Schwerindustrie und insbesondere die der Arbeiter aus Polen und der Sowjetunion waren unmenschlich, ebenso die Lebensbedingungen in den zahllosen Barackenlagern und provisorischen Quartieren. Viele Zwangsarbeiter starben an Entkräftung und Entbehrung. Die blanke Not und der Terror trieben die verzweifeltsten Reaktionen hervor. Sogar ein Fall von Kannibalismus ist überliefert.

Prügel und ein ausgeklügeltes System von Überwachung und Terror waren die wichtigsten Mittel der Disziplinierung. Die aus der vornazistischen Zeit überkommene Institution des Werksschutzes leistete, dank ihrer Zusammenarbeit mit der Gestapo, den wichtigsten Beitrag. Hermann Röchling, Organisator der Kriegswirtschaft und Eigentümer der Völklinger Hütte, ließ in Etzenhofen ein werkseigenes Arbeitererziehungslager errichten, dessen besonderer Sadismus dokumentiert ist. Auch im Erweiterten Polizeigefängnis

Neue Bremm wurden zahlreiche ausländische Arbeiter gequält und getötet. Viele wurden in Konzentrationslager eingeliefert, und es gab auch Hinrichtungen in den Lagern der Region.

Die Kontakte der ausländischen Arbeiter mit der eingesessenen Bevölkerung sollten auf die Notwendigkeiten des Arbeitsprozesses beschränkt bleiben. Bürokratische Anweisungen und rassistische Hetze sollten für Distanz und für eine entsprechende Aufführung des „Herrenvolkes“ sorgen. Und so mancher Vorarbeiter ließ sich diese Gelegenheit nicht entgehen. Belegt sind jedoch auch Beispiele menschlichen Anstands. Insgesamt ist das Bild, das Krämer und Plettenberg vom Verhalten der Einheimischen zeichnen, wenig konturiert. Eine Gesamtwertung wird nicht versucht. Immerhin erfahren wir, daß die geplante strenge Separierung nicht praktikabel war. Die Bedrängnisse des Alltags ließen Einheimische und Zwangsarbeiter trotz Verbots gelegentlich zusammenrücken. Gegen Kriegsende verloren die überforderten Repressionsorgane zunehmend die Kontrolle über ihre Opfer.

Besonders erschütternd zu lesen ist das Kapitel „Liebe in Zeiten der Zwangsarbeit“. Sexueller Kontakt unter den ausländischen Arbeitskräften war verboten; als todeswürdiges Verbrechen galt der Verkehr mit Deutschen, die ihrerseits mit KZ-Haft bestraft werden konnten. In einem Falle demütigten Justiz und SA-Mitglieder in niederträchtigster Weise junge Frauen, die mit französischen Kriegsgefangenen „verbotenen Umgang“ hatten. Die im Wortlaut wiedergegebene



Kreis Saarbrücken-Stadt		Seite 5		Nationalität		Polen				
Nr.	Name	Geburts-		Tag der		Abfertiger (Name der Dienststelle)	Beruf	Arbeitsort		Bemerkungen (siehe Vermerk, einschlägige Anmeldung, Aufenthalt)
		Ort	Tag	Ankunft	Abreise			in Lager oder Platz nach	in Dlag	
101	Holawa Helene	Ireku	21.6.34	14.6.43	nicht abgemeldet		unbek.	Seegermündenstr.2608		
102	Hopek Frens	Diekowitz	1.12.01	6.6.41	20.8.41	Fechingen	Arbeiter	Friedrichschule Leger		
103	Nreharowska Olga	Gullowdy	25.3.34	25.11.40	6.1.41	Altenfeld	Hausgehilfin	Schinkelstr.12		
104	Hytry Jozina	Schlemsdorf	13.7.25	4.11.40	nicht abgemeldet		Hausgehilfin	Be rufertstr.84		
105	Illesuat Olga	Duboskiewicz	12.4.25	17.4.41	nicht abgemeldet		Hausgehilfin	Mittenstr.17		
106	Jegla Anne	Wauk	6.7.13	21.10.40	14.11.40	Merlenboch	Hausgehilfin	Eisenbahnstr.36		
107	Jakubowska Christine	Strickau	6.11.26	14.12.43	nicht abgemeldet		Hausgehilfin	Feldmönstr.154		
108	Jagoszewski Julius Tedeus	Josanyalony	21.7.10	30.10.42	30.10.42	Püttlingen	Buchhändler	Krenzeleberg 37		
109	Jakubowski Johanna	unbek.	11.1.24	30.4.41	2.2.42	Algringen	Hausgehilfin	Jakobstr.41		
110	Jank Theodora	Freisingen	3.4.25	9.9.41	23.5.41	Freisingen	Hausgehilfin	Schinkelstr.1		
111	Jasnikowska Maria	Ternositz	24.10.27	unbek.	10.12.42	Neunkirchen	Hausgehilfin	Am Römerkell		
112	Jaworsky Fessel	Peasfelde	23.10.15	20.8.43	nicht abgemeldet		Hilfsarbeiter	Sissenstr.10		
113	Jesonek Irena	Houvine	25.4.22	21.7.44	nicht abgemeldet		Angestellte	Schinkelstr.17		v.Gestapo festgenommen
114	Jusowzyk Casimire	Bosclowic	25.9.23	18.10.40	7.11.44	Merlenboch	Hausgehilfin	Speicherbergstr.9		
115	Kaczmarek Sylvester	Anastuzewo	25.12.30	18.11.41	nicht abgemeldet		Schmid	Wilhelmstr.12		
116	Kalinosaki Maria	Florschingen	2.11.25	8.9.41	31.3.42	Algringen	Hausgehilfin	Bel dystr.8		
117	Kaminski Stanislaw	Freisingen	8.2.27	1.8.41	16.10.44	Merlenboch	Hausgehilfin	Feldmönstr.117		
118	Kepco Jan	Konow	24.6.34	27.3.44	nicht abgemeldet		Landsrbeiter	Ty lstr.15		
119	Korman Kurt	Poluponowka	25.7.22	7.5.42	nicht abgemeldet		Landsrbeiter	Augustinerstr.11		
120	Karsztk Helene	Recklinghausen	27.7.22	1.11.40	29.6.41	Feldheim	Hausgehilfin	Bonnhofstr.109		
121	Kaszarek Helene	Poesen	28.7.22	2.10.44	1.9.44	Stieringen	Hausgehilfin	Viktoriastr.28		
122	Kaszarek Sophie	Hausdela	30.5.24	6.7.43	15.2.44	Fechingen	Hausgehilfin	Schillstr.15		
123	Katschinski Maria	unbek.	2.7.25	23.1.42	18.4.42	Metz	Hausgehilfin	Berthovstr.1		
124	Kaszarek Johannes	Pleskow	16.8.21	16.10.40	13.6.41	Bad Arb	unbek.	Rückert str.1		
125	Kaszarek Marianne	Freisingen	4.2.25	15.1.41	nicht abgemeldet		Hausgehilfin	Ottweilerstr.28		

nen Akten zur Hinrichtung eines ukrainischen Arbeiters, in penibelster Amtssprache gehalten, sagen über das Nazisystem mehr, als es jeder Kommentar vermöchte.

Überhaupt sind die der Darstellung beigegebenen Quellen von hoher Aussagekraft. Lageberichte des Oberbergamtes Saarbrücken dokumentieren die vielfältigen Sorgen, die das Menschenmaterial den geplagten Behörden bereitete. Erstmals werden längere Auszüge aus den Akten des Rastatter Kriegsverbrecherprozesses gegen Hermann Röchling veröffentlicht. Diese, in Frankreich unter Verschluss, fanden sich in Abschrift in einem Archiv des polnischen Justizministeriums. Spätestens jetzt, wo sie in deutscher Übersetzung

vorliegen, sollten sie insbesondere in Völklingen zu einer Neubewertung des Kommerzienrates beitragen.

Hoch interessant auch die Erfahrungsberichte polnischer, russischer und französischer Arbeiter und deutscher Augenzeugen, die Krämer und Plettenberg zusammengetragen haben. Hier hätte man sich noch einige Interviews über das Verhältnis von Einheimischen und Ausländern gewünscht. Zumal die häufig zwangsweise erfolgte Repatriierung insbesondere sowjetischer Arbeiter gerne genutzt wird, um Legenden über die freundliche Aufnahme der Fremden zu spinnen oder um den Nazismus gegen den Stalinismus aufzurechnen, wäre es zudem angebracht gewesen, die Verfolgungen der

heimkehrenden Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen in der Sowjetunion zu diskutieren. Nicht zuletzt stört mich der unangemessen launige, dieser hervorragenden Untersuchung schadende Titel des Buches.

Hans Horch

# Das neubearbeitete Saarlandbuch zur Neubearbeitung empfohlen

Dieter Staerk (Hg.): *Das Saarlandbuch, 5. neubearbeitete Auflage* Minerva-Verlag, Thinnes & Nolte, Saarbrücken 1990, 492 Seiten mit 272 Abbildungen, 1 Farbtafel.

Das von Dieter Staerk in 5. Auflage (Erstaufl. 1981 herausgegebene, fast 500 Seiten starke Saarlandbuch erschien 1990.

Namhafte Fachleute haben z. T. ihre Beiträge überarbeitet, aktualisiert; wenige neue Beiträge wurden aufgenommen, einige bisher schon vorhandene Beiträge wurden von anderen Autoren neu geschrieben. Die weitaus meisten Beiträge blieben gegenüber der 4. Auflage von 1985 aber unverändert.

Das Buch ist insgesamt leserfreundlich gestaltet mit vielen beitragsbezogenen Abbildungen. Der Preis von 89 DM wird den Käuferkreis allerdings stark einschränken.

„Es ist für die Freizeitgestaltung wie für den Unterricht gedacht. Es bietet sich einerseits als Führer für den Touristen, andererseits als wichtige Informationsquelle für Schüler, Studenten, Lehrer, für landeskundlich Interessierte, für Politiker, für Gemeinden und Städte, Behörden und Institutionen, für die Wirtschaft und Gesellschaft überhaupt, im überschaubaren Rahmen an. Es will als Leitfadens und Orientierungshilfe für Exkursionen und Besichtigungen dienen“, schreibt Dieter Staerk im wieder abgedruckten Vorwort zur ersten Auflage.

Das Buch ist in sechs Kapitel eingeteilt, mit den eindeutigen Schwerpunkten „Geschichte und Kunstgeschichte“ (S. 24–258) und „Kulturelle Szene“ (S. 260–372). Schwerpunktbildung ist

dem Herausgeber und den Autoren selbstverständlich zugestanden. Es bleibt aber ohne jegliches Verständnis, warum die Kapitel „Natur und Landschaft“ mit 11 Seiten und „Gesundheit – Sport – Freizeit“ mit 14 Seiten mehr als stiefmütterlich behandelt werden.

Die wesentlich größere Bedeutung, die den Themen „Natur und Landschaft“ sowohl im allgemeinen Bewußtsein als auch in der praktischen Beachtung bei Maßnahmen Privater und solcher der öffentlichen Hand zukommt, wird vollends unbeachtet gelassen. Der knapp 18zeilige Beitrag über Landwirtschaft (S. 456), sollte durch die Problematik heutiger Anforderungen (ökologischer Landbau, Extensivierung, Kulturlandschaft als Stichworte) erweitert und vertieft werden.

Ebenso ergänzungsbedürftig ist der Beitrag von Hans Ulrich Behm zu „Ferien und Erholung im Saarland“, der über neue Initiativen im Bereich des „sanften Tourismus“ ebenso hinweggeht, wie er Hinweise auf Industrierundwanderwege beziehungsweise industriegeschichtliche Lehrpfade vermissen läßt.

Für alle von Dieter Staerk angesprochenen Personenkreise, die sich einen ersten Überblick über Geschichte, Kultur und Wirtschaft des Saarlandes machen wollen, bieten die Beiträge wichtige Informationen in – fast ausnahmslos – gut lesbarer Form.

Aber gerade wenn sich dieses Buch auch an „Besucher und Gäste aus dem In- und Ausland“ richtet, wie Staerk formuliert, bleibt folgendes zu fragen:

Warum befindet sich keine Saarlandkarte zur Orientierung dieser Besucher und Gäste in diesem Band?

Warum wurde „bewußt“ (Staerk) auf ein Literaturverzeichnis verzichtet?

Für auswärtige Gäste, aber auch für Saarländerinnen und Saarländer, die sich erstmals mit dieser Region beschäftigen, wäre ein Literaturverzeichnis eine unentbehrliche Hilfe zur intensiveren Weiterbeschäftigung mit diesem Thema. Auf 2 Seiten hätte die wichtigste weiterführende Literatur aufgeführt werden können.

Neben diesen mehr konzeptionellen Fragen hat der Rezensent allerdings auch mit der inhaltlichen Darstellung einiger Beiträge erhebliche Probleme. Dies soll – nur beispielhaft – an dem Beitrag von Klaus Altmeyer, „Vom Versailler Vertrag zur I. Volksabstimmung 1919–1935“ verdeutlicht werden (S. 210–21)

– Bezugnehmend auf das „besondere soziale System an der Saar“ schreibt Altmeyer: „Erst nach dem Tode des Hüttenwerksbesitzers und Reichstagsabgeordneten Ferdinand von Stumm im Jahre 1901 endete dieses System, gleichzeitig konnten die Gewerkschaften sich frei entfalten“ (S. 210).

Ein Blick in die neuere sozialgeschichtliche Saarliteratur hätte klar erkennen lassen, daß auch nach dem Tode Stumms das Sozialistengesetz der Saarindustrie galt, ja sogar explizit erneuert wurde und Alexander Tille mit seiner rigiden Ablehnung der Sozialdemokratie und jeglicher Form von Gewerkschaften in keinster Weise hinter Stumm zurückstand.

Übrigens nur wenige Seiten vor dieser Aussage von Altmeyer stellte Hanns Klein in seinem Artikel „Das Saarland vom Wiener Kongreß bis zum I. Weltkrieg“ diesen Sachverhalt wesentlich differenzierter dar (S. 195–203).

„Die rasch fortschreitende Industrialisierung änderte nichts Grundlegendes an der konfessionellen Zusammensetzung“ (S. 210) schreibt Altmeyer. Für welchen Zeitabschnitt soll diese Aussage gelten? Die beginnende Industrialisierung nach 1850 mit der großen regionalen Wanderungsbewegung der Arbeitskräfte ins Saarindustrieviertel hat die Konfessionsverhältnisse in den ehemals evangelischen Gebieten (z. B. Nassau-Saarbrücken) geradezu auf den Kopf gestellt, was erhebliche Bedeutung für die weitere Entwicklung der saarländischen Sozialgeschichte, z. B. der Entwicklung der Arbeiterbewegung hatte.

Mit keinem Wort geht Altmeyer bei der Darstellung des 100tägigen Bergarbeiterstreiks von 1923 darauf ein, daß es keine sozial- oder tarifpolitische Auseinandersetzung war, sondern ein politischer Streik zur Unterstützung des passiver Widerstandes gegen die Ruhrbesetzung durch Frankreich (213). Kein Wort auch über die langfristigen Folgen dieser nationalistischen Auseinandersetzung im Hinblick auf die Saarabstimmung 1933–1935. „Die bürgerlichen Parteien... und die NSDAP Saar schlossen sich am 14. Juli 1933 in der ‚Deutschen‘ Front zusammen. Sie gaben alle ihre eigenständige Organisation auf...

(217). Selbst die NSDAP wurde im Februar 1934 im Saargebiet aufgelöst, um die innere Festigung der ‚Deutschen Front‘ zu erreichen (218).

Mit dem zweiten Satz widerspricht Altmeyer – richtigerweise – seinem vorhergehende Satz, die NSDAP Saar hätte schon im Juli 1933 bei der Gründung der sog. I. „Deutschen Front“ ihre organisatorische Eigenständigkeit aufgegeben. Warum erwähnt Altmeyer mit keinem Wort, daß die „Deutsche Front“ nach der Auflösung der NSDAP Saar 1934 personell, von der Programmatik und vom organisatorischen Aufbau her die ideale Tarnorganisation für die NSDAP war?

Diese Beispiele könnten – auch bei anderen Beiträgen – fortgesetzt werden. Ein sorgfältiger Umgang mit Fakten und eine differenzierendere Darstellung historischer Ereignisse und Zusammenhänge wäre zu wünschen. Auf die notwendige Kürze der Beiträge lassen sich solche Ungenauigkeiten nicht schieben.

Wie schnell politische Entscheidungen heutzutage überholt sind, muß Hans-Joachim Fontaine in seiner „Politischen Landeskunde“ (S: 249–57) erkennen. Die Darstellung über die Regierung des Saarlandes ist durch eine Änderung des Ressortzuschnittes schon überholt. Ob der Abdruck der Geschäftsbereiche der Landesregierung – selbst wenn sie noch so aktuell wäre – über zwei Seiten hinweg für die Leserinnen und Leser von Interesse ist, mag zu recht bezweifelt werden.

Fazit:

Das Saarlandbuch, in 5. neubearbeiteter Auflage 1990 von Dieter Staerk herausgegeben, gehört sicherlich zu den wichtigsten Informationsquellen, die zu Rate gezogen werden sollten, wenn man sich einen Überblick über das Saarland in Vergangenheit und Gegenwart verschaffen will.

Im Hinblick auf eine – sicherlich – kommende 6. Auflage sollte das Buch in einigen Kapiteln neu zugeschnitten und ergänzt werden. Einzelbeiträge bedürfen dringend der inhaltlichen Überarbeitung.

**Joachim Heinz**

**Prof. Dr. Winfried Becker** lehrt Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Passau.

**Erich Bollinger**, Homburg-Wörschweiler, ist Dipl.-Pädagoge und Konrektor einer Hauptschule.

**Prof. Dr. Michael Brocke** lehrt Judaistik an der Freien Universität Berlin. Er ist insbesondere mit der Erforschung jüdischer Friedhöfe befaßt.

**Prof. Dr. Micha Brumlik** lehrt Erziehungswissenschaften an der Universität Heidelberg. Er ist durch scharfe Kritik des Pazifismus größerer Öffentlichkeit bekannt geworden.

**Dirk Bubel**: 1977 – 81 Mitherausgeber von „Versuche“, Saarländische Zeitschrift für Literatur und Graphik. 1982 – 84 Kleinbauer in Griechenland. 1987 – 89 Mitarbeiter des Literaturbüros in Saarbrücken. Seit 1989 Projektberatung bei Arbeit und Kultur Saarland GmbH.

**Fidel Flaneur** lebt seit zwanzig Jahren als lernbegieriger Dilettant in Saarbrücken.

**Angela Fitz** hospitierte in der Spielzeit 1984 – 85 in der Dramaturgie des Saarländischen Staatstheaters Saarbrücken und absolvierte anschließend zwei Regieassistenzen. Zur Zeit wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität des Saarlandes im Fachbereich Germanistik.

**Prof. Dr. Nissim Francez** lehrt Informatik an der Universität Haifa.

**Christian Gattinoni**, geb. 1950, lebt in Paris und Arles. Er ist Mitglied der Internationalen Vereinigung der Kunstkritiker, Professor an der Ecole Nationale de la Photographie in Arles und freier Mitarbeiter des Radiosenders France Culture. Letzte Veröffentlichungen: „Ecrans-Icones“ bei Art Brenne 1991, „Photographie, les cinq sens“ bei Editions Actes Sud 1991.

**Günther Bernd Ginzel**, Jg. 1946, studierte Kunst, Kunstgeschichte, Judaistik und Soziologie in Jerusalem und Köln. Seit 1970 Medien- und Buchautor zur Jüdischen Geschichte, zum jüdisch-christlichen Zusammenleben, zu Antisemitismus. Vorstandsmitglied im Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit und der Germania Judaica, der Bibliothek für die Geschichte des deutschen Judentums, Köln. Jüdischer Rundfunkbeauftragter der Jüdischen Landesverbände Rheinland, Westfalen und Köln, und weitere Funktionen.

**Joachim Heinz**: Studium der Geschichte und Politik in Saarbrücken. Mitarbeit bei der Friedrich-Ebert-Stiftung und, seit 1989, im Fernseh-Archiv des Saarländischen Rundfunks. Historische und regionalgeschichtliche Veröffentlichungen.

**Prof. Dr. Hans Walter Herrmann** leitet das saarländische Landesarchiv, hat zahlreiche Beiträge zur Geschichte der Region veröffentlicht.

**Michael Höfner**: Freier Journalist mit Schwerpunkt Film/Medien. Lebt in Berlin.

**Dr. Hans Horch**: Sozialwissenschaftliches und

germanistisches Studium in Hannover. Beschäftigung in der Erwachsenenbildung. Soziologische und historische Publikationen, populärwissenschaftliche Radiosendungen, Essays.

**Achim Huber**, geb. 1956, Studium der Soziologie und Philosophie, wissenschaftlicher Mitarbeiter am ISO-Institut, Saarbrücken.

**Juliane Kuhn**: Dramaturgie- und Regieassistentin am Saarländischen Staatstheater Saarbrücken. Zur Zeit wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität des Saarlandes im Fachbereich Germanistik. Promoviert über Peter Weiss und Exilliteratur.

**Naomi Nir-Bleimling**, geb. in Israel, dort Studium der Germanistik, seit zehn Jahren in Deutschland und mit einem Deutschen verheiratet. Angestellt an der Universität und als Hebräischlehrerin.

**Bernd Nixdorf**, geb. 1961, kaufmännische Ausbildung mit anschließender Arbeitslosigkeit. Dem Saarland zum Trotz von Anglomanie besessen, studiert z. Z. Philosophie an den letzten Überresten des philosophischen Instituts der Universität Saarbrücken.

**Rainer Petto**: Studium der Germanistik und Soziologie in Saarbrücken und Freiburg/Br. Hörfunkredakteur in der Abteilung Regionale Kultur des Saarländischen Rundfunks.

**Fabian Samuel**, geb. in der Schweiz, Musikstudium in Freiburg/Br., Übersetzerstudium in Zürich, arbeitet dort als Übersetzer.

**Armin Schmitt**: Studium der Geschichte und Germanistik an der Universität Saarbrücken. Zur Zeit unterrichtliche Tätigkeit an einer Gesamtschule. Projektarbeit im Bereich Industriekultur.

**Dr. Dietmar Schmitz**: politikwissenschaftliches und germanistisches Studium u. a. in Wien, Bern und Berlin. Tätigkeiten als Gymnasiallehrer, in der Privatwirtschaft, im Pressereferat des Saarländischen Umweltministeriums. Seit 1988 Beschäftigung in der kommunalen Kultur- und Umweltverwaltung. Journalistische Tätigkeit.

**Dr. Herbert Wender** leitet z. Zt. das DFG-Projekt „Goethe-Datenbank“ an der Universität des Saarlandes.

**Dr. Tobias Widmaier**: musikwissenschaftliches, volkskundliches und politologisches Studium in Freiburg. Wissenschaftlicher Angestellter an der Universität des Saarlandes, Rundfunkautor.

**Christa Wolf**, geb. 1929 in Landsberg/Warthe, seit 1962 freie Autorin. 1980 Georg-Büchner-Preis. Ihre Erzählung „Kassandra“ erschien 1983. Zuletzt „Sommerstück“ (1989).

*Nachtrag zu Heft 66:* **Raymonde Temkine**, die Autorin des Beitrages „Theater in Frankreich“, lebt und arbeitet in Paris. Sie ist Theaterkritikerin der Zeitschriften „Europe“, „Acteurs“, „Theatre public“, Mitarbeiterin der in Paris erscheinenden „Encyclopaedia Universalis“ und Autorin zahlreicher Essays über das Theater.



